



Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Société suisse d'histoire
Società svizzera di storia
Societad svizra d'istorgia

SCHWEIZERISCHE ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTE

REVUE SUISSE
D'HISTOIRE

RIVISTA STORICA
SVIZZERA

SCHWABE VERLAG

Vol. 71/2
2021

Inhalt / contenu / indice

Artikel / Articles / Articoli

- Philipp Krauer*: Zwischen Geld, Gewalt und Rassismus: Neue Perspektiven auf die koloniale Schweizer Söldnermigration nach Südostasien, 1848–1914 229
- Pascal Michel*: «Wer soll König und Herr im Lande sein?» Die Kontroverse um die Einführung der Volksinitiative auf Partialrevision 1891 251
- Emmanuel Dalle Mulle, Mona Bieling*: The Ambivalent Legacy of Minority Protection for Human Rights 267
- Václav Horčíčka*: Die tschechoslowakische Bodenreform auf den Gütern Schweizer Bürger, 1918–1939 291
- Matthieu Gillibert*: Entre migration et formation: les étudiant·e·s réfugié·e·s à l'épreuve de la démocratie directe zurichoise 312

Debatte / Débat / Dibattito

- Damiano Matasci*: L'histoire mondiale: un modèle historiographique en question 333

Miszellen / Mélanges / Miscela

- Gilbert Coutaz*: L'enquête européenne du roi de France Louis XV sur les impositions (1763–1768): la grande oubliée des historiens suisses 347

Rezensionen / Recensions / Recensioni

- Prisca Roth*: Korporativ denken, genossenschaftlich organisieren, feudal handeln. Die Gemeinden und ihre Praktiken im Bergell des 14.–16. Jahrhunderts (R. Wunderli) 367
- Andrea Caracausi, Nicoletta Rolla, Marco Schnyder (éds.)*: Travail et mobilité en Europe. XVI^e–XIX^e siècles (G. Marcon) 368
- Carlo Moos*: Das «andere» Risorgimento. Der Mailänder Demokrat Carlo Cattaneo im Schweizer Exil 1848–1869 (S. De Pretto) 370
- Silke Margherita Redolfi*: Die verlorenen Töchter. Der Verlust des Schweizer Bürgerrechts bei der Heirat eines Ausländers. Rechtliche Situation und Lebensalltag ausgebürgerter Schweizerinnen bis 1952 (D. Lysser) 372

<i>Georges Andrey</i> : L'histoire de la Suisse pour les nuls (J.-P. Villard)	374
<i>Johannes Willms</i> : Der General. Charles de Gaulle und sein Jahrhundert. Biographie (P. Rosin)	375
<i>Elife Biçer-Deveci</i> : Die osmanisch-türkische Frauenbewegung im Kontext internationaler Frauenorganisationen. Eine Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte von 1895 bis 1935 (U. Brandenburg)	377
<i>Sabina Bossert</i> : David Frankfurter (1909–1982). Das Selbstbild des Gustloff-Attentäters (P. Kury)	379
<i>Susan Barton</i> : Internment in Switzerland during the First World War (T. Cubito)	381
<i>Lea Moliterni Eberle</i> : «Lassen Sie mein Leben nicht verloren gehen!» Begnadigungsgesuche an General Wille im Ersten Weltkrieg (M. Podzorski)	382
<i>Frank Jacob, Riccardo Altieri (Hg.)</i> : Die Wahrnehmung der Russischen Revolutionen 1917. Zwischen utopischen Träumen und erschütterter Ablehnung (H. Haumann)	384
<i>Carlo Moos</i> : Habsburg post mortem. Betrachtungen zum Weiterleben der Habsburgermonarchie (G. Kronenbitter)	386
<i>Philippe Vonnard</i> : L'Europe dans le monde du football. Genèse et formation de l'UEFA (1930–1960) (C. Koller)	388
<i>Mario König, Marietta Meier, Magaly Tornay</i> : Testfall Münsterlingen. Klinische Versuche in der Psychiatrie, 1940–1980 (S. Gusset)	390
<i>Marietta Meier</i> : Spannungsherde. Psychochirurgie nach dem Zweiten Weltkrieg (R. Wecker)	392
<i>Volkhard Knigge</i> : Geschichte als Verunsicherung. Konzeptionen für ein historisches Begreifen des 20. Jahrhunderts (B. Ziegler)	394
<i>Sabina Bellofatto</i> : Die italienische Küche in der Schweiz. Wahrnehmung – Vermarktung – Etablierung (M. Möhring)	396
<i>Zoé Kergomard</i> : Wahlen ohne Kampf? Schweizer Parteien auf Stimmenfang, 1947–1983 (H. Gernet)	398
<i>Heinrich Hartmann</i> : Eigensinnige Musterschüler. Ländliche Entwicklung und internationales Expertenwissen in der Türkei (1947–1980) (E. Biçer-Deveci)	400

Georg Kreis: Gerechtigkeit für Europa. Eine Kritik der EU-Kritik
(R. Wyler) 402

Markus Mirschel: Bilderfronten. Die Visualisierung der sowjetischen
Intervention in Afghanistan, 1979–1989 (M. Delaloye) 404

Zwischen Geld, Gewalt und Rassismus: Neue Perspektiven auf die koloniale Schweizer Söldnermigration nach Südostasien, 1848–1914

Philipp Krauer

Between money, violence and racism: new perspectives on colonial Swiss mercenary migration to South East Asia, 1848–1914

The historiography of Swiss overseas emigration has tended to ignore the migration of 5,600 Swiss colonial mercenaries who served in the Dutch East Indies between 1848 and 1914. This article argues for conceiving these mercenaries as life-cycle military labour migrants and aims to place them in the migration history of the 19th century. By combining colonial, migration and mercenary history, this article not only contributes to a revision of the statistics of Swiss emigration, it also provides new perspectives on an entangled history between Switzerland and Southeast Asia. In the first part, the author explains that Swiss military labour migration to the Dutch East Indies was widely practised in the second half of the nineteenth century. In the second part, the aspects of money transfers, violence and racism are harnessed to discuss how fruitful a new perspective is for an entangled Swiss history.

Folgt man der *Historischen Statistik der Schweiz*, so war die Schweizer Überseeauswanderung nach Asien in der Zeit von 1848–1914 unerheblich.¹ Die Zahl der jährlich dorthin emigrierenden Schweizerinnen und Schweizer bewegte sich demnach zwischen drei und 37.² Dieser Befund fusst jedoch auf dem zu engen Migrationsbegriff der linearen und langfristigen Siedlungswanderung und blendet folglich die bedeutendste Form der Schweizer Migration nach Südostasien aus: die auf einen bestimmten Lebensabschnitt beschränkte, militärische Arbeitsmigration.³ Seit der Frühen Neuzeit bot ein transregionaler militärischer

1 Dieser Artikel ist aus einem Vortrag heraus entstanden, den ich an den Schweizer Geschichtstagen (2019) gehalten habe. Ich danke allen Panel-Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre Fragen und Kommentare. Weitere Aspekte durfte ich in den Geschichtskolloquien der Universitäten Bern und Luzern zur Diskussion stellen, bei deren Teilnehmerinnen und Teilnehmern ich mich ebenfalls bedanken möchte. Ferner danke ich Harald Fischer-Tiné, Bernhard C. Schär, Christof Dejung, Marieke Bloembergen, Monique Ligtenberg, Stephanie Willi, Niklaus Müller, Robert Kramm, Christian Krauer und Michèle Breu für ihre Hinweise und/oder Unterstützung sowie dem SNF für die Finanzierung des Projektes «Swiss Tools of Empire».

2 Vgl. Historische Statistik der Schweiz HSSO, 2012. Tab. E.17. hssso.ch/2012/e/17.

3 Zur Überseeauswanderung als Siedlungswanderung, vgl. Heiner Ritzmann-Blickenstorfer, *Alternative Neue Welt. Die Ursachen der schweizerischen Überseeauswanderung im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Zürich 1997. Zur sozialgeschichtlichen Konzeption von soldatischen Aktivitäten als Arbeit, die der Nachfrage eines militärischen Arbeitsmarktes folgt, siehe: Erik-Jan Zürcher, *Introduction. Understanding changes in military recruitment and employment worldwide*, in: ders. (Hg.), *Fighting for a Living. A Comparative Study of Military Labour 1500–2000*, Amsterdam 2013, S. 11–41; zur lebenszyklischen Migration europäischer Kolonialsoldaten, vgl.: Ulbe Bosma, Thomas Koln-

Arbeitsmarkt zahlreichen Schweizern die Möglichkeit, lebenszyklischen Krisen in der Heimat zu entfliehen und als Söldner in fremden Diensten eine Anstellung inklusive Unterkunft und Verpflegung zu finden.⁴ Auch wenn sich die Strukturen dieses Marktes im 19. Jahrhundert grundsätzlich wandelten, so waren immer noch einige europäische Armeen auf der Suche nach Söldnern.⁵ Eine dieser Armeen war die niederländische Kolonialarmee (KNIL).⁶ Gemäss einer Hochrechnung des Historikers Martin Bossenbroek rekrutierte sie zwischen 1814 und 1914 rund 7'680 Schweizer Söldner, die in Niederländisch-Ostindien (heute Indonesien) eingesetzt wurden.⁷ Dass zahlreiche Schweizer eine militärische Karriere in den niederländischen Kolonien verfolgten, war weder neu noch aussergewöhnlich. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert dienten einige in der *Vereenigde Oostindische Compagnie* (Niederländische Ostindien-Kompanie) und als die Niederländer nach den napoleonischen Kriegen nach Java zurückkehrten, setzten sie von Beginn an auf die Unterstützung deutscher, französischer, belgischer und Schweizer Söldner.⁸ Auffallend ist hingegen, dass der grösste Teil dieser Schweizer Söldner (ca. 5'600) der KNIL erst nach der 1848 erfolgten Gründung des modernen Schweizer Bundesstaates beitrug.

Um letztere Gruppe soll es in diesem Aufsatz gehen. Indem ich sie als militärische Arbeitsmigranten verstehe, möchte ich zu einer inhaltlichen Erweiterung in der Historiographie der Schweizer Überseemigration des späten 19. Jahrhunderts beitragen. Dabei gehe ich den Fragen nach, wie diese Migrationsbewegung in der Gründungszeit aus Sicht des modernen Bundesstaates verlief, und welche neuen Perspektiven sich daraus für eine – nach Shalini Randeria – im doppelten Sinne des Wortes «geteilte Geschichte» zwischen der Schweiz und Südostasien erschliessen: Demzufolge geht es nicht bloss darum,

berger, *Military Migrants. Luxembourgers in the Colonial Army of the Dutch East Indies*, in: *Itinerario*, 41/3 (2017), S. 555–580.

4 Vgl. Philippe Rogger, Benjamin Hitz, *Söldnerlandschaften – räumliche Logiken und Gewaltmärkte in historisch-vergleichender Perspektive. Eine Einführung*, in: dies. (Hg.), *Söldnerlandschaften. Frühneuzeitliche Gewaltmärkte im Vergleich*, Berlin 2014, S. 9–43, hier S. 31; und: André Holenstein, Patrick Kury, Kristina Schulz, *Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Baden 2018, S. 47–59.

5 Vgl. zum Strukturwandel des Söldnerwesens: Christian Koller, Peter Huber, *Armut, Arbeit, Abenteuer. Sozialprofil und Motivationsstruktur von Schweizer Söldnern in der Moderne*, in: *Vierteljahrschrift Für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 102/1 (2015), S. 30–51, hier S. 33–37.

6 In Übereinstimmung mit der Sekundärliteratur verwende ich das Akronym «KNIL» (Koninklijk Nederlandsch-Indisch Leger oder auf Deutsch: Königlich Niederländisch Indische Armee). Ursprünglich hiess die Armee zunächst nur «Niederländisch-Oost-Indisch Leger». Der Zusatz «Koninklijk» kam erst später hinzu. Vgl.: Martin Bossenbroek, *Van Holland naar Indië: het transport van koloniale troepen voor het Oost-Indische leger 1815–1909*, Amsterdam 1986, S. 20.

7 Vgl. Martin Bossenbroek, *Volk voor Indië. De werving van Europese militairen voor de Nederlandse koloniale dienst 1814–1909*, Amsterdam 1992.

8 Zu den Schweizern in Diensten der VOC, vgl.: Béatrice Veyrassat, *Histoire de la Suisse et des Suisses dans la marche du monde. XVIIe siècle – Première Guerre mondiale*, Neuchâtel 2018, S. 39–41; zu den verschiedenen Nationalitäten in der KNIL, vgl.: Bossenbroek, *Volk Voor Indië*, S. 277.

den *verbindenden* Elementen, sondern auch den *trennenden* Brüchen und Blockaden nachzuspüren.⁹

Welches Potential einer Schweizer Geschichte innewohnt, die sich nicht nur mit linearen, sondern auch zirkulären militärischen Migrationsbewegungen befasst, zeigte jüngst Alexandra Binnenkade am Beispiel von Schweizern im Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865). Dabei eröffnete sie neue Perspektiven auf Konzepte wie «Rasse», Klasse, Geschlecht und Republikanismus sowohl in den USA als auch in der Schweiz.¹⁰ Für die Söldnermigration, die zur selben Zeit nach Niederländisch-Ostindien stattfand, fehlt hingegen eine umfassende Analyse.¹¹ Dafür gibt es drei wesentliche Gründe. Wie bereits eingangs erwähnt, hängt dies, erstens, mit dem engen und linearen Migrationsbegriff der Überseeauswanderung zusammen. Dieser umfasst lediglich die einseitige und dauerhafte Siedlungsauswanderung, ohne auf alternative Migrationsformen wie Rückwanderungen oder zeitlich befristete Auslandsaufenthalte einzugehen.¹² Damit steht die Schweizer Forschung allerdings nicht alleine da. Gemäss dem niederländischen Historiker Ulbe Bosma seien 6,5 Millionen europäische Kolonialsoldaten systematisch aus den Migrationsstatistiken des 19. Jahrhunderts ausgeschlossen worden.¹³ Aber auch neuere Ansätze der Schweizer Migrationsforschung, die mit

9 Vgl. Sebastian Conrad, Shalini Randeria, Einleitung: Geteilte Geschichte – Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies. (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus: postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main 2013, S. 32–70, hier S. 39–44. Zu den Chancen und Herausforderungen, welche eine «*entangled history*» der schweizerischen Historiographie anzubieten hat, siehe auch: Christof Dejung, *Jenseits der Exzentrik: aussereuropäische Geschichte in der Schweiz*. Einleitung zum Themenschwerpunkt, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 64/2 (2014), S. 195–209.

10 Vgl. Alexandra Binnenkade, *Transnational. Schweizer im Amerikanischen Bürgerkrieg und die Genese der Republik*, in: Nathalie Büsser et al. (Hg.), *Transnationale Geschichte der Schweiz*, Zürich 2020, S. 189–206.

11 Zur Forschungslücke von KNIL-Soldaten mit explizitem Schweiz-Bezug, siehe: Bosma, Kolnberger, *Military Migrants*, S. 556; Nichtsdestotrotz gibt es einige Arbeiten zu gut dokumentierten Einzelfällen: Andreas Zanger, *Balthasar im Pfefferland. Das Schicksal eines Bündner Söldners auf Java (1859–62)*, in: *Bündner Monatsblatt*, 2 (2019), S. 210–233; Guy Le Comte, *La Dernière Revolte*, in: *Le Brécaillon*, 30 (2010), S. 22–43; David Auberson, *Engagés pour six ans en enfer: Les mercenaires suisses à la conquête de Java et Bornéo, 1855–1864*, in: Sébastien Rial (Hg.), *De Nimègue à Java. Les soldats suisses au service de la Hollande: XVIIe–XXe Siècles*, Morges 2014, S. 221–235; Thomas Bürgisser, *Rohrdorf – Java einfach. Ein Niederrohrdorfer Bauernsohn im indonesischen Kolonialkrieg*, in: *Badener Neujahresblätter*, 96 (2021), S. 197–206; Konrad Kuhn, Kaspar Kägi, *Kolonialexpansion, fremde Dienste und Sklaverei: Jakob Christoph Ziegler (1791–1825) Briefe aus Sumatra*, in: *Zürcher Taschenbuch*, 130, Zürich 2010, S. 71–141.

12 Für eine aktuelle Diskussion über weiter gefasste Migrationsbegriffe, siehe z.B.: Barbara Lüthi, Damir Skenderovic, *Changing Perspectives on Migration History and Research in Switzerland: An Introduction*, in: dies. (Hg.), *Switzerland and Migration. Historical and Current Perspectives on a Changing Landscape*, Cham 2019; oder Anja Huber, *Fremdsein im Krieg die Schweiz als Ausgangs- und Zielort von Migration 1914–1918*, Zürich 2018, S. 21–38.

13 Vgl. Ulbe Bosma, *European Colonial Soldiers in the Nineteenth Century. Their Role in White Global Migration and Patterns of Colonial Settlement*, in: *Journal of Global History*, 4 (2009), S. 317–336.

einem breiteren Migrationsbegriff operieren und anstelle einer linearen Auswanderung zirkulatorische Bewegungen zwischen Europa und ausseuropäischen Auswanderungsdestinationen beleuchten, versäumen es, die Schweizer Söldnermigration nach Südostasien adäquat zu beschreiben. Folglich kritisierte Andreas Zangger bereits 2011, dass die Schweizer Asienmigration oft etwas «unglücklich» als «Handelsmigration», «Einzelauswanderung», «Elitewanderung» oder «individuelle Emigration» konzeptualisiert werde. Denn durch den Fokus auf einzelne Individuen verschleierte diese Begriffe, dass sich deren Migration innerhalb dichter und weitreichender Beziehungsnetze abspielte.¹⁴ Dies ist ein Befund, der auf die Söldner ausgeweitet werden kann. Auch wenn sich ihre Netzwerke von jenen der Handelsleute unterschieden, so wäre ihre Emigration ohne die Existenz teils offiziell, teils illegal operierender Netzwerke nicht denkbar gewesen.

Zweitens dominiert in der hiesigen Forschungslandschaft die Vorstellung, die Schweizer Söldnermigration beschränke sich auf das frühneuzeitliche Europa. So steht im *Historischen Lexikon der Schweiz*, dass die fremden Dienste ohne ausdrückliche Erlaubnis des Bundesrates ab 1859 verboten waren und «damit dem Söldnertum juristisch ein Riegel geschoben» worden sei.¹⁵ Daran anknüpfend heisst es in der 2018 erschienenen *Schweizer Migrationsgeschichte*: «War bis 1800 die militärische Migration ein besonderes Merkmal schweizerischen Wanderungsgeschehens gewesen, verlor diese im 19. Jahrhundert rasch an Bedeutung, bis sie 1859 verboten wurde.»¹⁶ Wie ich im Folgenden noch erläutern werde, sind diese Aussagen jedoch in doppelter Hinsicht unzulänglich. Vorerst soll der Hinweis auf die Arbeiten von Christian Koller und Peter Huber zur französischen Fremdenlegion genügen, die gezeigt haben, dass die Schweizer Soldendienste noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts «ein Massenphänomen» waren.¹⁷

Der dritte Grund dafür, dass die Untersuchungen über die Schweizer Verstrickungen mit der französischen Fremdenlegion und der KNIL erst spät, beziehungsweise gar nicht, stattfand,¹⁸ hängt mit dem Phänomen zusammen, das verschiedentlich als koloniale «Amnesie», «Aphasie» oder «Ignoranz» bezeichnet

14 Andreas Zangger, *Koloniale Schweiz. Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930)*, Bielefeld 2011, S. 16–21.

15 Philippe Henry, *Fremde Dienste*, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 28.01.2020. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008608/2017-12-08/> (25.4.21).

16 Holenstein, Kury, Schulz, *Schweizer Migrationsgeschichte*, S. 190.

17 Zu den fremden Diensten als «Massenphänomen» bis Mitte des 20. Jahrhunderts, siehe: Koller, Huber, *Armut, Arbeit, Abenteuer*, S. 50; sowie die beiden Monographien: Peter Huber, *Fluchtpunkt Fremdenlegion*; und: Christian Koller, *Die Fremdenlegion. Kolonialismus, Söldnertum, Gewalt, 1831–1962*, Paderborn 2013.

18 Eine Ausnahme stellen die Arbeiten von Evelyne Maradan dar. Siehe u.a.: Evelyne Maradan, *Les Suisses et la Légion Étrangère de 1831 à 1861*, Marsens 1987; und dies., *Les Légionnaires Suisses au Tonkin (1884–1886)*, in: Anne Blanchard (Hg.), *Les Peuples et leurs Armées. Prosopographie Des Militaires (XVII^{ème}–XVIII^{ème} Siècles)*, Montpellier 1991, S. 107–125.

wird.¹⁹ Koloniale Amnesie – und dies dürfte auch den beiden anderen Begriffen gemein sein – bezeichnet laut Patricia Purschert «eine *aktive* Praxis des Tilgens von geschichtlichen Verbindungen, die auf den Kolonialismus zurückgehen.»²⁰ Im Schweizer Kontext äusserte sich diese Praxis in zweierlei Hinsicht: Zunächst bildete sich ein Selbstverständnis heraus, gemäss welchem ausschliesslich andere europäische Staaten über eine koloniale Vergangenheit verfügten, nicht aber die Schweiz. Diese Praxis ermöglichte es schliesslich den Schweizer Behörden, sich als *neutrale* Vermittlerin zwischen den dekolonisierten Ländern und den ehemaligen Kolonialmächten zu positionieren.²¹ Insofern überrascht es nicht, dass Arbeiten zur «kolonialen Schweiz» noch bis vor wenigen Jahren eher eine Rarität darstellten.²² Eine Reihe von neueren Forschungsarbeiten sowie das jüngst gestiegene, mediale Interesse an Schweizer Verstrickungen mit dem Kolonialismus, deuten allerdings daraufhin, dass sich diese Amnesie hierzulande zu lichten beginnt.²³

In diesem Sinne ist es das Ziel dieses Beitrags, Schweizer Kolonial-, Söldner- und Migrationsgeschichte miteinander zu verbinden. Dazu gehe ich in einem ersten Teil auf die Chancen und Herausforderung ein, die die Söldnermigration dem modernen Bundestaat eröffnete, und widerlege den Topos, wonach die fremden Dienste ab 1859 generell verboten worden seien. Schliesslich werde ich anhand der drei Themenfelder Geldflüsse, Gewalt und Rassismus zeigen, dass der Fokus auf die bisher wenig beachteten Kolonialsöldner nicht bloss die Statistik der Überseemigration ergänzt, sondern auch die «geteilte Geschichte»

19 Das Konzept der kolonialen Amnesie geht auf Stuart Hall zurück und wurde seither in verschiedenen Kontexten weiterentwickelt. Vgl. Stuart Hall, Die Frage des Multikulturalismus, in: ders., Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften, 4 (2004), S. 188–227; zu Aphasie: Ann Laura Stoler, Colonial Aphasia. Race and Disabled Histories in France, *Public Culture*, 23/1 (2011), S. 121–156; ich tendiere zur letzten Bezeichnung, da sie entgegen den ersten beiden Konzepten auf eine Pathologisierung verzichtet und stattdessen auf die kulturelle Produktion von Nicht-Wissen, bzw. Ignoranz hinweist. Vgl.: Robert N. Proctor, Agnotology: A Missing Term to Describe the Cultural Production of Ignorance (and Its Study), in: ders., Londa Schiebinger (Hg.), *Agnotology: The Making and Unmaking of Ignorance*, Stanford 2008, S. 1–35.

20 Patricia Purschert, Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weissen Schweiz, Bielefeld 2019, S. 32. Hervorhebung von P.P.

21 Vgl. Patricia Purschert, Francesca Falk, Barbara Lüthi, Switzerland and «Colonialism without Colonies», in: *Interventions*, 18/2 (2016), S. 286–302.

22 Für einen ausführlichen Forschungsüberblick zur kolonialen Schweiz siehe: Patricia Purschert, Harald Fischer-Tiné, *The End of Innocence*, in: dies. (Hg.), *Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins*, Basingstoke 2015, S. 1–25.

23 Vgl. z.B.: Simone Bleuer, Barbara Miller, Verkörpern – Verfestigen – Verflechten: Resonanz missionarischer Kulturkontakte in der katholischen Schweiz der 1950er- und 1960er-Jahre, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire*, 1 (2019), S. 94–106; Bernhard C. Schär, Introduction: The Dutch East Indies and Europe, ca. 1800–1930. An Empire of Demands and Opportunities, in: *BMGN – Low Countries Historical Review*, 134/3 (2019), S. 4–20; Lea Pfäffli, *Das Wissen, das aus der Kälte kam. Assoziationen der Arktis um 1912*, Zürich 2019; Linda Ratschiller, *Hygiene Abroad and at Home. Mission, Tropical Medicine and Colonial Knowledge 1885–1914*, Fribourg 2020.

zwischen der Schweiz und Südostasien inhaltlich bereichert. Dabei stütze ich mich auf Quellen aus verschiedenen kantonalen Staatsarchiven, dem Schweizer Bundesarchiv in Bern, dem niederländischen Nationalarchiv in Den Haag sowie einzelne Dokumente aus privaten Familienarchiven. Diese Quellen geben ferner Aufschluss über Aspekte, die in diesem Aufsatz nicht behandelt werden können, wie zum Beispiel über das Sozialprofil der Söldner, zeitgenössische Männlichkeitskonstruktionen oder den Einfluss dieser «geteilten Geschichte» auf die Gesellschaft des kolonialisierten Indonesiens. Denn es gab auch noch zahlreiche Schweizer Söldner, die sich in Niederländisch-Ostindien niederliessen und dort eine Familie gründeten oder als verarmte «*white subalterns*» die Missgunst der Kolonialregierung auf sich zogen.²⁴ Ebenfalls nicht weiter behandelt werden die unzähligen Schweizer, die zur selben Zeit in der französischen Fremdenlegion in Indochina dienten.²⁵

Schweizer Söldnermigration und der moderne Bundesstaat

Die Schweizer Bundesverfassung von 1848 verbot den Abschluss neuer Militärkapitulationen mit ausländischen Machthabern. Dieses Verbot war keine Überraschung, vielmehr brachte es den strukturellen Wandel des transregionalen militärischen Arbeitsmarktes zum Vorschein, der sich spätestens seit dem Ende des *Ancien Régime* anbahnte.²⁶ Einerseits verzichteten europäische Monarchen zusehends auf die Dienste der Schweizer Regimenter. So löste 1816 der englische, 1823 der spanische, 1829 der niederländische und 1830 der französische Hof ihre jeweiligen Schweizer Einheiten auf. Andererseits gewann die von aufklärerischen und liberalen Idealen geleitete Kritik, wonach sich die fremden Dienste nicht mit moralischen und politischen Prinzipien vereinbaren liesse, vermehrt an Einfluss. Der Militärdienst für das Vaterland wurde dabei als männ-

²⁴ Vor 1860 durften sich Ausländer nur niederlassen, wenn sie bereits zehn Jahre gedient hatten und den Rang eines Offiziers erreichten. Ab 1860 wurde diese Regelung gelockert, bis sie 1871 schliesslich gänzlich aufgehoben wurde. In dieser Zeit stellten 47 entlassene Schweizer Söldner einen Antrag auf Aufenthaltsbewilligung. Alle wurden genehmigt (45 permanent, 2 zeitlich befristet). Vgl. Toelatingsbesluiten van de gouverneur-generaal (in Rade) 1819–1875, Version vom 31.07.2020. Online: <http://www.iisg.nl/migration/europese-immigratie.php> (25.4.21). Zu den verarmten ehemaligen KNIL Soldaten, vgl. Ulbe Bosma, Remco Raben, Being «Dutch» in the Indies: A History of Creolisation and Empire, 1500–1920, Athens 2008, S. 219–257; zum Begriff «white subalterns», vgl.: Fischer-Tiné, Low and Licentious Europeans: Race, Class, and «White Subalternity» in Colonial India, New Delhi 2009, S. 1–18.

²⁵ Vgl. Evelyne Maradan, Les légionnaires suisses au Tonkin (1884–1886). Um wie viele Schweizer es sich handelte, lässt sich aufgrund der Quellenlage allerdings kaum beziffern. Vgl. dazu: Huber, Fluchtpunkt Fremdenlegion, Zürich 2016, S. 13.

²⁶ Vgl. Koller, Huber, Armut, Arbeit, Abenteuer, S. 33–37; und Rogger, Hitz, Söldnerlandschaften, S. 26–27.

liche Pflicht des Staatsbürgers hochstilisiert, der im Gegenzug politisches Mitspracherecht garantierte – und zur politischen Exklusion der Frauen führte.²⁷

Das schweizweite Kapitulationsverbot markierte jedoch keineswegs das Ende der fremden Dienste. Der individuelle Eintritt in ausländische Armeen blieb nach wie vor erlaubt und die bis 1859 laufenden Kapitulationen mit dem Königreich beider Sizilien wurden nicht angetastet. Zwar wurde kurz über die Auflösung von letzteren debattiert, der Bundesrat entschied sich aber dagegen. Zum einen sei die Bundeskasse nicht in der Lage, allfällige monetäre Kompensationsforderungen seitens der Neapolitaner zu erfüllen. Zudem fragte sich der Bundesrat,

ob es gut gethan sei und im Interesse unseres Landes liege, in einer Zeit, wo über allzu grosse Konkurrenz der Arbeit, Uebervölkerung und zunehmendes Proletariat geklagt, wo auf Organisation und Beförderung der Auswanderung hingewirkt wird, durch ausserordentliche Massregeln Tausende von Landesangehörigen heimzuberufen, von denen es sehr vielen schwer fallen dürfte, sich eine erträgliche Stellung im bürgerlichen Leben zu erringen.²⁸

Die Angst vor potentiellen Störenfrieden, welche die bürgerliche Ordnung aus den Angeln heben könnten, stach mithin die liberalen Ideale vorerst aus. Denn bereits seit den 1810ern wurde die Auswanderung von lokalen Behörden als probates Mittel gesehen, sich bedürftiger oder unerwünschter Individuen zu entledigen. So subventionierten zahlreiche Gemeinden und Kantone die Überseeauswanderung nicht nur von Heimatlosen sowie psychisch und physisch gebrechlichen Menschen, sondern auch von ganzen Familien, die in ärmlichen Verhältnissen lebten.²⁹

Vor diesem Hintergrund stellten die Solddienste eine günstige Alternative zur zivilen Überseemigration dar, da im Gegensatz zur letzterer kein Startkapital für ein Überfahrtsticket oder einen allfälligen Landkauf zu Verfügung gestellt werden musste. Dessen war sich auch die Berner Kantonsregierung bewusst und schickte 1854 einen Gesandten nach Den Haag, der auf «vertraulichem Wege» abklären sollte, «ob nicht diesseitige, zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte Personen auf irgendeine Weise nach den überseeischen Ländern

²⁷ Für eine Übersicht vom Übergang von europäischen Söldner- zu Bürgerarmeen, siehe: Sarah Percy, *Mercenaries. The History of a Norm in International Relations*, New York 2007, hier S. 121–166; Zur Auflösung der Schweizer Regimenter: Hans Rudolf Fuhrer, Robert-Peter Eyer, *Das Ende der «Fremden Dienste»*, in: dies., Philippe Clerc (Hg.), *Schweizer in «Fremden Diensten»: verherrlicht und verurteilt*, Zürich 2006, S. 247–258; Über den Zusammenhang von Wehrpflicht, politischer Mitbestimmung und dem Ausschluss von Frauen, vgl. Lynn Blattmann, *Männerbund und Bundesstaat*, in: dies. (Hg.), *Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz*, Zürich 1998, S. 17–35.

²⁸ Botschaft Des Bundesrathes an die hohe Bundesversammlung betreffend die Militärkapitulationen (Vom 13. November 1850), in: *Bundesblatt*, 3/54 (1850), S. 499–520, hier S. 511.

²⁹ Béatrice Ziegler, *Das Geschäft mit der Auswanderung*, in: *Itinera*, 11 (1992), S. 59–70.

gebracht, und dadurch dem Staate mehrjährige Unterhaltungskosten gespart werden könnten».³⁰ Die niederländische Antwort fiel zwar nicht ganz wie erhofft aus, bot aber immerhin Anknüpfungspunkte. So nähme die KNIL zwar keine Männer an, die aufgrund von Diebstahl oder vergleichbarer Vergehen gerichtlich verurteilt wurden, wohl aber jene, denen man nur «vagabundige Betelei» vorwerfen könne und die sich in «in Arbeitshäusern oder sonstigen Wohltätigkeitsanstalten» befänden.³¹ Der Berner Gesandte betonte daher gegenüber seinen Auftraggebern:

Da unter diesen Personen auch Heimathlose zu rechnen sind, und es überhaupt bei dieser Klasse von Menschen viele giebt, die rüstig sind und gerne in der Fremde ihr Glück suchen, wenn sie nur die Mittel besässen dahin zu gelangen, so dürfte dieses vielleicht ein Abflusskanal für Menschen werden, welcher [sic!] dem Staat oder den Gemeinden jetzt schon eine grosse Last ist.³²

Ferner ergänzte der Beamte, dass die Regierung schon öfters Insassen der Anstalt Thorberg auf ihre Kosten nach Amerika verschifft habe.³³ Nun könne sie «fast umsonst derlei Leute los werden, weil mancher eine gewisse Existenz in Indien einer ungewissen in Amerika vorzieht».³⁴ Inwiefern die Berner Regierung dieses Projekt weiterverfolgte, ist den Akten nicht zu entnehmen. Der Fall zeigt aber, dass in den 1850er Jahren auf kantonaler Ebene die Söldnermigration als demographisches Mittel zur Abschiebung verarmter oder heimatloser Menschen in Erwägung gezogen und gegen die oft risikobehaftete und kostspielige Emigration nach Nordamerika abgewogen wurde.

Dass realpolitische Entscheidungen die Umsetzung der gesetzlichen Bestimmungen massgeblich beeinflussten, zeigte sich wenige Jahre später. 1853 verabschiedete das Bundesparlament ein Gesetz, welches die Anwerbung von Schweizern unter Strafe stellte. Nichtsdestotrotz konnten nur ein Jahr später sowohl die britische als auch die französische Regierung in aller Öffentlichkeit Schweizer für ihre Legionen anwerben, die sie im Krimkrieg (1853–1856) gegen die russischen Truppen ins Feld führen wollten. Der bescheidene Widerstand der kantonalen Behörden war mitunter darauf zurückzuführen, dass liberale Schweizer Politiker den russischen Zaren als Feind des europäischen Liberalismus wahrnahmen.³⁵

³⁰ Staatsarchiv des Kantons Bern (StABE), Mitteilung an die Direction des Innern, November 1854, BB XIII A 133.

³¹ Ebd.

³² Ebd.

³³ Vgl. dazu auch Thomas Dominik Meier, Rolf Wolfensberger, Eine Heimat und doch keine: Heimatlose und Nicht-Sesshafte in der Schweiz (16.–19. Jahrhundert), Zürich 1998, S. 511–523.

³⁴ Siehe Mitteilung an die Direction des Innern, StABE BB XIII A 133.

³⁵ Zur British Swiss Legion und der 2ème Légion étrangère, siehe: Charles Calvert Bayley, Mercenaries for the Crimea: The German, Swiss, and Italian Legions in British Service, 1854–1856, Montreal 1977; Christian Koller, The British Foreign Legion – Ein Phantom zwischen Militärpolitik und Migrationsdiskursen, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift, 74/1–2 (2015), S. 27–59; und Evelyne

Im Windschatten der Werbeoffensive des britischen und französischen Empires baute auch die KNIL ihr transnationales Rekrutierungsnetzwerk aus. Eine Mischung aus Angst vor anderen europäischen Kolonialmächten sowie dem Tatendrang ambitionierter Kolonialbeamter führte dazu, dass die Niederländer ab Mitte der 1840er versuchten, auch Gebiete ausserhalb Javas und verzelten Regionen Sumatras und Borneos zu unterwerfen oder zumindest stärker an sich zu binden.³⁶ Dementsprechend stieg auch die Nachfrage nach europäischen Soldaten. Die 1856 bevorstehende Auflösung der *British Swiss Legion* bot da eine einmalige Gelegenheit. Ein Werbeagent des niederländischen Kriegsministeriums sollte in den Legionskasernen in Portsmouth die entlassenen Söldner gleich der KNIL zuführen, allerdings kam er zu spät. Der grösste Teil hatte England bereits verlassen und so vermochten die Niederländer bloss zwischen 240 und 270 Söldner zu rekrutieren.³⁷ Um dennoch die bereits militärisch gedrillten Schweizer verpflichten zu können, eröffneten die Niederländer im Februar 1857 im badischen Lörrach nahe der Schweizer Grenze ein Werbebüro. Nach heftigen Protesten der Schweiz bei der badischen Regierung zog das Büro im Oktober 1858 zuerst nach Mannheim weiter und anschliessend nach Biebrich ins Herzogtum Nassau, wo es im Oktober 1860 endgültig geschlossen wurde.³⁸

Wie ein Blick auf Abbildung 1 zeigt, zahlten sich die Werbebüros aus niederländischer Sicht aus. In der Periode von 1856–1860 rekrutierten sie durchschnittlich 700 Schweizer pro Jahr. Ausschlaggebend für diesen Zustrom waren drei Faktoren: Erstens, die oben erwähnte Auflösung der *British Swiss Legion*, von der insgesamt 500 Söldner übernommen wurden. Zweitens, die Weltwirtschaftskrise von 1857, die auch in der Schweiz viele Menschen in die Erwerbslosigkeit stürzte. In dieser Krisenzeit bot die KNIL rund 1'650 Schweizer Zivilisten eine auf mindestens sechs Jahre befristete Anstellung. Und drittens führten die 1859 auslaufenden Kapitulation mit dem Königreich beider Sizilien dazu, dass schätzungsweise 1'200 Schweizer ihre neapolitanischen Uniformen gegen jene der KNIL tauschten.³⁹

Dass die KNIL die Söldner aus Neapel aufnahm, war keineswegs selbstverständlich, da der Auflösung der Schweizer Regimenter eine Meuterei vorausging. Diese Meuterei befeuerte in der Schweiz die Diskussionen über die fremden Dienste. So legte der Bundesrat dem Parlament einen Gesetzesentwurf vor, der den Eintritt in ausländische Armeen ohne ausdrückliche Bewilligung verbot. Die

Maradan, La légion suisse au service de la France, in: *Revue Militaire Suisse*, 134/11 (1989), S. 527–599.

³⁶ Vgl. Petra Groen, *Colonial Warfare and Military Ethics in the Netherlands East Indies, 1816–1941*, in: *Journal of Genocide Research*, 14/3–4 (2012), S. 277–296.

³⁷ Bossenbroek spricht von 270, Koller und Huber von 240. Vgl. Bossenbroek, *Volk voor Indië*, S. 124; Koller, Huber, *Armut, Arbeit, Abenteuer*, S. 34.

³⁸ Vgl. Bossenbroek, *Volk voor Indië*, S. 125–127.

³⁹ Vgl. ebd., S. 123–137.

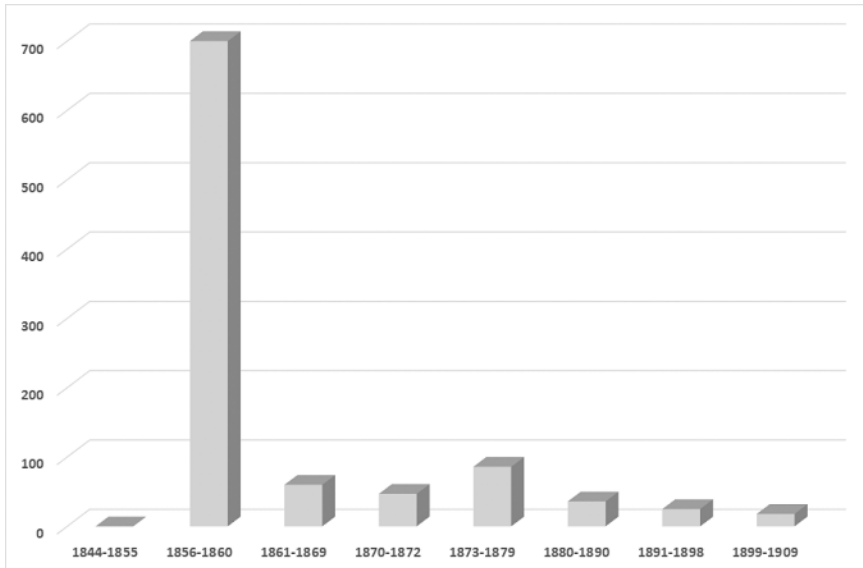


Abb. 1: Jahresdurchschnitt von Schweizer Eintritten in die KNIL. (Die Angaben basieren auf einer Schätzung von Bossenbroek, *Volk voor Indië*, S. 278.)

Legislative schwächte dieses Gesetz jedoch ab. Wie Jakob Aellig akribisch nachzeichnete, lag die Absicht des Parlamentes primär darin, Schweizer Solddienste für obsolet anmutende, katholische Monarchen zu unterbinden, da diese dem internationalen Ruf und der angeblichen Neutralität der Schweiz schade. Gleichzeitig sollte aber die individuelle Freiheit nicht zu stark beschnitten werden, da dies sich nicht mit liberalen Überzeugungen vereinbaren liesse.⁴⁰ Folglich wurde ein Gesetz verabschiedet, dass den Eintritt in «nicht-nationale Truppen» verbot.⁴¹ Was unter diesem auch für Zeitgenossen verwirrenden Terminus zu verstehen sei, präziserte der Bundesrat anschliessend in einem Kreisschreiben. Demnach beziehe sich dieses Verbot explizit auf die Regimenter in Rom und Neapel, die französische Fremdenlegion sowie die niederländische Kolonialarmee.⁴²

Derweil schien sich das Problem mit der niederländischen Kolonialarmee von selbst zu lösen. Nachdem im Sommer 1860 einige Schweizer und französi-

⁴⁰ Vgl. Johann Jakob Aellig, *Die Aufhebung der schweizerischen Söldnerdienste im Meinungskampf des neunzehnten Jahrhunderts*, Basel 1954, hier S. 162–191.

⁴¹ Kreisschreiben des Bundesrathes an sämtliche Kantonsregierungen, betreffend Vollziehung des Bundesgesetzes über die Werbung und den Eintritt in Fremden Kriegsdienst (Vom 16. August 1859.), in: *Bundesblatt*, 2/42 (1861), S. 574–577, hier S. 575.

⁴² Vgl. ebd., S. 575.

sche Söldner auf Java gemeutert hatten,⁴³ beschloss das niederländische Kolonialministerium bis auf weiteres keine Schweizer mehr zu rekrutieren.⁴⁴ 1866 änderte sich dies bereits wieder. Einerseits erklärte sich die KNIL dazu bereit, wieder in geringer Anzahl Schweizer anzunehmen. Andererseits revidierten auch die Schweizer Behörden ihre Haltung, nachdem ihnen das niederländische Ausenministerium versichert hatte, dass die KNIL zu den «Nationaltruppen» zu zählen seien.⁴⁵ Der Bundesrat nahm dies ohne Widerspruch zur Kenntnis. Von da an war der individuelle Eintritt in die KNIL weder verboten, noch bedurfte er einer Spezialbewilligung, wie die *Schweizer Migrationsgeschichte* und das *Historische Lexikon der Schweiz* unzutreffenderweise suggerieren.⁴⁶ Erst die Einführung des Militärstrafgesetzes von 1927 änderte diesen Sachverhalt wieder.⁴⁷

Vor dem Hintergrund, dass der Bundesrat nur wenige Jahre zuvor den Eintritt in die KNIL explizit verboten hatte, erscheint dieser reibungslose Kurswechsel eher überraschend. Das Thema hatte aber seit den Turbulenzen von 1859 an politischer Brisanz verloren. Ausserdem waren die Behörden froh, wenn potentielle «Unruhestifter» auf individuellem Wege das Land verliessen, sofern sie den Ruf der «offiziellen» Schweiz nicht weiter ramponierten oder illiberale, absolutistische Herrscher unterstützen. Schliesslich hätte ein Widerspruch seitens der Schweiz wohl die diplomatischen Beziehungen zu den Niederlanden belastet. Wie wertvoll ein gutes Verhältnis sein konnte, hatte sich bereits zwei Jahre zuvor gezeigt. Ohne die umfangreiche Unterstützung der niederländischen Behörden hätten Schweizer Händler keinen Zugang zum japanischen Markt erhalten.⁴⁸

Während der Eintritt in die KNIL nun wieder offiziell erlaubt war, blieb die Werbung dafür weiterhin untersagt – was jedoch nicht bedeutet, dass sie nicht mehr rege betrieben wurde. Private Schweizer Agenten übernahmen die Ver-

43 Zur Meuterei siehe: Th. Stevens, *Muiterij op Java. Achtergronden en verloop van het soldatenoproer van 1860*. In: *het besonder Samarang*, in: *Mededelingen van de Sectie Militaire Geschiedenis Landsmachtstaf*, 8 (1985), S. 5–14; Guy Le Comte, *La Dernière Revolte*; Zangger, Balthasar im Pfefferland.

44 Mitteilung an den niederländischen Konsul, 19. November 1860, Nationaal Archief Den Haag (NL-HaNA), 2.05.14.05, 40.

45 Die niederländische Regierung begründete dies damit, dass Ausländer und Niederländer zusammen in denselben Einheiten dienten. Vgl. Brief des niederländischen General Konsuls in Bern an Bundesrat Schenk vom 10. September 1866, NL-HaNA, 2.05.14.05, 40.

46 Philippe Henry, *Fremde Dienste*, in: HLS, Version vom 21.07.2020. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008608/2017-12-08/> (25.4.21). Holenstein, Kury, Schulz, *Schweizer Migrationsgeschichte*, S. 190; für eine Übersicht der bewilligungspflichtigen Dienste, siehe die Masterarbeit von Guido Mühlhaupt, «... für die Zwecke des vaterländischen Wehrwesens ...» Die bundesbehördliche Handhabung fremder Dienste 1859–1927, Bern 2012.

47 Zum Militärgesetz von 1927, siehe: Peter Staufner, *Militärjustiz*, in: HLS, Version vom 21.07.2020. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009618/2009-11-10/> (25.4.21).

48 Vgl. Roger Mottini, *Die Schweiz und Japan während der Meiji-Zeit (1868–1912)*. Begegnung, Berichterstattung und Bilder, St. Gallen 1998, S. 50–58.

mittlerfunktion, welche die Rekrutierungsbüros früher ausgeübt hatten.⁴⁹ Über diese illegal operierenden Netzwerke fanden zwar nicht mehr so viele Schweizer den Weg in die KNIL wie noch Ende der 1850er (vgl. Abb. 1), immerhin reisten zwischen 1866–1870 889 Schweizer nach Niederländisch-Ostindien.⁵⁰

1871 stellte die KNIL die Anwerbung von Ausländern bis zum Ausbruch des Acehkrieges 1873 vorübergehend ein. Der verlustreiche und aus niederländischer Sicht erfolglose Verlauf des Krieges veranlasste sie dazu, wieder verstärkt über ihr diplomatisches Netzwerk in Frankreich, Belgien und der Schweiz Söldner anzuwerben. Dementsprechend freizügig beantwortete auch der niederländische Generalkonsul in Bern die zahlreichen Anfragen von auswanderungswilligen Schweizern, die sich für den Dienst in der KNIL interessierten. Dabei war er sich stets bewusst, dass er gegen das Werbeverbot von 1859 versties.⁵¹ Wie er in einem Brief an den niederländischen Aussenminister erklärte, beabsichtigte er deshalb, seine «persönlichen Freunde» der Bundesregierung in einem privaten Gespräch um Rat zu bitten.⁵² Ob dieses Gespräch stattfand, wissen wir nicht. Klar ist hingegen, dass Bundesrat Carl Schenk über die Aktivitäten des Generalkonsuls informiert war. Denn als die Berner Polizei im Dezember 1874 eine Spur verfolgte, die den niederländischen Gesandten zu enttarnen drohte, warnte Schenk ihn in einem geheimen Schreiben: «Ich möchte dich jedenfalls bitten, deine Vorsicht in diesem Anwerbungswesen zu ver doppeln.»⁵³

Mit 251 Schweizer Eintritten in die KNIL markierte das Jahr 1874 den letzten Höhepunkt der Rekrutierungen. In den folgenden Jahren oszillierte die Zahl der rekrutierten Schweizer zwischen 147 und 52. Ab 1880 überschritt sie schliesslich nie mehr 60er-Marke.⁵⁴ In ähnlicher Masse nahm auch der Bestand an Schweizer Söldnern ab. 1870 standen noch 1'397 Schweizer im Dienst der KNIL, was einem Anteil von 11 % des europäischen Truppenkontingentes entsprach. Bis 1880 schrumpfte dieser Anteil auf 702 (5 %) und um die Jahrhundertwende auf 179 (1 %). 1914 standen schliesslich noch ganze 47 Schweizer auf der Lohnliste der KNIL.⁵⁵

⁴⁹ Für eine ausführliche Darstellung dieses Sachverhaltes, siehe: Philipp Krauer, Welcome to Hotel Helvetia! Friedrich Wüthrich's Illicit Mercenary Trade Network for the Dutch East Indies, 1858–1890, in: *BMGN – Low Countries Historical Review*, 134/3 (2019), S. 122–147.

⁵⁰ Vgl. J. Kruisinga, Het koloniaal werfdepot. Naar aanleiding van het 50-Jarig bestaan van dat korps, in: *Indisch Militair Tijdschrift*, 27 (1896), S. 1–20; 107–126; 134–257.

⁵¹ Vgl. Brief des niederländischen General-Konsuls in Bern an den niederländischen Aussenminister, 30. Juni 1873, NL-HaNA, 2.05.14.05, 40.

⁵² Das Zitat ist aus dem Niederländischen übersetzt. Im Original heisst es: «persoonlijke vrienden». Vgl. ebd.

⁵³ Brief von Bundesrat Schenk an den niederländischen General-Konsuls in Bern, 18. Dezember 1874, NL-HaNA, 2.05.14.05, 40.

⁵⁴ Kruisinga, *Het koloniaal werfdepot*, S. 22–23.

⁵⁵ Die Zahlen basieren auf den Statistiken der offiziellen Jahresberichte des Kolonialministeriums: *Koloniaal Verslag, 's-Gravenhage, 1871–1914*. Ich danke Monique Ligtenberg für die Zusammenstellung der Daten.

Inwiefern die abweisende Haltung des niederländischen Gesandten ausschlaggebend für diese Abnahme war, ist nicht zu ermitteln. Andere Gründe dürften einen entscheidenderen Einfluss ausgeübt haben. So änderte sich die ökonomische Lage in der Schweiz grundlegend. Nachdem die Schweizer Wirtschaft 1873 von der Weltwirtschaftskrise erschüttert wurde, erholte sie sich ab 1885 wieder und in den folgenden Jahrzehnten stieg die Schweiz zu einem der industrialisiertesten Länder Europas auf. Dementsprechend entstanden zahlreiche neue Arbeitsplätze im Industrie- und Dienstleistungssektor, die eine ernsthafte Alternative zur armutsbedingten Emigration boten.⁵⁶

Ausserdem nahm die niederländische Nachfrage nach europäischen Söldnern ab den 1890er insgesamt ab. Einerseits, weil javanische und «ambonesische» Soldaten eine immer wichtigere Rolle innerhalb der KNIL einnahmen.⁵⁷ Während sie 1873 noch 55 % der Truppen ausmachten, stieg ihr Anteil 1893 auf 60 % und 1903 auf 65 %. Am Vorabend des ersten Weltkrieges lag er schliesslich bei 77 %.⁵⁸ Andererseits, weil sich Mitte der 1890er Jahre, getragen von einer nationalistischen Welle, überdurchschnittlich viele Niederländer freiwillig zum Kolonialdienst meldeten. Und schliesslich, weil die militärische Eroberung des Archipels gegen 1910 abgeschlossen war und ihre internen Aufgaben zusehends von der Polizei übernommen wurden.⁵⁹

Ferner stellt sich die Frage, inwiefern die französische Fremdenlegion und die KNIL um die verbliebenen auswanderungswilligen Schweizer in Konkurrenz standen. Wie Koller dargelegt hat, befand sich die Fremdenlegion in der Zeit von 1880 bis 1918 zusehends im medialen Fokus einer transnationalen Öffentlichkeit. Während in dieser Zeit etwa ein Dutzend tatsächliche oder vermeintlich Erlebnisberichte von ehemaligen Legionären erschienen, waren es bloss deren zwei über die KNIL.⁶⁰ Es ist davon auszugehen, dass die Fremdenlegion –

56 Vgl. Béatrice Veyrassat, *Wirtschaft und Gesellschaft an der Wende zum 20. Jahrhundert*, in: dies., Patrick Halbeisen, Margrit Müller (Hg.), *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, Basel 2012, S. 33–89.

57 Bei den «Ambonesen» handelt es um eine sozial konstruierte «martial race», deren Einzugsgebiet weit über die Insel Ambon hinausreichte. Vgl. dazu sowie zu der anwachsenden Bedeutung dieser beiden Gruppen innerhalb der KNIL: Gerke Teitler, *The Mixed Company. Fighting Power and Ethnic Relations in the Dutch Colonial Army, 1890–1920*, in: Karl Hack (Hg.), *Colonial Armies in Southeast Asia*, London 2006, S. 146–160; und Jaap de Moor, *The Recruitment of Indonesian Soldiers for the Dutch Colonial Army, c. 1700–1950*, in: David Killingray, David Omissi (Hg.), *Guardians of Empire. The Armed Forces of the Colonial Powers, c. 1700–1964*, Manchester 1999, S. 53–69.

58 Die Zahlen stammen aus den jährlich erschienen Kolonialberichten: *Kolonialaal Verslag*, 's-Gravenhage, 1868–1915.

59 Vgl. Bossenbroek, *Volk voor Indië*, S. 182–189.

60 Vgl. Christian Koller, *Kriminelle Romantiker in der exotischen Hölle: Zur transnationalen Medialisierung der französischen Fremdenlegion*, in: *Saeculum*, 62/2 (2012), S. 247–265; die beiden bekannten, von Schweizern publizierten Berichte sind: Edwin Eckert, *Erlebnisse Eines Schweizers als Deserteurs der Holländischen Kolonial-Armee in Ost-Indien*, Weinfelden 1912; Carl August Haab,

zumindest in der Schweiz – gegen Ende des 19. Jahrhunderts weitaus bekannter war als die KNIL und daher mehr Söldner anzog.

Neue Aspekte einer «geteilten Geschichte»: Geldflüsse

Nach dieser Darstellung der Rekrutierung von Schweizer Kolonialsoldaten für Niederländisch-Ostindien möchte ich nun kurz drei thematische Aspekte hervorheben, um das Potential einer vertieften Analyse dieser militärischen Südostasienmigration anzudeuten. Es sind dies: Geldflüsse, Gewalt und Rassismus.

Innerhalb der militärischen und arbeitsmigratorischen Netzwerke zirkulierten nicht nur Söldner, sondern auch Gelder. Regelmässig flossen Pensions-, Gratifikations- und Nachlasszahlungen aus den Kolonien bis in die entlegensten Gemeinden der Schweiz. Anrecht auf eine lebenslange Pension hatten alle europäischen Soldaten, die zwanzig Jahre, beziehungsweise ab 1877, zwölf Jahre in den Kolonien gedient hatten.⁶¹ Aufgrund der verkürzten Dienstdauer sowie der gestiegenen Lebenserwartung nahm auch die Zahl der Pensionäre gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu.⁶² Während 1868 36 pensionsberechtigte Schweizer gelistet werden, waren es um 1900 bereits deren 599.⁶³

Regelmässig ausbezahlte Pensionen stellten für zahlreiche Veteranen einen essentiellen Zusatzverdienst dar. Der ehemalige Kolonialsöldner Johann Joseph Eng arbeitete beispielsweise nach seiner Rückkehr 1872 in der Schuhfabrik von C.F. Bally. Zusätzlich zu seinem Lohn als Fabrikarbeiter, der vermutlich um die 3 bis 5 Franken pro Tag betrug, erhielt er eine jährliche Pension von 140 Gulden (rund 290 CHF).⁶⁴ Pensionen waren aber nicht nur für die Veteranen relevant, sondern auch für deren Familien, wie das Gesuch von Elisabeth Schwarzenbach-Staubli belegt. Als ihr Mann, der ehemalige Söldner Gottlieb Schwarzenbach, 1900 verstarb, setzte sich die Armenfürsorge von Rüslikon vergeblich dafür ein, dass sie weiterhin dessen Pension von 760 Franken erhalten könne. Folglich verlor Elisabeth Schwarzenbach-Staubli nicht nur ihren Mann, sondern auch ihr bescheidenes Einkommen.⁶⁵

Handwerksburschen-Erinnerungen. Meine Reise von St. Gallen Nach Ostindien. Vier Monate Hin- und Vier Monate Rückreise; Vier Jahre auf der Insel Java, Ebnat-Kappel 1916.

⁶¹ Bossenbroek, Volk Voor Indië, S. 141 und 155.

⁶² Von 1860–1869 lag die Überlebensrate bei neun Jahren Dienst bei 61 %, 1900–1909 bei 88 %. Vgl. Ulbe Bosma, Sailing through Suez from the South. The Emergence of an Indies-Dutch Migration Circuit, 1815–1940, in: *The International Migration Review*, 41/2 (2007), S. 511–536, hier S. 523.

⁶³ Vgl. die entsprechenden Dossiers der niederländischen Konsulate in Bern und Genf. Für 1868: NL-HaNA, 2.05.14.05, 91; und für 1900: NL-HaNA, 2.05.14.12, 157.

⁶⁴ Vgl. zur Pension: Brief von C.F. Bally an den niederländischen Generalkonsul, 5. Januar 1873, NL-HaNA, 2.05.14.05, 60. Zur Schätzung des Lohns eines Fabrikarbeiters, vgl.: Historische Statistik der Schweiz HSSO, 2012. Tab. G.3b. hso.ch/2012/g/3b.

⁶⁵ Vgl. Anfrage der Armenpflege Rüslikon an die niederländische Gesandtschaft in Bern, 21. Dezember 1900, sowie die undatierte Kopie des Antwortschreibens, NL-HaNA, 2.05.10.21, 108.

Die Gratifikationen erhielten all jene, die aufgrund einer Verletzung vorzeitig aus dem Dienst ausschieden. Dafür mussten sie jedoch jedes Jahr einen ärztlich beglaubigten Nachweis erbringen, dass sie aufgrund ihrer Verletzungen nicht im Stande seien, ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen.⁶⁶ Wie wichtig dieser Zuschuss im Einzelfall sein konnte, zeigt der Fall von Johann Jakob Fischer aus Eglisau. Fischer trat 1870 der niederländische Kolonialarmee bei. Bereits zwei Jahre später wurde er entlassen, da er «gelähmt» war. Mit 100 Gulden (ca. 207 CHF) in der Tasche reiste er in seine Heimatgemeinde Eglisau zurück. Dort dürfte sich die Freude über seine Rückkehr in Grenzen gehalten haben. Denn Fischer war «arbeitsunfähig» und musste von der lokalen Armenbehörde unterstützt werden. Um das prekäre Gemeindebudget zu entlasten, forderte die Armenbehörde die niederländische Regierung zur finanziellen Unterstützung auf. Als das Gesuch bewilligt wurde, erhielt Fischer 100 Gulden. Die Gemeinde wiederholte dieses Prozedere jedes Jahr bis 1891. Dann verlieren sich Fischers Spuren im Archiv.⁶⁷

Ferner stellten auch die Nachlasszahlungen für Angehörige und kommunale Armenfürsorgen eine einmalige finanzielle Entlastung dar. Zwischen 1861 und 1895 wurden mindestens 1'000 Todesfälle von in niederländisch-indischen Diensten verstorbenen Söldnern der Schweizer Bundeskanzlei gemeldet. Einige dieser Söldner hinterliessen ein Erbe, das zwischen 0,7 und 6'547 Gulden variierte. Der Grossteil umfasste eher kleine, ein- bis zweistellige Summen.⁶⁸ Laut Schätzungen die auf den Unterlagen des Bundesarchives basieren, beläuft sich die Gesamtsumme der Hinterlassenschaften auf ca. 32'000 Gulden.⁶⁹ Wie viel davon wirklich in die Schweiz floss, ist jedoch schwer zu ermitteln. So lassen sich 63 Fälle belegen, in denen die Erben die Erbschaft ausschlugen. Gleichzeitig kam es auch vor, dass sogar geringe einstellige Beträge zurückgefordert wurden. 1868 forderte etwa Anna Maria Odermatt die drei hinterlassenen Gulden (ca. 6 CHF) ihres verstorbenen Ehemannes ein. Dieser hatte sich 1858 abgesetzt und trat in die Kolonialarmee ein. Anna Maria Odermatt blieb mit ihren zwei Kindern zurück und musste von der Armenverwaltung Stans unterstützt werden.⁷⁰

Folglich zeigt ein erster Blick auf die kolonialen Geldströme einerseits, dass der Wert des Geldes nicht bloss absolut, sondern auch in Relation zum sozialen Umfeld der Söldner bestimmt werden muss. Bereits bescheidene Summen konnten den Lebensstandard der Veteranen und ihrer Angehörigen markant steigern.

66 Vgl. Auskunft des Vize-Konsuls in Genf, 22. Dezember 1874, NL-HaNA, 2.05.15.05, 60.

67 Zum Fall Fischer, siehe: Staatsarchiv des Kantons Zürich (StAZH) QI 139.3 und Schweizerisches Bundesarchiv (BAR) E2#1000/44#1112*. Zur prekären Lage Eglisaus, siehe: Franz Lamprecht, Mario König, Eglisau. Geschichte der Brückenstadt am Rhein, Zürich 1992, S. 424–430.

68 Vgl. die Verlustlisten in: SchweizerSöldner in niederländischen Diensten BAR E2#1000/44#1102*–E2#1000/44#1109*.

69 Ebd.

70 Staatskanzlei Nidwalden an Bundeskanzlei, 11. Februar 1869, BAR E2#1000/44#1115*.

Andererseits zeichnet sich allmählich das Bild eines transnationalen kolonialbürokratischen Kraken, dessen Fangarme vom Malaiischen Archipel über die Bundeskanzlei bis in den Alpenraum reichte.

Gewalt

Seit den ersten Begegnungen der Niederländischen Ostindien-Kompanie mit den Einwohnern und Einwohnerinnen des Archipels im frühen 17. Jahrhundert war physische Gewalt, beziehungsweise deren blosser Androhung, ein wesentlicher Bestandteil der niederländischen Kolonialstrategie.⁷¹ Dessen waren sich auch die Schweizer Söldner bewusst, wie der folgende Auszug aus den unveröffentlichten Memoiren des Gersauer Söldners Anton Camenzind über eine militärische Exkursion zu den Zuckerplantagen gegen Ende der 1880er belegt:

Manchmal hatten wir auch grosse Ausmärsche in die Zukerplantaschen [...], u. die Herren haben es als gerne, wen hier u. da Militair kommt, sie sagen als die Coelies [Kulis, P.K.] seien als dan wieder viel williger zum Arbeiten, wenn Sie wieder einmal Militair sehen;⁷²

«Kulis» waren migrantische Kontraktarbeiter, die meistens aus China oder von Java geholt und auf Zeit verpflichtet wurden. Während ihrer Vertragslaufzeit mussten sie die als Vorschuss geleisteten Reisekosten zurückerstatten, was allerdings wegen der harten Arbeitsbedingungen, der ungerechten Bezahlung, der Förderung von Glücksspiel sowie des staatlich tolerierten Opiumkonsums oft nicht gelang. Folglich landeten zahlreiche «Kulis» in einem Netz von finanziellen Abhängigkeiten, in dem sie von den Plantagebesitzern ausgebeutet und objektiviert wurden. Mit militärischer und polizeilicher Präsenz sorgten die Kolonialbehörden dafür, dass die Plantagenbetreiber ihr Regime möglichst ungestört aufrechterhalten konnten. Die niederländischen Kolonialbehörden wurden aber auch gerufen, um individuellen oder kollektiven Widerstand seitens der «Kulis» zu brechen.⁷³ Camenzind berichtet diesbezüglich weiter, es sei vorgekommen, dass ganze Kompagnien zu den Plantagen ausrücken mussten, «um wieder Ord-

⁷¹ Groen, *Colonial Warfare*, S. 278; Henk Schulte Nordholt, *A Genealogy of Violence*, in: Freek Colombijn, Thomas Lindblad (Hg.), *Roots of Violence in Indonesia: Contemporary Violence in Historical Perspective*, Leiden 2002, S. 33–61; Remco Raben, *On Genocide and Mass Violence in Colonial Indonesia*, in: *Journal of Genocide Research*, 14/3–4 (2012), S. 485–502.

⁷² Anton Camenzind, *Memoiren* (Privatbesitz Familie Hossle), S. 127–128. Camenzind diente von 1885–1897 in der KNIL. Vgl.: NL-HaNA, 2.10.50, 213, Folio 30816. Ich danke der Familie Hossle dafür, dass sie die Memoiren der Forschung zur Verfügung gestellt haben.

⁷³ Vgl. Zangger, *Koloniale Schweiz*, S. 186–195; zu den Arbeitsbedingungen auf den Plantagen in Niederländisch Ost-Indien, siehe auch die beiden Standardwerke: Jan Breman, *Taming the Coolie Beast: Plantation Society and the Colonial Order in Southeast Asia*, Delhi 1989, S. 131–175; und Ann Laura Stoler, *Capitalism and Confrontation in Sumatra's Plantation Belt, 1870–1979*, New Haven 1985, S. 25–92.

nung zu schaffen, u. die Ruhestörer mit zu nehmen ins Gefängnis». Die Plantagenbesitzer, «das sind alles reiche Europäer u. grosse Fabriken u. weit ausgedehnte Besitzungen haben u. viele Koulies», hätten dann den europäischen Soldaten zum Dank «frei Genever» ausgeschenkt.⁷⁴

Die Schweizer Söldner halfen aber nicht nur dabei mit, die koloniale Ordnung aufrechtzuerhalten, sondern sie auch auf bislang nicht kolonialisierte Teile des Archipels auszudehnen. Während in Europa über den «humanen Krieg» zwischen «zivilisierten Nationen» diskutiert wurde, gehörten Gräueltaten gegen die Zivilbevölkerung und Gefangene zum systematischen Repertoire der KNIL.⁷⁵ Konservative Schätzungen gehen davon aus, dass alleine im Acehkrieg (1873–ca. 1912) 75'000 Einwohnerinnen und Einwohnern Acehs sowie 25'000 Kolonialsoldaten und «Kulis» starben.⁷⁶ Zu notorischer Berühmtheit gelangten dabei auch die Feldzüge ins gebirgige Hinterland Sumatras im Jahre 1904. Während auf niederländischer Seite etwa 35 Soldaten ihr Leben liessen, wurden schätzungsweise 5–12% der indigenen Gajo- und 20% der Alas-Bevölkerung ermordet.⁷⁷ An vorderster Front mit dabei war der Bündner Söldner Hans Christoffel. In den Augen seiner vorgesetzten profilierte sich Christoffel dermassen, dass er 1905 zum Captain einer Sondereinheit ernannt wurde. Diese kam dann zum Einsatz, wenn sich eine Gemeinde im Malaiischen Archipel weigerte, den formalen Souveränitätsanspruch der Niederlande zu akzeptieren. In kleinen, mobilen Einheiten verfolgte Christoffel mit seinen Leuten diese Gruppen – bis zu deren Kapitulation oder Tod.⁷⁸ Auf einer dreimonatigen Expedition auf der Insel Flores im Jahre 1907 tötete seine Truppe beispielsweise 795 Menschen.⁷⁹ Wie Edgar Keller und Yoseph Aragato Sareng rund 100 Jahre später bei einer ethnohistorischen Voruntersuchung feststellten, ist dieses traumatische Ereignis immer noch im kollektiven Gedächtnis einiger Bewohnerinnen und Bewohner von Flores verankert.⁸⁰

⁷⁴ Camenzind, *Memoiren*, S. 127–128.

⁷⁵ Groen, *Colonial Warfare; Emmanuel Kreike, Genocide in the Kampongs? Dutch Nineteenth Century Colonial Warfare in Aceh, Sumatra*, in: *Journal of Genocide Research*, 14/3–4 (2012), S. 297–315. Zu den europäischen Diskursen über die «Zivilisierung» des Krieges vgl. Svenja Goltermann, *Opfer: die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne*, Frankfurt am Main 2017, S. 81–136.

⁷⁶ Zum Acehkrieg, siehe Martijn Kitzen, *Between Treaty and Treason. Dutch Collaboration with Warlord Teuku Uma during the Aceh War, a Case Study on the Collaboration with Indigenous Power-Holders in Colonial Warfare*, in: *Small Wars & Insurgencies*, 23/1 (2012), S. 93–116.

⁷⁷ Vgl. Paul Bijl, *Emerging Memory. Photographs of Colonial Atrocity in Dutch Cultural Remembrance*, Amsterdam 2015, S. 50.

⁷⁸ Vgl. Harm Stevens, «Who in the Netherlands has not heard of Captain Christoffel?» The peerless career of a Swiss in Dutch colonial service, 1886–1910, in: *Rial, De Nimègue à Java*, S. 237–243.

⁷⁹ Vgl. Groen, *Colonial Warfare*, S. 290.

⁸⁰ Andreas Zangger, Hans Christoffel. Ein Bündner Jagdhund in Indonesien, in: *Wochenzeitung (WOZ)*, 15, S. 13–14.

Die Gewalt war schliesslich aber nicht nur Teil der Geschichte des Malaischen Archipels. Zahlreiche Söldner brachten ihre Gewalterfahrung nach Dienstende zurück in die Schweiz. Welche Formen diese in kolonialen Konflikten erfolgte Brutalisierung zuweilen annehmen konnte, offenbarte der Fall Jeker. 1896 erschoss Bernhard Jeker im solothurnischen Bärschwil seinen Vermieter sowie dessen Frau und die 18-jährige Tochter, da diese ihm nach eigener Aussage «hämisches Gesicht» gelacht hätten. Gegenüber der Polizei gab er zu Protokoll, er habe dreizehn Jahre in der KNIL gedient, vier davon «im Felde u. kam oft in den Fall, auf Feinde zu schiessen».⁸¹ Tatsächlich diente Jeker von 1876 bis 1880 im Acehkrieg.⁸² Ob diese Kriegserfahrung traumatisierende Spuren in seiner Psyche hinterliessen, lässt sich vom heutigen Standpunkt aus nicht ermitteln. Aus anderen kolonialen Kontexten ist zumindest bekannt, dass bei manchen Kolonialsoldaten bereits triviale Gründe zu einem Ausbruch exzessiver Gewalt führen konnten.⁸³ In welchem Masse dies auch auf nach Europa zurückgekehrte Kolonialsöldner zutrifft, kann hier nicht weiter geklärt werden.⁸⁴ In Jekers Fall ist immerhin überliefert, dass ihm der Direktor der psychiatrischen Klinik Rosenegg eine verminderte Zurechnungsfähigkeit attestierte.⁸⁵

81 Verhör vom 4. April 1896, Staatsarchiv des Kantons Solothurn (StASO) Kriminalprozeduren vor Schwurgericht 1896, Nr. 11.

82 Vgl. zu seinen Einsatzorten den Auszug aus seinem Stammbuch, NL-HaNA, 2.10.50.02, 314, Folio 3665.

83 Vgl. z. B. zu willkürlichen und spontanen Ausbrüchen militärischer Gewalt im Kontext des kolonialisierten Indiens: Fischer-Tiné, *Low and Licentious Europeans*, S. 250–253.

84 Zu den psychischen Folgen von Kriegserfahrungen, insbesondere zum amerikanischen Bürgerkrieg, dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, oder den Kriegen des 20. Jahrhunderts gibt es zahlreiche Beiträge. Vgl. u. a.: Mark S. Micale, Paul Lerner, *Traumatic Pasts History, Psychiatry, and Trauma in the Modern Age, 1870–1930*, Cambridge 2001; Martin Lengwiler, *Zwischen Klinik und Kaserne. Die Geschichte der Militärpsychiatrie in Deutschland und der Schweiz 1870–1914*, Zürich 2000; Jolande Withuis, Annet Mooij, *The Politics of War Trauma: The Aftermath of World War II in Eleven European Countries*, Amsterdam 2010; Gajendra Singh, *Mirrors of Violence: Inter-racial Sex, Colonial Anxieties and Disciplining the Body of the Indian Soldier During the First World War*, in: Harald Fischer-Tiné, *Anxieties, Fear and Panic in Colonial Settings. Empires on the Verge of a Nervous Breakdown*, Cham 2016, S. 169–197; José Brunner, *Politik des Traumas. Gewalterfahrungen und psychisches Leid in den USA, in Deutschland und im Israel/Palästina-Konflikt*, Berlin 2014; Anne Freese, *Gewalt, Deutung, Selbstoptimierung: eine Geschichte der posttraumatischen Belastungsstörung seit dem Vietnam-Syndrom*, Stuttgart 2018. Inwiefern sich deren Ergebnisse auf die im 19. Jahrhundert heimgekehrten (Schweizer) Kolonialsöldner übertragen lassen, ist bislang nicht weiter untersucht worden.

85 Dies hatte jedoch keinen Einfluss auf Jekers Urteil, er wurde zu lebenslanger Haft verurteilt. Vgl. *Täglicher Anzeiger für Thun und das Berner Oberland*, 24. Mai 1896.

Rassismus

Eine Beschäftigung mit den Söldnern offenbart noch einen weiteren Punkt. Sie zeigt, dass auch die Schweiz eng mit den kulturellen und sozialen Strukturen des europäischen Kolonialismus verbunden war. Rassistische Bilder und Denkmuster machten dementsprechend nicht halt vor der Schweizer Landesgrenze, wie die Berichterstattung des *Journal de Genève* über die oben erwähnte «Schweizer Meuterei» von 1860 illustriert. Den Umstand, dass die Meuterei insbesondere von «indigenen» KNIL-Soldaten niedergeschmettert wurde, glich in den Augen des Korrespondenten einem Skandal:

voilà des soldats indigènes employés à combattre des Européens! C'est enlever le prestige qui entoure la race blanche et qui entre pour beaucoup dans la soumission de 10 millions de Javanais à une poignée d'Européens. Ce prestige disparu, il ne nous reste que la force brutale; et, dans ce cas, nous serons écrasés sous le nombre.⁸⁶

Die Niederländer, so der Vorwurf, hätten dadurch den Machtanspruch des «weissen» Europas unterminiert. Denn die Unterscheidung zwischen überlegenen Menschen Europas und den unterlegenen Asiens sei die elementare Voraussetzung, um die Kolonien zu kontrollieren.

Ann Laura Stoler und Frederick Cooper wiesen schon vor geraumer Zeit darauf hin, dass die Herstellung einer solchen «Grammatik der Differenz» das Ziel kolonialherrschaftlicher Bestrebungen war. Allerdings war die Linie, entlang welcher diese Differenz gezogen werden sollte, nie *a priori* gegeben, sondern unaufhörlich Gegenstand von Verhandlungen und Kämpfen der Menschen in den Kolonien.⁸⁷ Diese Spannungen entluden sich nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern ebenso in der Sphäre des Privaten und Intimen.⁸⁸

Auch der bereits genannte Anton Camenzind machte diese Erfahrung. Während seiner Dienstzeit auf Java lernte er einen pensionierten Schweizer Söldner kennen, der mit einer Javanin verheiratet war. Mit deren gemeinsamen Tochter, Maria Narbertina Wullschleger, schloss Camenzind kurz darauf den Bund der Ehe. Rechtlich gesehen hatte Wullschleger den Status einer katholischen Europäerin. Sie selbst identifizierte sich jedoch stärker mit den Glaubenspraktiken ihrer muslimischen Mutter. Camenzind konnte oder wollte dies nicht

⁸⁶ *Journal de Genève*, 10. November 1860.

⁸⁷ Ann Laura Stoler, Frederick Cooper, *Zwischen Metropole und Kolonie: Ein Forschungsprogramm neu denken*, in: Claudia Kraft, Alf Lüdtke, Jürgen Martschukat (Hg.), *Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen*, Frankfurt am Main 2010, S. 26–66, hier S. 30.

⁸⁸ Eine Reihe von Arbeiten aus der *New Imperial History* und den *postcolonial studies* argumentieren, dass Intimität nicht etwas Privates gewesen sei, sondern ein Transferpunkt kolonialer und hierarchischer Beziehungen darstelle. Für einen kurzen und aktuellen Überblick, siehe: Barbara Lüthi, Jovita dos Santos Pinto, *Adjudicating intimacies in Switzerland*, in: Nathalie Büsser et al. (Hg.), *Transnationale Geschichte der Schweiz*, Zürich 2020, S. 245–252.

begreifen, weshalb immer wieder Konflikte ausbrachen. In seinen Memoiren hält er fest:

dan habe ich der Mutter auch einmal gründlich die Wahrheit gesagt, ich hätte eine europ. Frau getraut u. nicht eine Javanin, die Schwiegermutter war natürlich eine Javanin. Javaninen hätte ich genug bekommen, dan hätte ich ihre tochter nicht gebraucht zu heirathen, ich habe ihr tochter geheirathet um das ich glaubte eine Europäerin zu bekommen, aber es sei gerade das Gegentheil, den meine Frau sei auch beinahe so fanatisch wie sie im heidnischen Glauben, u. von meinem Glauben wolle sie nichts mehr wissen, u. warum sie den ihre tochter katolisch habe taufen lassen.⁸⁹

Camenzind betonte, wie wichtig ihm der europäische Status seiner Frau war. Dabei offenbarte er seine koloniale Logik, gemäss welcher er als Europäer über die Körper der kolonialisierten, javanischen Frauen (mehr oder weniger) frei verfügen könne. Der Körper der Europäerinnen würde sich demnach diesem Zugriff entziehen. Ausserdem stellte in seinen Augen die Religion ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal dar. So bildete das Christentum eine Grundvoraussetzung, um europäisch zu sein. Die Hautfarbe hingegen, spielt in dieser Hinsicht keine Rolle, wie ein Blick auf eine andere Stelle enthüllt:

Sie wollen halt eben nicht schwarz sein u. puderte sich manchmal so arg, dass ich dachte Sie sei weiss angestrichen u. ich sie als wieder auslachte u. sagte ich könne Oelfarbe von der Genieloods [= die Lagerhallen der technischen Truppe, P.K.] bringen, zinkweiss u. sie mitstreichen, dan bleibe es doch u. gehe nicht mehr ab, ich machte als nur Spass, aber Sie wurde als fuchswild.⁹⁰

Zwar war die stereotypisierte Rezeption von Hautfarbe neben Geschlecht, Sexualität, Religion und Klasse ein wesentlicher Teil des intersektionalen Gefüges, das koloniale Hierarchien bestimmte – und Frauen wie Wullschleger verfügten auch über individuelle Strategien, dieses Gefüge zu unterminieren –, nichtsdestotrotz schien sie in diesem Fall keinen Einfluss auf die von aussen rechtlich zugewiesene europäische Identität zu haben. Für das niederländische Empire war dies nicht aussergewöhnlich. Gemäss dem Historiker Bart Luttikhuis stand das Konzept «*Europeanness*» im Zentrum der kolonialen Hierarchie Niederländisch-Ostindiens. Dieses sei aber nicht gleichzusetzen mit «*whiteness*», da es – wie in den oben geschilderten Szenen – den Akteurinnen und Akteuren eine grössere Flexibilität in der Zuschreibung von Gruppenzugehörigkeiten erlaube. So hing der legale europäische Status mitunter davon ab, ob der europäische Mann sein Kind rechtmässig anerkannte oder nicht.⁹¹ Nicht einmal eine genealogische Ver-

⁸⁹ Camenzind, Memoiren, S. 225.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Bart Luttikhuis, Beyond Race: Constructions of «*Europeanness*» in Late-Colonial Legal Practice in the Dutch East Indies, in: European Review of History/Revue Européenne d'histoire, 20/4 (2013), S. 539–538; einen ausführlichen Überblick über die Debatte, ob Race oder Class konstitutiv

bindung zu Europa war zwingend notwendig. Die 2'900 westafrikanische Soldaten, die von der KNIL in der niederländischen Goldküste (heute Ghana) teils rekrutiert, teils verschleppt wurden, sowie deren Nachkommen erhielten ebenfalls den legalen Status von Europäern zugesprochen.⁹²

Diese Beispiele zeigen zunächst, dass die «geteilte Geschichte» zwischen der Schweiz und aussereuropäischen Schauplätze die hiesige Konzeption von Rassismus entscheidend mitformte. Ausserdem belegen sie, dass «Race» – wie Patricia Purtschert und Bernhard Schär jüngst argumentierten – eine konstitutive Kategorie für die Konstruktion von europäischen, beziehungsweise Schweizer Identitäten ist.⁹³ Die angeführten Zitate verdeutlichen aber auch, dass diese Kategorie jeweils in ihrem situationsbedingten Zusammenspiel mit weiteren Achsen der Differenzierung wie Geschlecht, Sexualität, Religion, und Klasse intersektional analysiert werden muss. Eine solche Analyse vermag die binäre Opposition zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden aufzubrechen und in feinen Schattierungen darzustellen.

Fazit

Ziel dieses Artikels war es, neue Perspektiven auf die Schweizer Überseemigration nach Südostasien zu werfen. Als Ausgangspunkt dazu diente ein breit gefasstes Migrationskonzept, dass nicht nur die lineare Siedlungswanderung beleuchtet, sondern auch die lebenszyklische militärische Arbeitsmigration von Söldnern. Wie ich im ersten Teil darauf hinwies, entschlossen sich auch noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tausende Schweizer für diese Art der Auswanderung. Dabei profitierte die KNIL sowohl von den Kontinuitäten als auch von der Auflösung der alten Söldnermarktstrukturen. Reihenweise liefen ihr die zuvor in Schweizer Regimentern des Königreichs beider Sizilien oder der *British Swiss Legion* dienenden Söldner zu. Nach einer ersten Rekrutierungswelle setzte die KNIL 1860 die Anwerbung von Schweizern aus. Diese wurde ab 1866 in kleinerem Massstab wiederaufgenommen, 1871–1872 kurzzeitig unterbrochen und 1873 aufgrund des Acehkrieges nochmals lanciert. Gegen Ende des Jahrhunderts nahmen die Schweizer Eintritte weiter ab, einerseits, weil die hiesi-

für die soziale Hierarchie Niederländisch-Ostindiens war, liefert: Susie Protschky, *Race, Class, and Gender: Debates over the Character of Social Hierarchies in the Netherlands Indies, circa 1600–1942*, in: *Bijdragen Tot de Taal-, Land- En Volkenkunde/Journal of the Humanities and Social Sciences of Southeast Asia*, 167/4 (2011), S. 543–556.

⁹² Vgl. Ineke van Kessel, *Zwarte Hollanders. Afrikaanse Soldaten in Nederlands-Indië*, Amsterdam 2005.

⁹³ Vgl. Bernhard Schär, *Global und Intersektional. Prolegomena zu einer noch neueren Geschichte der Schweiz*, in: *Didactica Historica. Zeitschrift Für Geschichtsunterricht*, 2 (2015), S. 49–54; und Patricia Purtschert, *Kolonialität und Geschlecht*, Bielefeld 2019.

ge Wirtschaft prosperierte, andererseits, weil javanische und «ambonesische» Soldaten innerhalb der KNIL einen grösseren Stellenwert einnahmen.

Im zweiten Teil ging es mir darum, auf das historiographische Potential hinzuweisen, die eine erweiterte Perspektive auf die Schweizer Söldnermigration nach Südostasien mit sich bringt. Eine Analyse der Geldströme offenbart beispielsweise, dass koloniale Gelder auch fernab der urbanen Zentren in den ländlichen Gebieten der Schweiz für einzelne Veteranen, Familien und Armenbehörden bedeutend waren – auch wenn es sich teilweise nur um geringe Beträge handelte. Der Aspekt der Gewalt verdeutlicht, dass die Schweizer Söldner Teil eines gewalttätigen Kolonialregimes waren und dass einzelne von ihnen die darin gesammelten Gewalterfahrungen nach ihrem Dienst in die Schweiz zurückbrachten. Die nähere Betrachtung von «*Race*» liefert schliesslich differenzierte Erkenntnisse über das stetige aushandeln einer Grammatik der Differenz, die auch konstitutiv für die Formation einer Schweizer Identität war. Konzepte wie «*whiteness*» und «*Europeaness*» müssen demnach situativ und intersektional mit anderen Achsen der Differenzierung wie Religion, Geschlecht, Sexualität und Klasse analysiert werden, um ihre Entstehung und Wirkung nachvollziehen zu können.

Philipp Krauer, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich, Clausiusstrasse 59, 8092 Zürich, philipp.krauer@gmw.gess.ethz.ch

«Wer soll König und Herr im Lande sein?» Die Kontroverse um die Einführung der Volksinitiative auf Partialrevision 1891

Pascal Michel

«Who should be king and master in the land?» The controversy surrounding the introduction of the 1891 popular initiative on partial revision

This article provides a systematic review of the arguments put forward in favour of and against the implementation of the Swiss popular initiative in 1891. From parts of the dominating Liberal Party (*Freisinnige*), the new popular right was met with stiff opposition, while Catholic-Conservatives and groups such as the labour association *Grütliverein* promoted the popular initiative. Focussing on these three protagonists and drawing on sources that scholars have not paid sufficient attention to, the article analyses the advantages and disadvantages these political actors saw in the new popular right. The paper systemizes their arguments and demonstrates that by opposing the implementation of the Swiss popular initiative, the Liberal Party was mainly trying to maintain its own power, whereas Catholic-Conservatives and the *Grütliverein* were hoping to expand their influence.

Die Möglichkeit der Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, per Volksinitiative mit 100'000 gültigen Unterschriften die Revision einzelner Verfassungsartikel zu verlangen, ist ein strukturbildendes Element der helvetischen Konkordanzdemokratie.¹ Während das fakultative Referendum Regierung und Parlament dazu zwingt, bei Entscheidungen alle referendumsfähigen Akteure miteinzubeziehen, sorgt die Volksinitiative auf Teilrevision dafür, dass die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger auch eigene, bisher zu wenig beachtete Themen auf die Agenda bringen und in der Verfassung verankern können.² Die Volksinitiative auf Teilrevision, die am 5. Juli 1891 an der Urne angenommen wurde, fungiert demnach entweder als Ventil für Unzufriedenheit, als Verhandlungspfad für einen Gegenentwurf, als Katalysator für neue Themen oder auch als Mobilisierungsinstrument für Parteien.³ Die zentrale Stellung der Volksrechte und der Idee der «Volksouveränität» in der halbdirekten Demokratie zeigt sich darin, dass sie in der Wahrnehmung der Bevölkerung sowie bei den politischen Eliten unbestritten sind.⁴ Das Eidgenössische Departement des Äusseren sieht

1 Wolf Linder, Sean Mueller, Schweizerische Demokratie. Institutionen, Prozesse, Perspektiven, Bern 2017, S. 299. Vor 1977 waren 50'000 Unterschriften nötig. Siehe Bernard Degen, Volksinitiative, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 13. 8. 2020, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010386/2016-07-18/> (25.4.21).

2 Linder, Mueller, Schweizerische Demokratie, S. 326.

3 Ebd., S. 322–323.

4 Als halbdirekte Demokratie bezeichnen Linder und Mueller ein Entscheidungssystem, in dem das Volk bei allen wichtigen Politikfragen die Letztentscheidung trifft. Auf Verfassungsstufe durch

die Volksinitiative gar als Exportgut und das Schweizer System aufgrund seiner langjährigen Erfahrung mit Volksrechten «als natürlichen Referenzpunkt» für den «Wissensaustausch rund um den Globus».⁵

So «natürlich», «urschweizerisch» (Georg Kreis) und unbestritten sich die Volksinitiative aus heutiger Sicht präsentiert: Bei der Abstimmung zu ihrer Einführung 1891 stellte sich ein Teil des damals dominierenden Freisinns gegen das neue Volksrecht, während Linke, Radikale und Katholisch-Konservative von diesem Instrument mehr Mitsprache erhofften. Der vorliegende Artikel untersucht diesen bisher zu wenig beachteten Aspekt der Entstehungsgeschichte der Volksinitiative auf Teilrevision. Mit welchen Argumenten und Motiven kämpften ausgewählte politische Akteure – die Freisinnigen, die Katholisch-Konservativen sowie die Schweizerischen Grütlivereine – für oder gegen das neue Volksrecht?

Forschungsstand

Georg Kreis thematisiert den Widerstand der Freisinnigen in seinem Beitrag zum Band *Reformbedürftige Volksinitiative*.⁶ Ebenso stellt das *Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen 1848–2007* sehr kurz einige verschiedene Argumente der damaligen Auseinandersetzung vor.⁷ Alfred Kölz betont in seiner *Neueren Schweizer Verfassungsgeschichte* den Machtkampf und die Motivationen der Parteien, geht aber nicht im Detail auf Argumente ein.⁸ Jüngst erschien von Rolf Graber *Demokratie und Revolten*, in dem er das Narrativ der «organischen Entwicklung» der Volksrechte aus den vormodernden Landsgemeinden über die liberalen Kantonsverfassungen und schliesslich zu den Volksrechten auf Bundesebene eine andere Deutung gegenüberstellt. Die Etablierung von Referendum und Volksinitiative sei als Protestgeschichte zu erzählen, da sie auch «einer rebellischen Dynamik» zu verdanken sei, die oft gegen den Widerstand der Liberalen verwirklicht worden sei. Ganz kurz streift er auch den Machtkampf um die Ausgestaltung der Initiative auf Teilrevision 1891.⁹ Einen ähnlichen Ansatz verfolgt das aktuelle Buch *Demokratie in der Schweiz* von Josef Lang, jedoch mit

Volksinitiative oder obligatorisches Referendum, auf Gesetzesstufe durch fakultatives Referendum. Siehe ebd., S. 296.

⁵ Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten EDA, *Moderne Direkte Demokratie*, Bern 2018, S. 34.

⁶ Georg Kreis, *Die Volksinitiative – eine historische Altlast?*, in: ders. (Hg.), *Reformbedürftige Volksinitiative. Verbesserungsvorschläge und Gegenargumente*, Zürich 2016, S. 15–34.

⁷ Wolf Linder, Christian Bolliger, Yvan Rielle, *Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen 1848–2007*, Bern 2010.

⁸ Alfred Kölz, *Neuere Schweizer Verfassungsgeschichte. Ihre Grundlinien in Bund und Kantonen seit 1848*, Bern 2004, S. 627–637.

⁹ Rolf Graber, *Demokratie und Revolten. Die Entstehung der direkten Demokratie in der Schweiz*, Zürich 2017, S. 12; Kapitel zur Volksinitiative siehe ebd., S. 179–180.

einem breiteren zeitlichen Fokus bis in die Gegenwart und einem Schwerpunkt zu den sozialen Bewegungen.¹⁰ Zu nennen ist ferner die grundlegende Dissertation von Oswald Sigg.¹¹ Eine systematische und ausführliche Gegenüberstellung von Argumenten und Motivationen der ausgewählten Akteure im Abstimmungskampf um die Einführung der Volksinitiative auf Teilrevision liegt bisher nicht vor. Der vorliegende Artikel will dies anhand bisher zu wenig oder nicht beachteter Quellen leisten. Er nimmt folgende Akteure in den Fokus: die Freisinnigen, die Katholisch-Konservativen und die Schweizerischen Grütlivereine.¹² Ihre Positionen stehen paradigmatisch für die Konfliktlinien in der damaligen Auseinandersetzung.

Zuerst soll ein kurzer historischer Abriss die Entstehungsgeschichte der Volksinitiative auf Teilrevision aufrollen. Dazu stütze ich mich auf den ausführlichen Überblick zur Entstehungsgeschichte von Luzius Wildhaber und seinen Kommentar zu den betreffenden Verfassungsartikeln¹³, auf Linder, Bolliger und Rielle und ihr *Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen*¹⁴ sowie auf das Überblickswerk *Neuere Schweizerische Verfassungsgeschichte* von Alfred Kölz.¹⁵

Als Quelle für die Identifizierung der Argumente aus dem Pro-Lager dient der Bericht der ständerätlichen Kommissionsmehrheit vom 17. Dezember 1890, verfasst vom katholisch-konservativen Obwaldner Ständerat Theodor Wirz.¹⁶ Zudem eröffnen die Petitionen der Schweizerischen Grütlivereine, die neben den parlamentarischen Motionen 1884 aus dem katholisch-konservativen Lager den Bundesrat zur Botschaft über die Teilrevisions-Initiative veranlassten, Einblick in die Argumentation der Befürworter. Die verschiedenen kantonalen Grütlivereine reichten ihre Petitionen 1888 an den Bundesrat ein.¹⁷ Als prominente Stimme der Kritiker fungierte die freisinnige *Neue Zürcher Zeitung*, die sich neben der

10 Josef Lang, *Demokratie in der Schweiz. Geschichte und Gegenwart*, Zürich 2020.

11 Oswald Sigg, *Die Eidgenössischen Volksinitiativen 1892–1939*, Bern 1978.

12 Der Grütliverein war ein patriotisch geprägter Verein von Handwerksgesellen und später der Arbeiterschaft. Siehe Felix Müller, Grütliverein, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 30. Juli 2020, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017397/2010-12-22/> (25.4.21).

13 Luzius Wildhaber, Kommentar zu Art. 121/122 BV 1874, in: Jean-François Aubert et al. (Hg.), *Kommentar zur Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, Basel/Zürich/Bern 1988, S. 1–160.

14 Linder, Bolliger, Rielle, *Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen 1848–2007*.

15 Kölz, *Neuere Schweizer Verfassungsgeschichte seit 1848*, S. 627–637.

16 Theodor Wirz, Bericht der ständerätlichen Kommissionsmehrheit betreffend der Revision III. Abschnitt der Bundesverfassung vom 17. Dezember 1890, in: *Bundesblatt (BBl)*, 1/1 (1891), S. 16–21. Oswald Sigg nennt die ausführliche Argumentation von Wirz nur kurz stichwortartig, siehe Sigg, *Volksinitiativen*, S. 39.

17 Bundesarchiv, BAR, Dossier E22#1000–134#416, Akten der Bundesversammlung v. 30.3–24. Juni 1889 betr. die Beratung der Eingaben von verschiedenen schweiz. Grütlivereinen.

Waadtländer und Neuenburger Presse als einzige Kraft deutlich gegen die Einführung der Teilrevisionsinitiative stellte.¹⁸

Entstehungsgeschichte der Volksinitiative auf Teilrevision

Als Vorläufer der Volksinitiative gelten die Petitionen. Diese Bittschriften, Beanstandungen und Anregungen waren ein Instrument, das in der Alten Eidgenossenschaft und im Ancien Régime von der Bevölkerung rege genutzt wurde. In der Regenerationszeit (1830 bis 1848) belebten die Volksbewegungen diese Tradition wieder in ihrem Kampf um die von der Französischen Revolution inspirierte Idee der «Volkssouveränität». Sie stürzten 1830/31 die herrschenden Eliten der Restaurationszeit und ebneten den Weg für die liberalen Kantonsverfassungen, die das Wahlrecht auf breitere – männliche – Schichten ausweiteten und die Gewaltenteilung einführten. Die Kantonsverfassungen von Bern, Luzern, Schaffhausen, Aargau, St. Gallen, Waadt, Basel-Landschaft und des Thurgaus mussten allesamt vom Volk in einer Abstimmung genehmigt werden. Einzelne dieser Kantone sahen ebenso die Möglichkeit der Verfassungsinitiative vor.¹⁹

Als Vorreiter für das Volksrecht des Vetos gilt der Kanton St. Gallen, der dieses Recht 1831 einführte. Daneben preschte die Waadt 1845 als erster Kanton mit der Etablierung einer Art Volksinitiative vor. 8000 Stimmberechtigte konnten Anregungen in allen Bereichen, auch bei Gesetzen, zur Abstimmung bringen.²⁰ Auf Bundesebene hinkte der Ausbau der Volksrechte den Kantonen hinterher. Auch nach der Revision 1874 mit der Aufnahme des fakultativen Referendums war weiterhin nur die Volksinitiative auf Totalrevision möglich. Diese sah vor, dem Volk die Grundsatzfrage einer Revision vorzulegen. Stimmt es einer Totalrevision zu, waren beide Räte neu zu wählen, die sich dann der Überarbeitung annahmen.²¹ Die Abänderung einzelner Verfassungsartikel war nicht vorgesehen.²² Diesen Mangel legte am 3. August 1880 eine Volksinitiative, initiiert von Nationalrat Wilhelm Joos, einem Anhänger der demokratischen Bewegung, offen. Er forderte in einem ausformulierten Initiativtext ein Banknotenmonopol beim Bund. Seine Initiative gelangte aber als Frage der Totalrevision vors Volk und wurde abgelehnt.²³ Schliesslich forderten 1884 die katholisch-kon-

18 Yvan Rielle, Ausbau der direkten Demokratie, in: Linder, Bolliger, Rielle, Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen 1848–2007, S. 70–72, hier: S. 71.

19 Gerold Steinmann, Petitionsrecht, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 30. Juni 2020, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010370/2010-09-27/> (25.4.21). Wolf Linder, Direkte Demokratie, in: Peter Knoepfel et al. (Hg.), Handbuch der Schweizer Politik, Zürich 2014, S. 145–163, hier: S. 145–146.

20 Linder, Direkte Demokratie, S. 146.

21 Rielle, Ausbau der direkten Demokratie, S. 70.

22 Wildhaber, Kommentar zu Art. 121/122 BV 1874, S. 5.

23 Kölz, Neuere schweizerische Verfassungsgeschichte seit 1848, S. 638–639.

servativen Nationalräte Keel, Zemp und Pedrazzini in einer Motion explizit die Einführung eines Initiativrechts auf Teilrevision und drängten zusammen mit den Petitionen der Grütlivereine den Bundesrat dazu, eine Botschaft vorzulegen. Diese präsentierte die Regierung am 13. Juni 1890.²⁴ Daraufhin entbrannte eine heftige Debatte. Sie drehte sich einerseits darum, ob die Teilrevisions-Initiative nur eine Anregung oder ein ausformulierter Text sein solle, andererseits, wie das Abstimmungsverfahren konkret auszugestalten sei. Schliesslich setzte der katholisch-konservativ-dominierte Ständerat durch, dass die Volksinitiative auch als ausformulierter Entwurf und mit der Möglichkeit eines Gegenvorschlags zugelassen wurde. Die liberale Mehrheit im Nationalrat konnte ihrerseits bei der Festlegung des Abstimmungsverfahrens erreichen, dass ein doppeltes Ja verunmöglicht wurde.²⁵ Die Debatte soll im Folgenden zusammen mit den Pro- und Kontra-Argumenten nachgezeichnet werden.

Argumente gegen die Initiative

Mit Verweis darauf, dass die Volksinitiative auf Teilrevision in vielen Kantonen bereits bekannt sei, sprach sich der gänzlich freisinnige Bundesrat 1890 zwar grundsätzlich für deren Einführung auf Bundesebene aus.²⁶ Er anerkannte, es bestehe derzeit keine Möglichkeit, dass hier «sich ein [Teil-/ Anm. PM] Revisionsgedanke aus der Mitte des Volkes geltend machen» könne, diesem sei «jedes direkte Vorwärtsschreiten versagt».²⁷ Er fasste jedoch die Ausgestaltung des neuen Volksrechts sehr eng: So konzipierte der Bundesrat die Initiative auf Teilrevision nur als quasi erweitertes Petitionsrecht. 50'000 Stimmbürger konnten laut Botschaft des Bundesrates nur allgemein die Änderung eines Verfassungsartikels anregen. Fände die Anregung in einer ersten Volksabstimmung eine Mehrheit, arbeitete das Parlament einen Text aus, der wiederum zur Abstimmung gelangte.²⁸ Laut Wildhaber unterschied sich diese Konzeption der Teilrevisions-Initiative im Vergleich zur Totalrevisions-Initiative nur darin, dass das Parlament nicht neu gewählt werden musste.²⁹

Mit diesem strikt gefassten Verständnis der Volksinitiative auf Teilrevision versuchte der Bundesrat, die Hoheit über die Ausgestaltung der konkreten

24 Wildhaber, Kommentar zu Art. 121/122 BV 1874, S. 5.

25 Nach dem Ja zur Partialrevision entbrannte ein Machtkampf zwischen National- und Ständerat über das konkrete Verfahren, das in einem Bundesgesetz geregelt werden musste. Siehe dazu Kölz, Neuere schweizerische Verfassungsgeschichte seit 1848, S. 644–647.

26 Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend Revision des III. Abschnittes der Bundesverfassung, handelnd von der Revision dieser letzteren, in: Bundesblatt (BBl), 42/III (1890), S. 455–472, hier: S. 459.

27 Ebd., S. 458–459.

28 Wildhaber, Kommentar zu Art. 121/122 BV 1874, S. 6.

29 Ebd.

Abstimmungstexte in den Händen des Parlaments zu belassen. Für diese Lösung argumentierte auch die *Neue Zürcher Zeitung*. Sie kritisierte den Machtverlust, der dem Parlament mit der ausformulierten Initiative, wie sie der Ständerat einbrachte, drohe. Am 3. Juli 1891, zwei Tage vor dem Abstimmungssonntag, schrieb die Zeitung in einem fulminanten Leitartikel, man sei nicht grundsätzlich gegen Revisionsanträge aus dem Volk. Aber:

Wenn wir trotzdem die Verwerfung der eidgenössischen Vorlage empfehlen, so geschieht das aus dem Grunde, weil durch dieselbe dem Volk nicht bloss das Recht verliehen werden soll, diese oder jene Änderung oder Ergänzung an unserer Bundesverfassung vorzunehmen, sondern auch das Recht, fertig gestellte Verfassungsartikel einzureichen, die unter allen Umständen dem Volke zur Annahme oder Verwerfung unterbreitet werden sollen und an denen die Bundesversammlung kein Jota und kein Komma ändern darf, weil der Text ein geheiligter ist. [...] Das Gesetzgebungsrecht des Parlamentes wird also verkürzt; dasselbe wird herabgesetzt und verliert an Bedeutung und Ansehen, ohne dass dagegen die Massen des Volkes etwas gewinnen würden; den Vortheil werden nur jene Männer haben, welche die Volksbeglückung als ihre Lebensaufgabe betrachten.³⁰

Ein Teil der liberal-radikalen Mehrheit befürchtete also eine Entmachtung des Parlaments, weil dieses bei einer Teilrevision nicht mehr korrigierend in den Text eingreifen könne. Im selben Leitartikel bezeichnete die NZZ das Parlament als «wehrlos», es müsse den Umgestaltungen, die das Volk vorschlagen würde, «willenlos» zuschauen. «Wie ist es möglich, dass das Schweizervolk seine eigenen Vertreter degradieren will?», fragte sie rhetorisch.³¹ In diesen Zeilen kommt eine grundsätzliche Skepsis an der Urteilsfähigkeit der Stimmbürger zum Ausdruck. Es erstaunt nicht, dass die NZZ an in einem anderen Artikel 1890 betonte, Verfassungs- und Gesetzestexte würden ohnehin besser vom Parlament ausgearbeitet. Denn im ausgearbeiteten Entwurf der Initianten aus dem Volk konnte die NZZ nicht den Volkswillen erblicken. Der Initiativtext entspreche nur den Ansichten «irgend einiger Politiker, die sich im Hinterzimmer zusammensetzen».³² Als Beispiel dafür, das Parlament leiste hier bessere Arbeit in der Willensabbildung des Volkes, bezog sich die NZZ auf das Initiativrecht im Kanton Zürich:

Es ist im Kanton Zürich schon vorgekommen, dass dem Kantonsrathe ein fertiger Gesetzesentwurf vorgelegt wurde, welcher solche redaktionelle Fehler enthielt, dass er in dieser Form dem Volke nicht unterbreitet werden konnte. Regierungsrath und Kantonsrath gingen auf den Gedanken des Gesetzes ein und arbeiteten ein neues Gesetz aus, welches den Initianten ebenfalls besser gefiel, als ihre eigene Arbeit.³³

30 o.A., Das Vorschlagsrecht des Volkes, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 3.7.1891, S. 1.

31 Ebd.

32 o.A., Die Partialrevision der Bundesverfassung, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 18.8.1890, S. 1.

33 Ebd.

Aus diesen Gründen war es für das Leibblatt des Freisinns klar, dass eine zweimalige Abstimmung zumutbar sei: einmal über die Frage, ob es überhaupt eine Teilrevision brauche, und dann über den vom Parlament ausgearbeiteten Initiativtext. Laut NZZ folgten die beiden Abstimmungen nicht «dicht auf dicht» aufeinander, sondern mit einem Abstand von «einem halben Jahr und mehr», damit die Bundesversammlung «nach allen Richtungen wohl erwogen» einen Text formulieren könne.³⁴ Der Furor der NZZ wirft die Frage auf, inwiefern die Befürchtung des Machtverlusts überhaupt haltbar war. Die Antwort fällt ambivalent aus. Zu beachten ist, dass die vorgesehene Initiative mit ausformuliertem Entwurf dem Parlament bereits damals das Recht in die Hand gab, eine Initiative mindestens zur Verwerfung zu empfehlen. Das Parlament konnte also weiterhin erheblichen Einfluss ausüben. Ab 1930 verschleppte und schubladisierte die Bundesversammlung missliebige Volksbegehren. Nach 1950 erklärte sie Initiativen zunehmend für ungültig oder nicht umsetzbar.³⁵ Bei der Vorlage 1891 und in den Ausführungsbestimmungen 1892 war jedoch bei der ausformulierten Initiative nirgends davon die Rede, das Parlament nach einem Volks-Ja noch weiter explizit einzubinden. Eine «Umsetzung» von angenommenen Initiativen auf Gesetzesstufe war gar nicht vorgesehen.

Verlust der kantonalen Souveränität?

Indem der katholisch-konservativ dominierte Ständerat die Form des «ausgearbeiteten Entwurfs» – zwar mit Gegenvorschlagsrecht des Parlaments – einbrachte, befürchteten die Freisinnigen neben dem Machtverlust des Parlaments auch die «Vernichtung der Kantonsouveränität».³⁶ Kern dieser Kritik war, dass der Ständerat als Vertretung der Kantone mit dem ausgearbeiteten Entwurf unterlaufen werde. Ohne die Zustimmung des Ständerates könnten keine Bundesrevision, kein Gesetz oder Beschluss zustande kommen, hielt die NZZ bereits 1879 fest. So könne zwar das Referendum aufheben, was der National- und Ständerat beschlossen hätten. «Aber nichts kann vor dasselbe gebracht werden, was der Ständerat nicht gebilligt hat.» Die NZZ fragte:

Was wird diese Repräsentation der Kantone noch zu bedeuten haben, wenn, ohne Rücksicht auf ihre Zustimmung, lediglich durch so und so viele Unterschriften und eine Volksabstimmung alles zum Gesetz erhoben werden kann, was die Volksmehrheit gut dünkt?³⁷

³⁴ Ebd.

³⁵ Andreas Kley, Die Umsetzung von Volksinitiativen aus politisch-historischer Sicht, in: LeGes – Gesetzgebung und Evaluation 26/3 (2015), S. 498–500. Eine weitere Beeinflussung stellte die Verzerrung der Abstimmungsergebnisse durch das vom Parlament erlassene Verbot des doppelten Ja dar.

³⁶ o.A., Einiges zur Bundesrevision, in: Neue Zürcher Zeitung, 19.9.1879, S. 1.

³⁷ Ebd.

Die Freisinnigen befürchteten dadurch eine überstürzte Zentralisierung, obwohl sie selbst nicht die überzeugtesten Verfechter des Föderalismus waren.³⁸ Es ging ihnen auch um Grundsätzliches:

Der Nationalrat muss sich zufrieden geben, wenn das Volk, von dem er sein Mandat hat, die Verfassungsredaktion selbst an die Hand nimmt. Die Stände aber sind bei der Ausarbeitung an die Seite gesetzt. Das ist eine Verletzung des föderativen Prinzips, auf dem die Eidgenossenschaft beruht. Wir sind bekanntlich keine Freunde des Föderalismus; so lange wir aber den Bundesstaat haben, sollten dessen Grundlagen respektiert werden.³⁹

Aus dieser Grundsatzkritik am drohenden Verlust des föderalistischen Prinzips leiteten die freisinnigen Kritiker der «ausgedehnten Volksinitiative», wie sie die Form des ausgearbeiteten Entwurfs nannten, drastische Konsequenzen ab. Sie warnten durch die eingeschränkte Mitbestimmung der Kantone und die Ausschaltung des Ständerats vor Unruhe im Land. Die NZZ analysierte schon 1879 alarmiert:

Zur Stunde beruht die Einigkeit in unserem Vaterlande noch darauf, dass die Kantone ihr Sonderleben neben dem, was im Bunde zentralisiert ist, fortführen, und statt des Friedens und des Zusammenhaltens werden wir den inneren Krieg, vielleicht nicht nur mit Wort und Schrift, geführt bekommen, wenn wir diese Stimmungen nicht achten.⁴⁰

Hier ging es vor allem um die Befürchtung, dass Minderheiten – die NZZ nannte etwa Katholiken oder Welsche – durch Mehrheitsentscheide des Volkes vor den Kopf gestossen werden könnten. Der im obigen Zitat angetönte «innere Krieg» entstünde demnach daraus, dass sich die in einer möglichen Volksabstimmung und Verfassungsänderung «diskriminierten» Gruppen dem Entscheid nicht fügen und mit Gewalt reagieren könnten.⁴¹ Diese Kritik muss vor dem Hintergrund gelesen werden, dass mit der Verfassungsrevision 1874 die Katholisch-Konservativen zwar in einigen Punkten schlechter gestellt, mit dem Instrument des fakultativen Referendums jedoch an Mitbestimmung gewonnen hatten. Mit diesem Instrument konnten die Konservativen Beschlüsse und Gesetze über eine Volksabstimmung zu Fall bringen, was sie in der Folge auch taten.⁴² Wäh-

38 Ebd.

39 o.A., Die Partialrevision der Bundesverfassung, in: Neue Zürcher Zeitung, 18.8.1890, S. 1.

40 o.A., Einiges zur Bundesrevision, in: Neue Zürcher Zeitung, 19.9.1879, S. 1.

41 Ebd. Die NZZ schrieb weiter: «Alles, was sich im Kanton als einflussreich oder massgebend fühlen kann und im eidgenössischen Verbande einer anders sprechenden oder andersgläubigen Majorität gegenübersteht, würde gegen eine solche Verfassungsänderung die letzten Kräfte einsetzen und vielleicht selbst dann nicht sich fügen, wenn sie auf formell legale Weise zu Stande käme.»

42 Linder, Mueller, Schweizerische Demokratie, S. 45. Laut Kölz wurde zwischen 1874 und 1891 in 24 Fällen – bei 140 referendumpflichtigen Vorlagen – das Referendum angestrebt. In fünf Fällen

rend sich durch diese Integration – die Liberalen brauchten jetzt die Unterstützung der Konservativen – der konfessionelle «Kulturkampf» entspannte, fürchtete die NZZ und mit ihr ein Teil der Freisinnigen vermutlich, dass die Teilrevisionsinitiative die Gräben erneut aufbrechen liesse.

Skepsis an Volksentscheiden

Bemerkenswert ist, dass das Parlament bereits bei der Debatte um die Verfassungsrevision von 1874 neben dem Referendum die «Gesetzes- und Beschlussinitiative» wieder in den Forderungskatalog aufgenommen hatte, diese jedoch aufgrund des Widerstands von Liberalen und Radikalen kippte.⁴³ Ein Grund dafür sieht Rolf Graber in einem «Misstrauen gegen die Emanzipation des Volkes, das nicht nur bei den Liberalen der Dreissigerjahre, sondern teilweise auch bei den Radikalen der Sechzigerjahre noch sichtbar ist».⁴⁴ Auf den Punkt brachte diese Haltung der St. Galler Liberale Gallus Jakob Baumgartner in der Regenerationszeit: «Alles für das Volk, nichts (oder so wenig wie möglich) durch das Volk.»⁴⁵ Diese Angst vor den Volksrechten wirkte auch noch 1891 nach, auch wenn sich keiner der freisinnigen Gegner explizit mehr traute, diese Vorbehalte auszusprechen.⁴⁶ Doch sie müssen noch präsent gewesen sein, denn der katholisch-konservative Ständerat Theodor Wirz fühlte sich im Bericht seiner Kommission bemüsstigt, diese Bedenken an der Urteilsfähigkeit des Volkes aus dem Weg zu räumen. Er hielt fest:

Ich weiss schon, dass die Initiative ein zweischneidiges Schwert ist, zumal für die Minderheiten. Aber was ist hienieden nicht dein Missbrauch unterworfen? Welches Volksrecht wurde nicht von den bisherigen Kuratoren des Volkes als gefährlich und revolutionär bezeichnet? Wer soll schliesslich König und Herr im Lande sein? Wer ist in der Regel bedächtiger und konservativer, das Volk oder das Parlament? Wo waltet mehr Billigkeitssinn und wo weniger Parteigeist, im Volk oder im Parlament?⁴⁷

Wirz sah bei den Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern keine Gefahr, sie würden ohne «Aufklärung von oben» die falschen Entscheidungen

kamen die Unterschriften nicht zustande. Siehe Kölz, *Neuere Schweizer Verfassungsgeschichte* seit 1848, S. 627.

⁴³ Kölz, *Neuere Schweizer Verfassungsgeschichte* seit 1848, S. 617–618.

⁴⁴ Graber, *Demokratie und Revolten*, S. 177.

⁴⁵ Zitiert nach Graber, *Demokratie und Revolten*, S. 79.

⁴⁶ Rielle, *Ausbau der direkten Demokratie*, S. 71. Der Freisinn übte grundsätzlich – ausser die NZZ – Zurückhaltung.

⁴⁷ Wirz, Bericht der ständerätlichen Kommissionsmehrheit, S. 19.

treffen. Er erklärte, der «gesunde Volkssinn ist gemässigt, [...] er will einen ruhigen und überlegten Fortschritt».⁴⁸

Die freisinnigen Kritiker sahen 1891 in der Volksinitiative den Anfang einer Kaskade von weiteren Volksrechten, die bei einer Zustimmung in Gang gesetzt würde und die wie die Volksinitiative für «Aufregung und Unruhe» sorgten.⁴⁹ Die NZZ nannte als Beispiele die Volkswahl des Bundesrates, das Proporzwahlrecht für das Parlament oder die «Umgestaltung des Ständerathes».⁵⁰ «Alles Dinge, die zu einer vollständigen Umwälzung unseres Staatswesens, zur Zerstörung unseres bisherigen Bundesstaates führen müssen.»⁵¹ Tatsächlich stand die Forderung nach weitergehenden Kompetenzen für das Stimmvolk im Raum. So fanden sich die von der NZZ genannten Punkte auch in den Petitionen der Grütlivereine. Zur Bundesratswahl durch das Volk hielt der bernische Grütliverein mit viel Pathos fest:

Dem Volke würde dadurch Gelegenheit geboten, die Männer seines Herzens an die verantwortungsvollsten Posten zu stellen und diesen selbst würde die direkte Berührung mit dem Volke frisches Vertrauen und neue Kraft verleihen.⁵²

Argumente für die Volksinitiative auf Teilrevision

Nachdem der Bundesrat die Teilrevisions-Initiative in seiner Botschaft im Juni 1890 als wenig durchschlagskräftig ausgestaltet und der Nationalrat diese Version übernommen hatte, erreichte die Kommission des Ständerats, dass die kleine Kammer die Initiative auch mit ausgearbeitetem Entwurf und Gegenvorschlag des Parlaments zuliess. Das Votum fiel mit 24 zu 10 Stimmen aus.⁵³ Kommissionsprecher Theodor Wirz erklärte im Bericht der Kommissionsmehrheit ausführlich, warum der Ständerat «viel rückhaltloser und viel entschiedener als der Nationalrath die magna Charta libertatum» in die Hände des Schweizervolkes lege.⁵⁴ Wirz betonte, durch die Möglichkeit des ausgearbeiteten Entwurfs könne das Parlament nicht «revidieren und redigieren», wie es wolle und dabei «den ausgesprochenen Volkswillen ganz beliebig in sein Gegenteil verwandeln».⁵⁵ Für Wirz war diese vom Ständerat vorgenommene Änderung an der Version des

⁴⁸ Ebd., S. 21.

⁴⁹ o.A., Das Vorschlagsrecht des Volkes, in: Neue Zürcher Zeitung, 3. 7. 1891, S. 1.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Ebd.

⁵² BAR, E22#1000-134#416#2, Petition des Kantonalvorstands der bernischen Grütlivereine an die hohe Bundesversammlung betreffend Erweiterung der Volksrechte.

⁵³ Rielle, Ausbau der direkten Demokratie, S. 70–71.

⁵⁴ Wirz, Bericht der ständerätlichen Kommissionsmehrheit, S. 21.

⁵⁵ Ebd., S. 19. Siehe auch S. 20: «Aus jeder allgemeinen, vagen Anfrage kann die sophistische redaktionelle Feile machen was sie will, und damit wird der getäuschte Volkswille lahmgelegt und verhängnisvoll verbittert.»

Nationalrats, die für ihn gar keine Initiative, sondern ein Petitionsrecht war, zentral. Denn nur so war für Wirz sichergestellt, dass das «freie Volk» auch «schöpferisch und positiv ihrem [*sic*] Willen eine wirksame Manifestation» verleihen konnte.⁵⁶ Wie schon angetönt, ging es Wirz um die Frage, «wer schliesslich König und Herr im Lande sein solle». Für ihn war die Antwort klar: das Volk, nicht das Parlament. Warum die Volksinitiative zu besserer Politik beiträgt, begründete Wirz so:

Die Initiative hat für die Opposition das Gute, dass sie die Meinungen im Volke belauschen und Ihnen Rechnung tragen muss. Die Initiative hat, wie recht und billig, einen fortschrittlichen Charakter; durch sie können aber auch verlorene Positionen zurückerobert werden; durch die Initiative kann auch das föderative Prinzip gewinnen; eine Initiative hat überhaupt nur Aussicht auf Erfolg, wenn sie in einem intensiven Volksbedürfnis wurzelt.⁵⁷

In gewisser Weise betonte er damit die zwei Funktionen der Volksinitiative, wie sie Linder und Mueller nennen: die Initiative als *Ventil*, um Protest, Unzufriedenheit und politische Empörung zu artikulieren sowie die *Katalysator*-Funktion, um neue politische Themen zu mobilisieren.⁵⁸ Auch die Grütlivereine sahen in der Initiative für das Volk einen «loyalen Weg, seine Wünsche und Bedürfnisse zur Geltung zu bringen».⁵⁹ Der bernische Grütliverein zitierte in seiner Petition 1888 den Bundesrat Johann Jakob Scherer:

Die Initiative ist [...] der intensivste Ausdruck des demokratischen Gedankens der direkten Volksgesetzgebung. Während das Referendum das Volk an Vorlagen bindet, gibt die Initiative demselben die Möglichkeit, neue Gesetze anzuregen und die bestehende Gesetzgebung zu pureifizieren. [...] Die Initiative ist die nothwendige Ergänzung, die Krönung des Referendums.⁶⁰

Entfremdung von Volk und Regierung

Wie erwähnt sorgte das Volksrecht dafür, dass Themen, die die politische Elite aus ihrer Agenda heraushalten wollte, von den Stimmbürgern selbst eingebracht werden konnten. Diesen Vorteil nannte 1888 auch der bündnerische Grütliverein, denn es bestehe derzeit eine «Entfremdung» zwischen dem Bundesrat und der Bundesverwaltung auf der einen und dem Volk auf der anderen Seite.⁶¹

⁵⁶ Ebd., S. 17.

⁵⁷ Ebd., S. 19.

⁵⁸ Linder, Mueller, Schweizerische Demokratie, S. 321–322.

⁵⁹ BAR, E22#1000–134#416#2, Petition des Kantonalvorstands der bernischen Grütlivereine an die hohe Bundesversammlung betreffend Erweiterung der Volksrechte.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ BAR, E22#1000–134#416#1, Petition betreffend politische Polizei und Partialrevision der Bundesverfassung.

Bundesrat und Bundesverwaltung [sind / Anm. PM] nicht in der Lage, die Regungen, Wünsche und Bedürfnisse des Volkes direkt wahrnehmen zu können, auch über diese Regungen, Wünsche und Bedürfnisse öfters sich täuschen; dass aber wohl erklärlich ist, wenn man in Bern mitunter nicht das Volk oder Erscheinungen im Volk und das Volk nicht den Bundesrat versteht.⁶²

Aufgrund dieser Erscheinungen sei es dringlich, das Volk zur direkten Mitwirkung im Bundesstaat heranzuziehen, folgerten die Petitionäre. Sie verwiesen dabei auch auf die Verfassungsrevision vom 1874, als einige kantonale Kompetenzen zur Bundessache erklärt worden waren. Mit der damaligen Revision erhielt der Bund erweiterte Gesetzgebungskompetenz in den Bereichen Zivil- und Strafrecht, des Bürgerrechts, des Sozialversicherungswesens oder auch im Bereich Umweltschutz und Wirtschaftspolitik.⁶³ Als Kompensation für diesen Machtverlust wurde das fakultative Referendum eingebaut.⁶⁴ Die Grütlianner verknüpften die Forderung nach der Volksinitiative mit der Verfassungsrevision von 1874, weil sie im neuen Volksrecht eine weitere «Sicherung» gegen die fortschreitende Zentralisierung sahen. Kompetenzen, die an den Bund übergingen, müssten vom Volk kontrolliert werden, diese Gewalt dürfe nicht «in wenige Hände gelegt werden».⁶⁵

Der bündnerische Grütliverein folgerte daraus: «Nur eine Zentralisierung auf dem Boden der Demokratie ist gesund und wird Bestand haben. Ohne Demokratie entfremdet sie den Bund beim Volke, man denke an das Schicksal der Helvetik.»⁶⁶ Interessanterweise sahen die Befürworter der Volksinitiative sowie deren Gegner die Zentralisierung als Herausforderung. Doch während der Freisinn argumentierte, die Volksinitiative befeure gar durch die Ausschaltung des Ständerats die Zentralisierung, sahen die Grütlivereine in der Initiative gerade die Lösung, um dem Volk ein Mittel gegen einen Ausbau der Bundeskompetenzen in die Hand zu geben.

Ständerat Theodor Wirz führte als Argument für die Volksinitiative auch ins Feld, es brauche dieses Instrument, um das «Gemeingefühl der Nation zu wecken».⁶⁷ Dieses Motiv erklärte er folgendermassen:

⁶² Ebd.

⁶³ Andreas Kley, Bundesstaatliche Kompetenzverteilung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 9. Juli 2020, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009811/2011-05-03/#HDienuVerfassungvon1874> (25.4.21).

⁶⁴ 30'000 Unterschriften oder acht Kantone konnten ein solches verlangen.

⁶⁵ BAR, Dossier E22#1000-134#416#1, Petition betreffend politische Polizei und Partialrevision der Bundesverfassung.

⁶⁶ Ebd. Zur Helvetik, dem Zentralstaat von 1798–1803, siehe Andreas Fankhauser, Die Helvetische Republik, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 9. Juli 2020, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009797/2011-01-27/> (25.4.21).

⁶⁷ Wirz, Bericht der ständerätlichen Kommissionsmehrheit, S. 20–21.

«Die Ausübung der Volksrechte weckt, wie es die Geschichte des Referendums zeigt, in der Weise das Gemeingefühl der Nation, dass über den politischen Parteigegegensätzen zum siegreichen Ausdruck kommt der praktische Verstand, das loyale Billigkeitsgefühl und das soziale Bedürfnis des Schweizervolkes.»⁶⁸

Denn damit hätten den Parteien im ausgebildeten demokratischen Volksstaate mit einem mächtigen und versöhnenden Faktor zu rechnen, «mit der Noth des gemeinen Mannes und den unbestechlichen Aspirationen des schweizerischen Volksherzens».⁶⁹ Diese von Patriotismus durchtränkte Sprache erstaunt insofern nicht, als dass der Bundesstaat in dieser Zeit des Nationalismus seine vermeintlich historischen Ursprünge suchte. So beschloss der Bundesrat 1889, am 1. August 1891 den 600. «Gründungstag der Eidgenossenschaft» zu begehen und des Bundesbriefs 1291 zu gedenken. Nach 1907 verschmolz der Feiertag mit den schon älteren Rütli-Feiern.⁷⁰ An diesen alten Freiheitsmythen, die im noch jungen Bundesstaat ein National- und Zusammengehörigkeitsgefühl stiften sollten, knüpfte auch Theodor Wirz an, wenn er in seinem Bericht festhielt:

Nicht fremde Fürsten schrieben uns die Freiheitsbriefe; nicht fremde Heere haben die Freiheit uns erobert; nicht fremde Doktrinäer halfen die Freiheit uns bewahren, nein, die Schweizerfreiheit, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit und wegen ihrer praktischen Mäßigung der erste Apologete der Völkerfreiheit ist, sie ist die ureigenste Frucht des schweizerischen Volksgeistes.⁷¹

Hier ist wiederum interessant zu sehen, dass sowohl Befürworter wie auch Gegner mit dem Zusammenhalt der Nation argumentierten. Während die NZZ vor «innerem Krieg» durch die Volksinitiative warnte, weil die Kantone übergangen werden könnten, sahen die Katholisch-Konservativen die zusätzliche Mitsprache des Volkes durch die Initiative als Mittel zur Kohäsion, die sie als «alte Freiheit» in der Vergangenheit verorteten.

Handlungsleitende Motivationen und Nachwirkungen

Am 5. Juli 1891 fand die Volksinitiative auf Teilrevision bei den Stimmberechtigten eine klare Mehrheit von 60,3 Prozent. In den freisinnigen Kantonen erreichte sie nur eine knappe Zustimmung oder wurde gar abgelehnt, während sich in den katholisch-konservativen Kantonen eine breite Akzeptanz zeigte.⁷² Die katholisch-konservativen Motionäre waren damit am Ziel. Als minorisierte Gruppe konnte sie bereits durch das Referendum ihnen nicht genehme

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Thomas Maissen, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2010, S. 232.

⁷¹ Wirz, Bericht der ständerätlichen Kommissionsmehrheit, S. 21.

⁷² Rielle, *Ausbau der direkten Demokratie*, S. 72.

Beschlüsse zu Fall bringen. Die Teilrevisionsinitiative erlaubte ihnen jetzt zusätzlich, mit eigenen Anliegen direkt vorstellig zu werden. Kölz betont, dass eine wichtige Motivation des katholisch-konservativen Lagers war, die Politik des Bundes aktiv mitzugestalten.⁷³ Schärfer formuliert könnte man sagen: Die Katholisch-Konservativen kratzten damit an der freisinnigen Übermacht. Diese liess sich bereits im Dezember 1891 nicht mehr aufrechterhalten, wobei eher die Regierungskrise um den freisinnigen Bundesrat Emil Welti als das neue Volksrecht eine entscheidende Rolle spielte. Mit Josef Zemp, einer der Motionäre für die Initiative auf Teilrevision, nahm erstmals ein Katholisch-Konservativer Einsitz im Bundesrat.⁷⁴ Was die Konservativen mit der neuen Teilrevisionsinitiative erreichen wollten, zeigte sich in den kommenden Jahren. 1894 versuchten sie, sich per Initiative einen Teil der Zolleinnahmen des Bundes zu erstreiten, was ihnen nicht gelang. Im Jahr 1900 kam eine von Katholisch-Konservativen mitlancierte Initiative zum Proporzwahlrecht an die Urne. Auch sie scheiterte. Nach einem erneuten Versuch 1910 verhalf eine weitere Initiative im Oktober 1918 im dritten Anlauf dem Anliegen zum Durchbruch.⁷⁵ Es war also auch das Instrument der Volksinitiative, mit der die Proporzwahl schlussendlich errungen und die Dominanz des Freisinns im Nationalrat gebrochen wurde. Diese Wahlreform stärkte den Einbezug der Minderheiten und spurte die Konsensdemokratie mit ihrer ausgeprägten Machtteilung vor.

Die Beispiele zeigen: Die Katholisch-Konservativen nutzten das neue Instrument der Volksinitiative, um ihre Stellung zu verbessern. Dabei hatten sie auf kantonaler Ebene gelernt, dass sich die Volksinitiative nicht nur für die Durchsetzung progressiver Anliegen eignete, sondern ebenso gut für konservative Anliegen eingesetzt werden konnte, wie Kölz betont.⁷⁶ Die NZZ hatte deshalb nicht unrecht, als sie im Leitartikel vom 3. Juli 1891 der Katholisch-Konservativen-Partei unterstellte, diese würde sich erhoffen, «durch die Initiative Macht zu erwerben [...] und zu einer Stellung zu gelangen, von der aus sie die herrschende radikale Partei zwingen kann, mit ihr zu rechnen und zu paktieren».⁷⁷

Die Grütlianner bedienten sich ebenfalls des neuen Volksrechts und hofften auf mehr Einfluss. 1901 fusionierte der Verein mit der Sozialdemokratischen Partei.⁷⁸ Diese wollte 1894 per Initiative das «Recht auf Arbeit» durchsetzen und,

73 Kölz, *Neuere Schweizer Verfassungsgeschichte seit 1848*, S. 640.

74 Urs Altermatt, Josef Zemp, in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 11. Juli 2020, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004218/2014-02-07/> (25.4.21).

75 Christian Bolliger, Der konservativ-föderalistische «Beutezug» auf Zolleinnahmen misslingt, in: Linder, Bolliger, Rielle, *Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen 1848–2007*, S. 80–81, hier: S. 80; Yvan Rielle, Keine Wahlreform: Der Freisinn verteidigt seine Vormachtstellung gegen eine links-konservative Allianz, in: ebd., S. 96–99; Yvan Rielle, Deutliches Ja zum Proporz bricht die Dominanz des Freisinns, in: ebd., S. 122–124.

76 Kölz, *Neuere Schweizer Verfassungsgeschichte seit 1848*, S. 640.

77 o.A., Das Vorschlagsrecht des Volkes, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 3.7.1891, S. 1.

78 Lang, *Direkte Demokratie*, S. 164.

grösser gedacht, einen «programmatischen Startschuss für die organisierte Arbeiterschaft» geben.⁷⁹ Die Sozialdemokraten erlitten eine Abfuhr, beteiligten sich aber 1900, 1910 und 1918 an den Initiativen für die Proporzwahl. Alle Hoffnungen der Befürworter erfüllten sich indes nicht. Sie mussten erfahren, dass die Stimmbürger bei Initiativen oft den Status Quo anstelle des «Gaspedals» bevorzugten.⁸⁰

Die Argumente der Freisinnigen gegen die Volksinitiative, die in diesem Artikel präsentiert wurden und hauptsächlich auf den eigenen Machterhalt abzielten, verfringen bei der Abstimmung nicht. Im Nationalrat, den die Radikal-Liberalen dominierten, konnten sie jedoch in den Ausführungsbestimmungen erreichen, dass die Volksinitiative zur «stumpfen Waffe in den Händen des Volkes» wurde, wie es Graber formuliert.⁸¹ Dies gelang, indem die Freisinnigen das doppelte Ja verunmöglichten. Stimmzettel durften zwar ein Nein für Initiative und Gegenvorschlag enthalten, jene mit zweimal Ja wurden jedoch für ungültig erklärt, was das Reformlager spaltete und den Status Quo begünstigte.⁸² Die Freisinnigen folgten also weiterhin ihrem Ziel, die eigene Macht mit allen Mitteln zu verteidigen, wobei sie auch vor dieser «Verfahrensmanipulation» (Kölz) nicht zurückschreckten.⁸³ Trotzdem sind die längerfristigen Wirkungen der Einführung der Teilrevisions-Initiative nicht zu unterschätzen. Sie führte mit dem fakultativen Referendum dazu, dass das Volk in die Rolle der «institutionalisierten Opposition» gelangte, die «mindestens die Verfassungsgebung und damit die Staatsentwicklung nachhaltig beeinflusst hat».⁸⁴

Fazit

Die Einführung der Volksinitiative auf Partialrevision war 1891 keineswegs eine logische Weiterentwicklung der Bundesstaatsgründung 1848 oder der Etablierung des Referendums 1874. Die Debatte über ihre Einführung war Teil eines Machtkampfes um die politische Deutungshoheit zwischen dem dominierenden Freisinn und den Katholisch-Konservativen sowie weiteren Befürwortern, der an den konfessionellen Kulturkampf anknüpfte. Der vorliegende Artikel zeigt, mit welchen Argumenten der Freisinn die ausformulierte Initiative bekämpfte: Sie

⁷⁹ Christian Bolliger, Die erste sozialdemokratische Volksinitiative erleidet eine Abfuhr, in: Linder, Bolliger, Rielle, Handbuch der eidgenössischen Volksabstimmungen 1848–2007, S. 78–80, hier: S. 78.

⁸⁰ Zwischen 1891 und 1986 wurden 76 von 84 Initiativen und alle vier in der Form der allgemeinen Anregung verworfen. Siehe Wildhaber, Kommentar zu Art. 121/122 BV 1874, S. 9.

⁸¹ Graber, Demokratie und Revolten, S. 181.

⁸² Kölz, Neuere Schweizer Verfassungsgeschichte seit 1848, S. 647. Abgeschafft wurde das Verbot des doppelten Jas 1987.

⁸³ Ebd.

⁸⁴ Linder, Direkte Demokratie, S. 152.

zerstöre die kantonale Souveränität, gefährde den Zusammenhalt, schwäche das Parlament, gebe dem Volk zu viel Macht in die Hand und statte dieses mit der Möglichkeit aus, weitere Volksrechte wie die Wahl des Bundesrats oder die Proporzwahl durchzusetzen. Dem stellten die Befürworter entgegen: Die Stimmbürger seien «der König im Lande» und damit oberster Souverän; die Initiative verhindere eine «Entfremdung» zwischen Volk und Regierung; das neue Volksrecht wurzle in alten Freiheiten und stifte ein «Gemeingefühl». Die Analyse zeigt auch, welche Motive hinter den Argumenten lagen. Der Freisinn ging aus machtpolitischen Gründen auf die Barrikaden, weil er durch die Volksinitiative seine Vormachtstellung bedroht sah. Die Katholisch-Konservativen und Grütliener versuchten ihrerseits, ihren Einfluss zu vergrössern – was ihnen durch das Verbot des doppelten Ja nur teilweise gelang. Dies ist insofern eine wichtige Erkenntnis, als dass sie zeigt, dass «natürlich» und «urschweizerisch» gedachte Volksrechte erkämpft wurden. Dies scheint auch mit Blick auf aktuelle Forderungen, die Volksinitiative zu reformieren, relevant. Das Volksrecht ist nicht vom Himmel gefallen, es ist das Produkt harter politischer Auseinandersetzungen und erfuhr seit seiner Einführung erhebliche Modifikationen.

Pascal Michel, Balierestrasse 26, 8500 Frauenfeld, pascal.michel@outlook.com

The Ambivalent Legacy of Minority Protection for Human Rights

Emmanuel Dalle Mulle, Mona Bieling

Most historiographical currents examining the history of human rights postulate a clear break between the collective rights tradition of interwar minority protection and the ensuing age of individual human rights. Two observations, however, suggest a more nuanced account of the transition from the League of Nations' to the United Nations' rights systems. First, the minority treaties were a hybrid system containing a mix of individual and collective rights provisions that enabled interwar rights advocates to use them as a model for the adoption of human rights instruments. Second, at the end of WWII, several delegations at the UN strongly defended the inclusion of elements of interwar minority protection within the Genocide Convention (GC) and the Universal Declaration of Human Rights (UDHR). Although these efforts were unsuccessful, they show that there was no consensus in favour of an exclusively individualist conception of human rights. More importantly, opposition to the inclusion of minority protection clauses came from Western diplomats who defended their governments' prerogative to promote the assimilation of the people inhabiting their territory into the majority culture of the state. Therefore, what prevailed during the drafting process of the GC and the UDHR was an assimilationist interpretation of human rights; one that in a context of national heterogeneity promised to favour the rights of some groups (national majorities) over those of others (national minorities).

As other young fields of research, the history of human rights has been occupied with issues of genealogy.¹ When and where human rights originated is the question that has driven research in this area of study for the last two decades, leading to polarisation and, more recently, timid efforts at reconciliation.²

A first wave of critical human rights historiography questioned early scholarship on human rights as a teleological tale of unlimited progress since the dawn of ancient religious and philosophical traditions. These early works singled out the immediate post-WWII years as the moment when human rights were enshrined in international law through their inclusion in the Charter of the United Nations and the Universal Declaration of Human Rights.³ Mark Mazower, in particular, has skilfully portrayed the Great Power interests behind the

1 The authors would like to thank the Swiss National Science Foundation for its generous support (grant n. 169568) and Davide Rodogno, Börries Kuzmany, Marina Germane, Yvette Issar and the two anonymous reviewers of the *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* for their insightful comments on previous versions of this paper.

2 For the latter see Stefan-Ludwig Hoffmann, *Human Rights and History*, in: *Past & Present* 232/1 (2016), pp. 279–310.

3 See Elizabeth Borgwardt, *A New Deal for the World: America's Vision for Human Rights*, Cambridge 2007; Mary Ann Glendon, *A World Made New: Eleanor Roosevelt and the Universal Declaration of Human Rights*, New York 2001. For notable exceptions see Lynn Avery Hunt, *Inventing Human Rights: A History*, New York 2007.

«triumph» of human rights and opened the way to a refreshing new perspective on the until then rather celebratory human rights literature.⁴ At the same time, his view of the «triumph» of *individual* human rights⁵ overly emphasises both the collective nature of the interwar rights system established by the League of Nations and the individualist one of the UN rights regime. Generally, Mazower's and other works that focus on the 1945 break suggest «a vacuum of rights initiatives in the inter-war period»⁶ and propose a so-called «*Big Bang Theory*» of human rights.⁷ In these accounts, the system of minority protection supervised by the League of Nations during the European interwar years is represented as being incompatible with human rights. The former is seen as encompassing collective rights, while the latter is conceived of as having an exclusively individual character.⁸

In a more recent version of such a «*Big Bang Theory*», Samuel Moyn has set the clock forward three decades and declared the mid-1970s as the birthdate of international human rights, meant as rights that go beyond the nation-state. Moyn asserts that between 1945 and 1975, human rights were prominent for their marginality within international law debates and practices, rather than for their omnipresence. He argues that the «mystery of the 1940s is not why human rights emerged, but – given future developments – why they *failed* to do so».⁹ Furthermore, contrary to what Mazower and others have proclaimed, Moyn has questioned the individualist nature of the UDHR. He rather argues that the UDHR was built on a «personalist» understanding of human rights, rooted in the Christian concept of human dignity and in a communitarian view of individuals not as atomised entities, but as members of moral collectivities.¹⁰ Yet, in line with Mazower, Moyn insists that after 1945, human rights had no connection to interwar minority rights in their «general public meaning».¹¹

Several authors have recently begun reassessing the place of minority rights in the wider history of human rights, challenging the sharp dichotomy between interwar minority protection and post-1945 human rights made in earlier works.

4 Mark Mazower, *The Strange Triumph of Human Rights, 1933–1950*, in: *The Historical Journal* 47/2 (2004), pp. 379–398.

5 See also Gerald Daniel Cohen, *The 'Human Rights Revolution' at Work: Displaced Persons in Postwar Europe*, in: S.-L. Hoffmann (eds), *Human Rights in the Twentieth Century*, Cambridge 2011, pp. 45–60; and Borgwardt, *op. cit.*, pp. 58–59.

6 Miaa Halme-Tuomisaari, Pamela Slotte, *Revisiting the Origins of Human Rights: Introduction*, in: P. Slotte, M. Halme-Tuomisaari (eds), *Revisiting the Origins of Human Rights*, Cambridge 2015, p. 6.

7 *Idem*.

8 See Christian Tomuschat, *Human Rights: Between Idealism and Realism*, Oxford 2014, pp. 17–24; Borgwardt, *op. cit.*, pp. 58–59.

9 Samuel Moyn, *The Last Utopia: Human Rights in History*, Cambridge 2010, p. 68.

10 Samuel Moyn, *Personalism, Community, and the Origins of Human Rights*, in: S.-L. Hoffmann (eds), *op. cit.*, pp. 85–106.

11 Moyn, *The Last*, *op. cit.*, pp. 252–253, note 17.

While Dzovinar Kévonian has cast a new light on the contribution of interwar legal experts to the early internationalisation of human rights (or rather the rights of man),¹² James Loeffler has compellingly shown how Jewish rights activists and organisations continued to fight for the infusion of elements of minority protection into the coming human rights regime until the late 1940s.¹³ Joining such growing body of scholarship, this article makes two interconnected arguments to provide a more nuanced interpretation of the transition from the League's to the UN's rights system.

First, the article dissects the ambivalent ways in which interwar minority protection informed post-1945 human rights. On the one hand, minority protection displayed obvious flaws that the international legal scholars contributing to the establishment of the UN rights regime tried to avoid. One of these flaws was the asymmetrical application of internationally guaranteed rights to some countries and some categories of individuals only. On the other hand, the minority treaties contained a hybrid collection of rights mixing individual and collective provisions. As we will show below, these provisions enabled interwar rights advocates to use the universalist provisions contained in them as a model for the adoption of human rights instruments.

Second, the article stresses the continuing currency of some of the most distinctive elements of interwar minority protection during the negotiations of the Genocide Convention and the UDHR. This is exemplified by the efforts of delegates of the Soviet bloc, joined by several Asian and Middle Eastern representatives, who strove to obtain the inclusion of an article on cultural genocide in the Genocide Convention, as well as of provisions on protection against assimilation within the Declaration. Although these delegates did not manage to pass their amendments, their attempts to include provisions for collective rights are an unmistakable reminder that, despite the failure of the League's system, some clauses of interwar minority protection still enjoyed support among a substantial share of state representatives in the late 1940s.¹⁴

More importantly, these official debates reveal a key and oft-overlooked feature of the early UN rights system: opposition to the inclusion of minority

12 Dzovinar Kévonian, *Mémoire inédit: The Swing of the Pendulum: Les juristes et l'internationalisation des droits de l'homme, 1920–1939*, Lyon 2018. See also: Helmut Philipp Aust, *From Diplomat to Academic Activist: André Mandelstam and the History of Human Rights*, in: *European Journal of International Law* 25/4 (2014), pp. 1105–1121; Barbara Metzger, *League of Nations, Refugees and Individual Rights*, in: Matthew Frank, Jessica Reinisch (eds), *Refugees in Europe, 1919–1959: A Forty Years' Crisis?*, London 2017, pp. 101–120.

13 James Loeffler, *Rooted Cosmopolitans: Jews and Human Rights in the Twentieth Century*, New Haven 2018, pp. 113–168. See also Nathan Kurz, *Jewish Internationalism and Human Rights after the Holocaust*, Cambridge 2020, pp. 19–38.

14 This has also been noticed by Inis Claude, *National Minorities: An International Problem*, New York 1955, pp. 144–175; and, more recently, by Johannes Morsink, *The Universal Declaration of Human Rights: Origins, Drafting, and Intent*, Philadelphia 2010, pp. 269–280.

protection clauses came from Western diplomats who defended their governments' prerogative to promote the assimilation of the people inhabiting their territory into the majority culture of the state. Far from embodying a purely individualist conception of human rights, these delegates deliberately defended an assimilationist conception of human rights; one that privileges the rights of some groups (national majorities) over those of others (national minorities).

Before elaborating on these two sets of arguments in detail, we briefly describe the main features of the League's minority system.

The Minority Rights System of the League of Nations

At the Paris Peace Conference, the negotiating powers settled on self-determination as the main principle of political legitimacy in the international arena.¹⁵ Accordingly, state borders were to be redrawn, as much as possible, along nationality lines. While there were many violations of the principle of self-determination during the peace negotiations, its discursive strength was not diminished. Still, peacemakers were confronted with a dilemma as boundaries and «politically significant identities» did not always overlap.¹⁶ As a consequence, diplomats at Versailles faced the existence of national minorities within countries defining themselves as nation-states.

The Great Powers saw three solutions to this perceived dilemma: moving borders, eliminating minorities (mostly through transfers of populations), or giving minorities some protection within the state in which they happened to live. The third option tended to prevail. The peace negotiators devised a minority rights system that granted protection by means of a mix of negative and positive rights to national minorities in some selected countries whose main goal was to preserve peace and stability on the Eastern part of the continent after the ravages of the Great War.¹⁷ The Great Powers assumed that, by embracing some of their demands, individuals belonging to a national minority would accept membership of and be loyal to states dominated by a majority they did not identify with.¹⁸

The first of the minority treaties was the Treaty between the Principal Allied and Associated Powers and Poland, signed on 28 June 1919, which served as a model for the following minority treaties. By 1924, the system concerned 15

15 Erez Manela, *The Wilsonian Moment: Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism*, Oxford 2007, p. 5.

16 Jennifer Jackson Preece, *National Minorities and the European Nation-States System*, Oxford 1998, p. 11.

17 Carole Fink, *The Paris Peace Conference and the Question of Minority Rights*, in: *Peace & Change* 21/3 (1996), p. 280.

18 Jackson Preece, *op. cit.*, p. 11.

countries, 50 minorities and 30 million people.¹⁹ The Polish Treaty contained 12 articles. Articles 1 to 7 recognised basic civil liberties such as «full and complete protection of life and liberty to all inhabitants» and the free exercise of «any creed, religion or belief», as well as the principle of non-discrimination. Articles 8 to 11 provided for measures of positive discrimination protecting members of minority groups against assimilation. Article 12 established the League of Nations' international guarantee of the provisions targeting minorities. This meant that the countries concerned could not change these minority clauses (inscribed in their constitutions) without the agreement of the League's Council, and that the League had a duty to ascertain compliance with the treaties.²⁰ The treaties thus «provided for three categories of rights: rights accruing to all citizens of a State, such as equal legal protection and a right to nationality; rights accruing to all inhabitants of a State, such as full protection of life and liberty; and rights of a minority group in particular, such as freedom of religion and freedom of education».²¹ The system was made up of two main pillars: On the one hand, minorities were granted equality before the law through general rules of non-discrimination extended to the entire population of the country. On the other hand, they were guaranteed special measures of protection against assimilation.²² Some minor differences notwithstanding, the same provisions appeared in all treaties.

Apart from the extensive nature of the clauses imposed on the new states, the great novelty of the minority system was the collective international guarantee entrusted to the League of Nations. For the first time, an international organisation could limit the freedom of a state to deal with its own citizens.²³ As argued by Kate Parlett, the treaties «gave individuals international protection against treatment by their own state» and «represented a significant incursion into the traditional reserve of domestic jurisdiction, in a way which is analogous to the operation of post-1945 human rights law».²⁴ The drafters of the treaties devised a complex formulation whereby individuals were endowed with selected rights, however, they only qualified for protection as members of a minority. Hence, apart from a few provisions (notably article 10 of the Polish Treaty), the

19 Carole Fink, *Defending the Rights of Others: The Great Powers, the Jews, and International Minority Protection, 1878–1938*, Cambridge 2006, pp. 211–280.

20 Carole Fink, *The Paris*, *op. cit.*, pp. 281–283; Jackson Preece, *op. cit.*, pp. 75–76.

21 Catherine Brölmann, *The PCIJ and International Rights of Groups and Individuals*, in: C. Tams, M. Fitzmaurice (eds), *Legacies of the Permanent Court of International Justice*, Leiden 2013, p. 127.

22 Partick Thornberry, *Is There a Phoenix in the Ashes? International Law and Minority Rights*, in: *Texas International Law Journal* 15/3 (1980), pp. 432–433.

23 Bröلمان, *op. cit.*, pp. 128.

24 Kate Parlett, *The Individual in the International Legal System: Continuity and Change in International Law*, Cambridge 2013, p. 338.

treaties granted collective, not corporate rights²⁵ and, as argued by Natasha Wheatley, «the laws required a group subject and obliterated it at the same time».²⁶

Individual members of minorities (as well as minority organisations) could send petitions to the League drawing the body's attention to any violations of the treaties. Such petitions, however, only had an informative character and could not force the League's Council to take any action. Upper Silesia was a notable exception. The German-Polish Accord did endow individuals with a right to petition that had to be treated by the local Minorities Office and a Mixed Commission. Individuals and organisations could also directly appeal to the Council of the League.²⁷ In 1945, looking back at the Upper-Silesian experiment, the Foreign Office civil servant John Mabbot commented that, all its limitations notwithstanding, «no international settlement of the consequences of territorial changes was ever made with so much attention to the human elements involved. Never before did the attempt go so far to secure individual rights and protect them internationally».²⁸

The League's minority system had major weaknesses that would ultimately undermine its legitimacy. From the perspective of the Great Powers, the true purpose of the system was not so much the protection of national minorities, but rather the preservation of peace and stability within and between European nation-states. Minority protection was therefore often implicitly understood as a temporary measure to assuage minorities while preparing the ground for their assimilation.²⁹ Although this might have been an advantage for the states these minorities lived in and the Great Powers, it increased minorities' anxiety about their own destiny, with destabilising effects on majority-minority relations and, therefore, on the same peace and stability for which protection was sought. The system also had important operational shortcomings. The procedure for the evaluation of petitions was often too long and cumbersome, very rarely reaching

25 Corporate rights are attributed to a group subject (for instance a corporation, a cultural council or a religious community). This means that the group itself, separately from its individual members, is the bearer of rights. Collective rights, by contrast, are attributed to individuals and not groups, but such individuals hold them because they are members of a specific group. Individual rights are those who are held by individuals as such. On the distinction between corporate, collective and individual rights and whether collective rights can be considered human rights see Peter Jones, Human Rights, Group Rights, and Peoples' Rights, in: *Human Rights Quarterly* 21/1 (1999), pp. 80–107.

26 Natasha Wheatley, Spectral Legal Personality in Interwar International Law: On New Ways of Not Being a State, in: *Law and History Review* 35/3 (2017), p. 777.

27 Parlett, *op. cit.*, p. 77.

28 Quoted in Brian Simpson, *Human Rights and the End of Empire: Britain and the Genesis of the European Convention*, Oxford 2001, p. 142.

29 Carol Weisbrod, Minorities and Diversities: The Remarkable Experiment of the League of Nations, *Connecticut Journal of International Law* 8 (1992), p. 368; Fink, *Defending, op. cit.*, p. 273; Paul Smith, Stanislaw Sierposwski, Minorities in the System of the League of Nations, in: P. Smith (eds), *Ethnic Groups in International Relations*, Aldershot 1991, p. 15.

the League's Council.³⁰ The League also had little leverage to enforce compliance with the treaties, since it depended too much on the Great Powers' will to guarantee respect of the rules.³¹

The one weakness of the system that had the greatest influence on the formation of the future UN rights system, however, was a dual asymmetry in its nature, which we explore in the following section.

The Minority System: Dual Asymmetries and Human Rights Potential

The first asymmetry of the League's minority system was external. The minority treaties applied only to a stretch of Eastern European countries from the Baltic to Turkey (and, from 1932 onwards, Iraq). These countries highly resented being singled out for such a lesson in «international deportment».³²

At Versailles, the Great Powers were highly aware of the inconsistency of their position. For example, Sir James Headlam-Morley, British member of the Committee on New States, pointed out early on that «my own feeling is that we cannot ask other nations to accept principles which we would not be prepared to see applied to ourselves»,³³ a position predictably shared by the leaders of the states that were forced to accept the minority treaties. At a plenary session of the Peace Council, on 31 May 1919, the Polish Prime Minister Jan Paderewski argued that Poland was ready to «accord to all its citizens 'all the liberties which have already been or may be granted to them by the Great Nations and States of the West' and would 'amplify' them 'to the same degree' as *all members* of the League of Nations» (our emphasis).³⁴ In a letter to Paderewski that accompanied the Polish Treaty, the Allied and Associated Powers argued that they were establishing the best possible system for ensuring collective security given the circumstances. However, the Powers were in fact imposing rules on the new states that they themselves were not ready to respect.³⁵ The lack of generalisation of minority protection was certainly not the only reason for the system's eventual

30 Brölman, *op. cit.*, p. 130, note 32.

31 Christian Raitz von Frenzt, *A Lesson Forgotten. Minority Protection under the League of Nations. The Case of the German Minority in Poland, 1920–1934*, Munster 1999, p. 234; Carole Fink, *Minority Rights as an International Question*, in: *Contemporary European History* 9/3 (2000), p. 391.

32 Mark Mazower, *Minorities and the League of Nations in interwar Europe*, in: *Daedalus* 126/2 (1997), p. 53. This asymmetry clearly reflected civilisational stereotypes according to which the Great Powers considered the new Eastern European states as not sufficiently mature to be able to treat their national minorities appropriately without international supervision.

33 Quoted in Alan Scharp, *Britain and the Protection of Minorities*, in: A. Hepburn (eds), *Minorities in History*, London 1978, p. 182.

34 Quoted in Fink, *Defending*, *op. cit.*, p. 233.

35 *Ibidem.*, p. 233–234.

demise. Yet, it deeply undermined the treaties' legitimacy and directly contributed to the system's collapse in 1934, when the Polish Minister of Foreign Affairs, Colonel Jozef Beck used it as an excuse to declare its country's commitments null and void «pending the introduction of a general and uniform system for the protection of minorities».³⁶

Taking this weakness into account, after WWII, none of the delegates in San Francisco proposed that the coming multilateral rights system should be based upon regional instruments. In his 1945 *An International Bill of the Rights of Man*, which served as an inspiration for the first draft of the UDHR, the leading international jurist Hersch Lauterpacht made clear that a similar mistake could not be repeated. He wrote that the Bill of Rights «eliminates one of the principal drawbacks of the system of protection of minorities as established by the treaties of 1919. It applies universally to all States and thus removes a frequently voiced objection by the States which were asked to subscribe to them».³⁷

The second asymmetry of the League's minority system was internal. The treaties singled out one category of people for international protection and left the rest unprotected. In *East-West Street*, Philippe Sands vividly describes the destructive potential of this type of asymmetry. He recalls how Juliusz Mackarewicz, a Polish lawyer and nationalist politician, principal author of the Polish criminal code, «detested the 1919 Polish Minorities Treaty because it discriminated *against* Poles. Minorities could complain to the League of Nations if their rights were violated, but Poles couldn't» (emphasis in the original).³⁸ After WWII, the Director of the New York Institute of Jewish Affairs, Jacob Robinson, called this feeling «the resentment of majorities in regard to minorities» adding that «under the old system a privileged position was allegedly granted to ethnic minorities by providing them with a right of recourse to an international forum [...] The establishment of a universal bill of rights would remove any such alleged discrimination at a single stroke».³⁹ The perception that the treaties had given a «privileged» position to national minorities contributed to forming a widespread consensus about the need to base the new rights system on universal rights for *all*.

These two asymmetries of interwar minority protection influenced the formation of the UN rights system by showing approaches to the international protection of rights and the preservation of peace and stability that had to be avoided. At the same time, the minority treaties possessed potential for the protection of human rights that is often overlooked in the literature on the history of

³⁶ Quoted in Jakob Robinson [et al.], *Were the Minorities Treaties a Failure?*, New York 1943, pp. 178–179.

³⁷ Hersch Lauterpacht, *An International Bill of the Rights of Man*, Oxford 2013 [1945], p. 152.

³⁸ Philippe Sands, *East West Street on the Origins of Genocide and Crimes Against Humanity*, London 2016, p. 250.

³⁹ Robinson [et al.], *op. cit.*, p. 137.

human rights, notably the articles guaranteeing rights to all citizens of the state.⁴⁰ For example, Article 7 of the Polish Treaty (which was the model for all the other minority treaties) related to the first pillar of minority rights, namely non-discrimination. It established that «all Polish nationals shall be equal before the law and shall enjoy the same civil and political rights without distinction as to race, language or religion».⁴¹ Furthermore, article 2 asserted that «Poland undertakes to assure full and complete protection of life and liberty to all inhabitants of Poland without distinction of birth, nationality, language, race or religion».⁴² The potential for universal human rights represented by these two articles of the minority treaties was stressed throughout the interwar years by one of the most important legal experts on the issue of minorities of the time, André Mandelstam. As a pioneering scholar and rights campaigner, his work, which stresses the complementarity of minority rights and human rights, warrants a closer look.

André Mandelstam: From Minority to Human Rights

A former Russian diplomat, Mandelstam became a prominent legal expert and supporter of human rights in interwar Paris. He belonged to a group of interwar intellectuals, such as Albert de La Pradelle and Boris Mirkine-Guetzévitch, who strove to obtain recognition for the position of the individual in international law. As argued by Dzovinar Kévonian, collectively, these intellectuals prepared the ground for the later «transition from minority rights to human rights».⁴³

Mandelstam himself did not see any contradiction between minority and human rights, but rather understood them as being complementary and advocated for a transition from minority to human rights that built on provisions already existent in the minority treaties. He thought that the minority treaties had created «different human rights, under the form of rights of inhabitants, citizens and members of minorities».⁴⁴ In particular, article 2 of the Polish Treaty referred to *all* inhabitants and article 7 to *all* citizens. In accordance with article 1, these clauses had the status of fundamental law within the signatory states

⁴⁰ For exceptions see Jan Herman Burgers, *The Road to San Francisco: The Revival of the Human Rights Idea in the Twentieth Century*, in: *Human Rights Quarterly* 14/4 (1992); Kévonian, *The Swing*, *op. cit.*; Aust, *op. cit.*

⁴¹ Treaty between the Principal Allied and Associated Powers and Poland [henceforth Treaty with Poland], 28 June 1919, <http://ungarisches-institut.de/dokumente/pdf/19190628-3.pdf> (29.03.2021).

⁴² Treaty with Poland, art. 2.

⁴³ Dzovinar Kévonian, *André Mandelstam and the Internationalization of Human Rights (1869–1949)*, in: M. Halme-Tuomisaari, P. Slotte (eds), *op. cit.*, p. 255.

⁴⁴ André Mandelstam, *La Généralisation de la Protection Internationale des Droits de l'Homme*, in: *Revue de Droit International et de Legislation Comparée* 11/3 (1930), p. 298.

and, therefore, offered an «internal guarantee» whereby they overruled all other laws, regulations or official actions in conflict with them. Some limitations notwithstanding, according to Mandelstam, the League's minority system «could be qualified as a veritable human law (*droit humain*) limiting state sovereignty to the advantage of the individual».⁴⁵ As a consequence, Mandelstam argued that «the protection of human rights found itself considerably enlarged as compared with the age before the War».⁴⁶

In the early 1920s, Mandelstam had pleaded for the generalisation of the minority system.⁴⁷ However, after the 1925 debate in the Assembly of the League of Nations during which France and the UK strongly opposed any proposals in favour of such generalisation, he grew sceptical of this option. Mandelstam then pushed for a convention on the rights of man that would base its work on the human rights principles already enshrined in the minority treaties.⁴⁸ He thought that this would assuage the Great Powers' fear that the extension of the minority clauses would be exploited by ethnic entrepreneurs to create minority questions where they did not previously exist.

Mandelstam tried to realise his advocacy plans through his membership of two authoritative interwar legal institutions: the *Institut de droit international* (International Law Institute, IDI), a club gathering some of the world's most distinguished jurists with the aim to contribute to the development of international law; and the *Académie diplomatique internationale* (International Diplomatic Academy, ADI), a body founded in 1926 in Paris with the goal to become a leading institute devoted to the study of global affairs. In the late 1920s, Mandelstam managed to convince the IDI to adopt a declaration of the rights of man and the ADI to pass a resolution in favour of the establishment of a world convention on the rights of man. Although the two documents had different impacts, Mandelstam was the driving force behind both. These documents warrant closer attention as they show how he attempted to realise his ideas.

The first document was the IDI's Declaration of the Rights of Man (1929) composed of six articles that heavily borrowed from the minority treaties.⁴⁹ Mandelstam was the rapporteur of the Commission in charge of preparing the first draft of the declaration. In his commentary, he constantly related all the articles of the IDI's text to the minority treaties, thus revealing how important a reference they were for him. While article 1, 2 and 4 broadly speaking reproduced the right to life and freedom, the right to non-discrimination and the religious freedom enshrined in articles 2 and 7 of the Polish Treaty, article 3 of this

⁴⁵ Mandelstam, *La Generalisation*, *op. cit.*, p. 299.

⁴⁶ *Ibidem.*, p. 300.

⁴⁷ André Mandelstam, *La protection des minorités*, Leiden 1923, pp. 499–510.

⁴⁸ Mandelstam, *La Generalisation*, *op. cit.*, p. 705.

⁴⁹ See André Mandelstam, *La Déclaration des droits internationaux de l'homme adoptée par l'Institut de Droit International*, in: *Esprit international* 4/14 (1930), pp. 59–78.

new declaration forbade any restrictions «against the free use, by anybody and in any way, of the language of his choice, or against the teaching of this one».⁵⁰ Finally, by asserting in article 5 that «the equality foreseen shall not be nominal, but effective»,⁵¹ the Declaration incorporated elements of the jurisprudence of the Permanent Court of International Justice (PCIJ), which had determined that the rights set out in the treaties would need to be protected effectively.⁵²

Given the IDI's authoritative status, Mandelstam believed that the Declaration would become an indirect source of international law;⁵³ however, this was wishful thinking. While the IDI's Declaration was known in some intellectual circles at the time, it did not reach as wide an audience as Mandelstam would have hoped and there is no evidence that it directly influenced the drafting of the UDHR.⁵⁴ Although many factors influenced this outcome, according to Dzovinar Kévonian, the relative fall into oblivion of the Declaration was mainly due to the *damnatio memoriae* that hit Mandelstam (and by consequence the document that bore his imprint) after his defence, in 1937, of the Italian colonisation of Ethiopia.⁵⁵

The second document that Mandelstam influenced considerably was the Resolution passed by the *Académie diplomatique internationale* (ADI) in 1928 in favour of the establishment of a world convention on the rights of man. On the basis of a draft proposed by Mandelstam, the ADI's resolution recalled that the minority treaties had bound «a certain number of States to respect the rights of men and citizens» and, building on the provisions of articles 2 and 7 of the Polish Treaty, expressed «the hope that a world convention may be drawn up under the auspices of the League of Nations, ensuring the protection and respect of such rights».⁵⁶ Although less elaborate than the IDI's declaration, the ADI's text enjoyed some more resonance, at least after its initial release. In the early

50 Institut de droit international (IDI), *La Déclaration des droits internationaux de l'homme*, 12 October 1929, art. 3.

51 *Ibidem.*, art. 5.

52 See Aust, *op. cit.*, p. 1112.

53 Mandelstam, *La Déclaration, op. cit.*, p. 60.

54 However, the IDI's Declaration did appear in the *Analysis of Various Draft International Bills of Rights* prepared by the Division on Human Rights for the discussion of the draft UDHR. See UN Doc. E/CN.4/W.16.

55 Kévonian, *The Swing, op. cit.*, p. 402. Mandelstam's critique of the condemnation of the Italian invasion of Ethiopia built on the alleged «human rights» argument that slavery was a legal practice in Ethiopia. Mandelstam accused the League of hypocrisy, since this organisation had not applied sanctions in previous cases of human rights violations (for example against Soviet Russia or Nazi Germany) or breaches of state sovereignty (among others during the Polish-Soviet War in 1920). Mandelstam's arguments showed deep-seated racist thinking whereby «developed states» (such as Italy) were thought to be hierarchically superior to «underdeveloped states» (in this case Ethiopia) on account of civilizational differences and were therefore entitled to violate state sovereignty and put the latter under tutelage.

56 Quoted in Antoine Frangulis, *Les Droits de l'homme et du citoyen devant l'Assemblée de la Société des Nations*, Paris 1933.

1930s, the ADI's 1928 Resolution reappeared in a session of the Assembly of the League of Nations that addressed a case of discrimination by Nazi authorities against a German citizen of Jewish origin, Franz Bernheim, and triggered an intense debate on the internationalisation of human rights.

Human Rights at the League of Nations

In May 1933, Franz Bernheim, who was resident in the Upper-Silesian city of Gleiwitz, petitioned the League for violation of the non-discrimination and general rights of man clauses of the German-Polish Accord on East Silesia. At the end of April, the company he worked for had discharged him on account of anti-Semitic legislation. Bernheim's petition called for the repeal of a series of discriminatory measures adopted by the Nazis, the reinstatement of all people affected in their rights and adequate compensation. In June 1933, the German Foreign Minister reassured the Council of the League that international legality would be restored, which occurred a year later, when the German Upper Silesian President Helmuth Brückner suspended the application of Nazi anti-Semitic legislation in the region.⁵⁷ At the 14th session of the League of Nations' Assembly, in September–October 1933, the Bernheim case generated a heated discussion within the Sixth Committee. The League's «victory» – in this specific instance – to counter the openly discriminatory measures of the German government exposed, at the same time, the main limitation of the system, i. e. its restriction to only a few countries. If the Upper-Silesian rules had been imposed on all of Germany, maybe Jews and other targeted groups there could be defended as well.⁵⁸ Hence, giving voice to the stream of thought led by Mandelstam, the Haitian delegate and ADI's member Antoine Frangulis filed a draft resolution reproducing the ADI's 1928 text, which called for the adoption of a convention on the rights of man based on articles 2 and 7 of the Polish Treaty.⁵⁹

Some delegates showed interest in the idea of establishing such a convention and engaged in human rights language. The Irish envoy was in favour of studying the possibility of a general convention on human rights. Speaking on

⁵⁷ Franz Bernheim eventually received a compensation of 1,600 marks in December 1935 and his precedent was later applied to several other Germans of Jewish descent.

⁵⁸ A similar argument was made 15 years later by French jurist René Cassin in a speech at the Commission on Human Rights in charge of negotiating the UDHR. Cassin, who participated in the 1933 debates on the Bernheim petition as a member of the French delegation, lamented that Hitler could take advantage of the Third Reich's «absolute sovereignty» to fend off any League of Nations' infringement into its domestic affairs. Statement by René Cassin, Representative of France, on the Implementation of Human Rights, Commission on Human Rights, 15 June 1948, E/CN.4/147.

⁵⁹ Burgers, *op. cit.*, p. 457. Kévonian however reveals how among Frangulis' purposes there was also that of attracting the public opinion's attention on the Academy and the *Dictionnaire Diplomatique* that it had just published. She therefore defines the Declaration as, at least in part, the result of a «political marketing» strategy. Kévonian, *The Swing*, *op. cit.*, pp. 308–310.

behalf of Czechoslovakia, Edvard Beneš mentioned that «the cultural, political and economic life of a minority can only prosper in a country where the principle of the French Revolution – that of the rights of men and citizens – [...] and the principle of respect for human personality form the legal basis of every citizen's daily life».⁶⁰ According to the jurist Nikolaos Politis, who represented Greece, the best solution «would consist of a combined system which would retain, as a general regime applicable to all countries, recognition of the rights of man whether member of a majority or of a minority».⁶¹ Finally, the French representative claimed to speak in the name of «the principles at the basis of [the French] Revolution which proclaimed the rights of man and of citizens without distinction of race, religion or origin».⁶² Yet, despite entertaining the idea to begin discussing a human rights convention, the Assembly eventually only approved a declaration expressing the hope that states not bound to the minority treaties would ensure that their minorities enjoyed the same guarantees requested by the treaties.

Neither the IDI's 1929 Declaration, nor the ADI's 1928 Resolution managed to trigger the transition from the asymmetrical minority protection system of the League of Nations to the universal human rights regime that André Mandelstam had striven to bring about. The failure of this attempt at reform notwithstanding, Mandelstam's engagement, along with that of other jurists of the time – whom we did not focus on here for reasons of scope –⁶³ bears witness to the potential for the development of human rights contained in the minority treaties. Contrary to the view prevalent after the Second World War, and repeated by part of the literature on the history of human rights, whereby there exists a stark contrast between interwar minority protection and post-war human rights, interwar human rights supporters called for a recalibration of the system in the form of a universalisation and expansion of already existing provisions guaranteeing individual rights for all rather than for an outright rejection of provisions in favour of minorities.⁶⁴

⁶⁰ League of Nations (LoN), Official Journal, Special Supplement 120, p. 40.

⁶¹ *Ibidem.*, p. 52.

⁶² *Ibidem.*, p. 49.

⁶³ For more information on these jurists see Kévonian, *The Swing*, *op. cit.* We chose to focus on Mandelstam because, more than any other, he strove to find theoretical and practical solutions to the tension between individual and collective rights in a context of incipient expansion of international law.

⁶⁴ Documents similar to the IDI's declaration and the ADI's resolution were adopted by the Inter-Parliamentary Union in 1923 and discussed at length within the Federation of League of Nations' Societies in 1933.

Assimilationist Human Rights

James Loeffler and Nathan Kurz have convincingly argued that, contrary to previous interpretations,⁶⁵ Jewish activists and organisations continuously supported the inclusion of clauses protecting minorities against assimilation well into the late 1940s.⁶⁶ The current historiography, however, has overlooked an important line of fracture within the incipient UN rights system, which becomes clear when looking at the drafting process of the Genocide Convention (GC) and the Universal Declaration of Human Rights (UDHR) from 1946–1948. The negotiations of these two documents saw two groups confronting each other. The first group (mostly composed of Latin American, Anglo-Saxon and Western European countries) opposed the inclusion of an article on cultural genocide in the Convention and of protection against assimilation in the Declaration. The second group, on the contrary, (represented by the Soviet Bloc along with some Asian and Middle Eastern states) was in favour of adding collective rights provisions to both texts in order to ensure better protection for the members of specific groups.

The analysis of the drafting of the GC and the UDHR reveals not only that within the international community of states there was more support for protection against assimilation than is usually portrayed. It also, and more importantly, shows that delegates resisting the inclusion of clauses on protection against assimilation based their position on an explicit claim that governments needed to be free to coerce minorities into adopting the majority's culture, rather than on a supposedly individualist principle of non-discrimination. Even authors such as Samuel Moyn, who have questioned the historiographical *cliché* of a 1945 transition to an individualist conception of rights, have missed the fact that what prevailed at the UN between 1946 and 1948 was an assimilationist conception of rights that favoured some groups (national and cultural majorities) over others (national and cultural minorities).

The Genocide Convention and Legitimate Homogenisation

As mentioned in the introduction, the immediate post-WWII period is often celebrated as the time of the triumph of individual human rights. Ironically, such alleged triumph was inaugurated by a convention defending the rights of *groups*. Although it is not obvious that contemporary actors understood the Genocide

⁶⁵ Mazower, *The Strange*, *op. cit.*, p. 387.

⁶⁶ Loeffler, *op. cit.*, pp. 113–168; Nathan Kurz, In the Shadow of Versailles: Jewish Minority Rights at the 1946 Paris Peace Conference, in: Simon Dubnow Institute Yearbook 15 (2016), pp. 187–209.

Convention as part of the body of human rights legislation as we do today,⁶⁷ the Convention ensures a right to existence of (minority) groups⁶⁸ and, therefore, it covers much of the ground of article 2 of the Polish minority treaty, which guaranteed all inhabitants of Poland «full and complete protection of life and liberty ... without distinction of birth, nationality, language, race or religion».⁶⁹ Protection under the Convention is a minimum but legally binding one against extreme cases of violence. The Convention focuses on the destruction of individuals as members of a specific group rather than as individuals «as such».

The term genocide did not exist before 1944, when it was first proposed by the Jewish-Polish lawyer Raphael Lemkin. Having lived in interwar Poland, Lemkin was influenced by the context of the minority treaties and the following Nazi crimes. Lemkin defined genocide as «a coordinated plan of different actions aiming at the destruction of essential foundations of the life of national groups, with the aim of annihilating the groups themselves».⁷⁰ Quite importantly, he identified a number of «techniques», beyond physical annihilation, that would lead to the disappearance of the group and that were carried out in the political, social, cultural, economic, religious and moral fields.⁷¹

The Convention uses the term «groups» rather than «minorities» regarding who should be protected. The context of the Convention as well as the summary records of its drafting sessions leave few doubts, however, that what the delegates had in mind were mostly minorities. Examples of «slips of the tongue» during the drafting process abound.⁷² Similarly, the whole discussion about cultural genocide that we examine below was interpreted, by several delegates, as coinciding with the field of minority protection. The delegates preferred using the term «groups» over that of «minorities» because the former allowed prosecuting cases in which the targeted group would in fact be a numerical majority. Yet, diplomats were aware that, in most instances, the persecuted group would be a minority.⁷³

The drafting process of the Genocide Convention, as well as the parallel debate on the Universal Declaration of Human Rights, offer an invaluable view-

67 Raphael Lemkin himself, the inventor of the term genocide, is believed to have questioned this. See Moyn, *The Last*, *op. cit.*, p. 82; Tanya Elder, *What You See Before Your Eyes: Documenting Raphael Lemkin's Life by Exploring his Archival Papers, 1900–1959*, in: *Journal of Genocide Research* 7/4 (2005), p. 486.

68 Thornberry, *op. cit.*, p. 444; Yoram Dinstein, *Collective Human Rights of Peoples and Minorities*, in: *International & Comparative Law Quarterly* 25/1 (1976), p. 105.

69 Treaty with Poland, art. 2.

70 Raphael Lemkin, *Axis Rule in Occupied Europe*, Washington 1944, p. 79.

71 *Ibidem.*, p. 82. See also William Schabas, *Genocide in International Law: The Crimes of Crimes*, Cambridge 2000.

72 See for instance the speech of the Egyptian delegate in UN Doc. A/C.6/SR.65, All the documents listed henceforth can be found through the code cited at <https://documents.un.org/prod/ods.nsf/home.xsp> (29.03.2021).

73 Schabas, *op. cit.*, p. 116.

point to observe the understandings of individual and collective rights that were defended at the time by different state delegations. That is why we take a closer look at both in the following paragraphs.

The process that led to the adoption of the Convention began in December 1946. That month, UN Resolution 96(I) defined genocide as «a denial of the right to existence of entire human groups»⁷⁴ and called on the Economic and Social Council (ECOSOC) to prepare a convention on the subject. In March 1948, ECOSOC created an Ad Hoc Committee tasked with formulating a draft later to be submitted to the Commission on Human Rights.⁷⁵ During the drafting process, discussions about the opportunity to introduce some elements within the text that had characterised interwar minority protection centred around the crime of cultural genocide, which Lemkin considered key for the protection of groups.⁷⁶ The Ad Hoc Committee formulated cultural genocide as follows:

In this Convention genocide also means any deliberate act committed with the intent to destroy the language, religion or culture of a national, racial or religious group on grounds of national or racial origin or religious belief such as:

1. prohibiting the use of language of the group in daily intercourse or in schools, or the printing and circulation of publications in the language of the group;
2. destroying, or preventing the use of, libraries, museums, schools, historical monuments, places of worship or other cultural institutions and objects of the group.⁷⁷

Within the Ad Hoc Committee (composed of delegates from China, France, Lebanon, Poland, the US and the USSR), only the French and US representatives opposed inclusion of an article on cultural genocide; hence, the clause was retained.⁷⁸ The Commission on Human Rights did not have time to discuss the Committee's draft and ECOSOC dealt with it very quickly. Then, in October 1948, the text arrived at the 6th Committee of the General Assembly, where the key discussion over the draft convention took place. There, two groups with opposing views became apparent.

The delegates making up the first group mainly came from Latin American, Anglo-Saxon and Western European states. Many of these countries had substantial immigrant communities and some were still colonial powers with extensive empires. In the debates over the Genocide Convention, they opposed the inclusion of an article on cultural genocide for two main reasons. First, they sug-

⁷⁴ UN Resolution 96(I), 11 December 1946.

⁷⁵ Thornberry, *op. cit.*, pp. 64–67.

⁷⁶ Schabas, *op. cit.*, p. 180. See also, Devin O. Pendas, *Toward World Law? Human Rights and the Failure of the Legalist Paradigm of War*, in: S.-L. Hoffmann (eds), *Human Rights in the Twentieth Century*, Cambridge 2011, p. 224.

⁷⁷ E/794, p. 17.

⁷⁸ E/AC.25/Sr.14.

gested that including such a measure would stretch the concept of genocide too wide and that the issue should be dealt with in the framework of the UDHR. Accordingly, the French delegate filed an amendment proposing that the attention of the Third Committee (in charge of discussing the draft UDHR) should «be drawn to the need for the protection of language, religion and culture within the framework of the International Declaration of Human Rights».⁷⁹ His Belgian colleague was more explicit and proposed to omit article 3 «with a view to inclusion among provisions for the protection of human rights».⁸⁰ Such proposals suggest that the delegates saw the two documents to be interrelated with each other as parts of a wider system of rights-protection mechanisms. However, their arguments were disingenuous, since a specific article on protection against assimilation had already been deleted from the draft UDHR four months earlier, in June 1948 (as we will see below). Second, the group that withstood the inclusion of an article on cultural genocide feared that such a legal provision could forbid states to adopt any policy of assimilation altogether. The Brazilian delegate, in particular, declared that to «achieve by legal means a certain degree of homogeneity and culture within its boundaries»⁸¹ was a legitimate end that could be hampered by article 3. In a hyperbolic statement, his Swedish counterpart feared that his country could be held responsible for cultural genocide because it had converted the Lapps to Christianity.⁸²

The second group, led by the representatives of the Eastern Bloc joined by some Middle Eastern and Latin American delegates, held that cultural genocide had to be addressed in the Convention since a group could be destroyed even without the physical elimination of its members. Hence, it was necessary to protect the group's key characteristics. The delegate of Pakistan suggested that «the chief motive of genocide was a blind rage to destroy the ideas, the values and the very soul of a national, racial or religious group, rather than its physical existence. Thus, the end and the means were closely linked: cultural genocide and physical genocide were indivisible».⁸³ Similarly, Egypt's envoy accused some colonial powers of substituting «their own culture for the ancient one respected by the local population» and concluded that the Convention was the only way to protect the latter.⁸⁴ These efforts notwithstanding, article 3 on cultural genocide was eventually rejected by 25 votes to 16, with 4 abstentions.⁸⁵

79 A/C.6/SR83, p. 200. The representatives of India, Uruguay, Great Britain, Brazil, New Zealand, The Netherlands and Iran made similar comments.

80 A/C.6/217.

81 A/C.6/SR83, p. 197. The Brazilian concern had a longer genealogy, since it was in line with statements made by the Brazilian representative Franco de Mello in the Assembly of the League of Nations in 1925. See Fink, *Defending*, *op. cit.*, p. 297.

82 A/C.6/SR83, p. 197.

83 *Ibidem.*, pp. 193–194.

84 *Ibidem.*, p. 199. See also the intervention of the Belarusian delegate at pp. 201–202.

85 A/C.6/SR83, p. 206.

When the Convention was adopted at the last debate in the plenary session of the General Assembly, in December 1948, the Soviet delegate, backed by the Pakistani and Venezuelan delegates, made a final attempt to include cultural genocide in the text.⁸⁶ During that discussion, the US envoy «agreed that it was difficult to reply to the eloquent arguments of the representative of the USSR, Venezuela and Pakistan»,⁸⁷ however, he insisted that physical and cultural genocide were completely different categories and the latter concerned «the fundamental rights of the individual». ⁸⁸ A number of other representatives maintained that the cultural protection of groups had to be assured within the framework of the UDHR, which, however, by then, had already been deprived of a specific article on minorities. The USSR's amendment was eventually repealed by 31 votes to 14, with 10 abstentions.

The negotiations of whether an article addressing cultural genocide should be included in the Convention show a divide in opinions between opponents and supporters of adopting specific measures for the cultural protection of groups. Several delegates built their arguments against protection against assimilation on the idea that states had a right to promote, through legitimate means, the assimilation of the individuals living within their borders. Such an idea featured even more prominently in the discussions over the Universal Declaration of Human Rights.

The UDHR and the Assimilation of Groups

The drafting of the Genocide Convention occurred almost simultaneously to the drafting of the UDHR. In the latter negotiations a similar dispute between opponents and supporters of protection against assimilation emerged even more clearly than in the talks on the Convention. The clash between these two groups was not only a struggle between a conception of human rights that included collective provisions defending the cultural specificities of minorities and a view of human rights as belonging to abstract individuals removed from their cultural context, but also, and especially, a conflict about the legitimacy and suitability of assimilation in which an assimilationist conception of human rights eventually prevailed.

Minority rights in the UDHR are defended only by means of the first pillar of minority protection, namely the principle of non-discrimination. Yet, since the beginning of the drafting process efforts were made to include an article on protection against assimilation. The initial text prepared by John Peter Hum-

⁸⁶ A/PV.179, pp. 814–819.

⁸⁷ *Ibidem.*, p. 821.

⁸⁸ *Idem.*

phrey (Director of the Division of Human Rights within the UN Secretariat) contained the following provision:

In states inhabited by a substantial number of persons of a race, language, or religion other than those of the majority of the population, persons belonging to such ethnic, linguistic, or religious minorities shall have the right as far as compatible with public order and security to establish and maintain schools and cultural or religious institutions and to use their own language in the Press, in public assembly and before the courts and other authorities of the State.⁸⁹

Humphrey had turned to Lauterpacht's *International Bill of the Rights of Man* for inspiration. In his commentary to the Bill, Lauterpacht argued in favour of the inclusion of an article on protection against assimilation because «the claim of the individual to the preservation and development of his ethnic identity by at least some education in his native language and by being allowed to use it before the administrative and judicial authorities of the state and to maintain the cultural institutions of his ethnic group cannot be disregarded without doing violence to a principle of justice and stultifying human personality».⁹⁰

In a prescient remark made during the work of the Drafting Committee in charge of preparing a first version of the Declaration, the Lebanese delegate Charles Malik observed that the substance of the article on protection against assimilation «seemed to be what divided the New World and the Old. In the Old World, there were wide divisions of ethnic groups. In the New World, there was assimilation».⁹¹ Yet, Malik's comment overlooked the fact that several Western European governments, notably France, eventually rallied behind the position of their New World's counterparts.

The Soviet Union was the staunchest supporter of including an article on protection against assimilation within the Declaration. In light of the USSR's poor record in the treatment of minorities in the early 1940s, when entire groups accused of collaboration with the Nazi enemy were deported from border areas to Central Asia and Siberia, where they were then subjected to policies of forceful assimilation,⁹² it is legitimate to wonder why Moscow persisted in this commitment. Archival records suggest that the Soviet position was based on considerations of both ideology and power politics. On the one hand, the Soviet conception of human rights emphasised collective (notably economic and social, but also cultural) rights over individual rights. Furthermore, albeit widely violated in practice, Soviet nationality policy, whereby national cultures were offi-

⁸⁹ E/CN.4/AC.1/3/Add.1, p. 380.

⁹⁰ Lauterpacht, *op. cit.*, p. 153.

⁹¹ E/CN.4/AC.1/SR.15, p. 6.

⁹² See Francine Hirsch, *Empire of Nations: Ethnographic Knowledge and the Making of the Soviet Union*, Ithaca 2005, pp. 307–308.

cially recognised (in some cases even actively created) and allowed to flourish,⁹³ was a pillar of the USSR's domestic legal system. It should not be surprising that the Soviet leadership wanted to project this flagship policy abroad during the construction of the new post-WWII international order.⁹⁴

On the other hand, Moscow also deliberately used minority protection as a weapon against the United States and colonial powers in the incipient Cold War; a weapon that could be quite effective, as suggested by a US internal document of January 1947 acknowledging that race discrimination against black people and the treatment of Native Americans could invite international intervention.⁹⁵ This strategic use of minority protection, however, does not mean that its defence on the part of the USSR was necessarily disingenuous, since criticising race discrimination in the US and denouncing prolonged British and French imperial rule were in line with official Soviet ideology.⁹⁶

The inclusion of an article on the protection of minorities against assimilation was debated at different moments throughout the drafting process of the UDHR. The first important discussion occurred in December 1947, within the Working Group on the Declaration of Human Rights. Eleanor Roosevelt opened the floor claiming that a clause on protection against assimilation was not necessary as other articles already ensured this specific protection. She further cited the 1938 Conference of Lima where it stated that «a system of protection of ethnic, linguistic or racial groups could not be supported in America, where minorities did not exist as such».⁹⁷ By contrast, the Belarusian representative, backed by his Soviet counterpart, proposed adding a reference to territorial autonomy and to the need to provide minorities with public funds to ensure their rights. Not being able to find an agreement, the Working Group decided to postpone any decision on the matter.⁹⁸

The introduction of an article on the protection of minorities against assimilation was discussed again at the third session of the Commission on Human Rights, in June 1948. Chairwoman Roosevelt reasserted that «minority questions did not exist on the American continent» and stressed how «United States experience with foreign groups residing within its borders had been happy, *assim-*

⁹³ *Ibidem.*, pp. 1–18.

⁹⁴ Anna Lukina, Soviet Union and the Universal Declaration of Human Rights. Max Planck Institute for European Legal History Research Paper Series, January 2017.

⁹⁵ Anton Weiss-Wendt, *The Soviet Union and the Gutting of the UN Genocide Convention*, Madison 2017, p. 117.

⁹⁶ The true inconsistency lay in the gap between the Soviets' international defence of minority protection and its disregard for the rights of some domestic minorities. To explain this contradiction, Anton Weiss-Wendt argues that «by collectively labelling certain minority groups 'traitors to the motherland', Stalin's regime effectively removed them from a universe of obligation». *Ibidem.*, pp. 78–79.

⁹⁷ E/CN.4/AC.2/SR.9, p. 5.

⁹⁸ *Ibidem.*, pp. 17–21. See also E/CN.4/57; E/CN.4/95.

ilation having been emphasized throughout» (our emphasis).⁹⁹ She further repeated that the substance of the article could be covered by reference to the rights and freedoms set forth in the Declaration. Once again, the opposite position was defended by communist countries. The Ukrainian delegate explained that «a statement of rights of individuals to free development without discrimination» could not defend minorities because «for example, the article concerning education ensured the right to education; it did not ensure the right of a member of a special group to be educated in his own language».¹⁰⁰

Trying to find a compromise between the American and Ukrainian positions, Charles Malik suggested declaring that «cultural groups shall not be denied the right to free self-development», but his proposal was rejected.¹⁰¹ Eventually, the Commission on Human Rights decided by 10 votes to 6 not to include a clause on protection against assimilation within the UDHR.¹⁰² Supporters of an assimilationist conception of human rights (mostly delegates from Latin American, Anglo-Saxon and Western European countries) won out. The French representative Pierre Ordonneau concisely conveyed this group's position when he commented that «the historical development of France into a *homogenous* State had resulted from the extensive and rigorous application of universal human rights to all sections of the population» (our emphasis).¹⁰³

Twice before the final approval of the Declaration, advocates of the inclusion of a clause on the protection of minorities against assimilation tried, in different ways, to reinstate an article on the matter in the Declaration: at the Third Committee of the General Assembly between September and December 1948; and at the plenary session of the Assembly on 10 December of the same year.

Within the Third Committee, the USSR representative tabled an amendment that attempted to make protection against assimilation less obviously linked with minorities by stating that «all persons, irrespective of whether they belong to the racial, national or religious *majority* of the population, have the right to their own ethnic or national culture».¹⁰⁴ Denmark and Yugoslavia also submitted similar texts.¹⁰⁵ Once again, the contrast between supporters and opponents of measures against assimilation came to the fore when discussing these proposals. According to the Brazilian delegate, if the state allowed immigrants to speak their tongue, they would have no interest in learning the language of their new state.¹⁰⁶ Moreover, in a badly disguised apology for colo-

⁹⁹ E/CN.4/SR.73, p. 5.

¹⁰⁰ E/CN.4/AC.2/SR.9, p. 10.

¹⁰¹ E/CN.4/SR.74, p. 2.

¹⁰² *Ibidem.*, p. 5.

¹⁰³ E/CN.4/SR.73, p. 12.

¹⁰⁴ E/800.

¹⁰⁵ A/C.3/307/Rev.1/Add.1.

¹⁰⁶ GAOR, SR161, p. 721.

nialism, the French representative, René Cassin, warned that the USSR's amendment jeopardizes the «emancipation» of communities in the French colonies, by which he meant that protecting local languages would risk cutting off colonised people from French culture and society.¹⁰⁷

The Soviet delegation made yet another attempt to introduce an article on protection against assimilation at the plenary meeting of the UN General Assembly in December 1948.¹⁰⁸ As all previous efforts, this came to nought. A specific measure on protection against assimilation, modelled on the Humphrey-Lauterpacht text, would appear about twenty years later in article 27 of the International Covenant on Civil and Political Rights. The three delegations that more than any other had tried to include a minority provision within the UDHR – the USSR, Yugoslavia and Lebanon – had somehow mismanaged their cards by not better coordinating their action. Their insistence on defending the inclusion of such an article, however, bears witness to the continuing currency of some elements of interwar minority protection among a substantial share of UN delegates in the late 1940s. More importantly, Western delegates defended the legitimacy of states to pursue the non-violent assimilation of the populations living on their territory, thus marking the «triumph» of an assimilationist conception of human rights.

Conclusion

It is often argued that the failure of the League of Nations' minority rights system explains why specific measures on protection against assimilation were not included in the UDHR. Nevertheless, this is inconsistent with the fact that countries such as Czechoslovakia, Poland and Yugoslavia, which were under the jurisdiction of the treaties during the interwar years, supported the introduction of such provisions within the Declaration.¹⁰⁹ The opposition between the American and the Soviet blocs in the incipient Cold War, based both on ideology and realpolitik, accounts for much of this unexpected outcome. The defence of minority protection was consistent with the ideological underpinnings of the Communist conception of human rights, which privileged collective over individual provisions. In the case of the USSR, it was also in line with her flagship – although often violated – nationality policy enshrined in the 1936 Constitution.¹¹⁰ The USSR, as well as the US for that matter, adopted a position of

¹⁰⁷ *Ibidem.*, p. 723.

¹⁰⁸ See A/784; GAOR, SR.182, p. 900; GAOR, SR.183, pp. 913–914.

¹⁰⁹ William Schabas, *Les droits des minorités: Une déclaration inachevée*, in: Commission nationale consultative des droits de l'homme (eds), *La Déclaration universelle des droits de l'homme, 1948–98: Avenir d'un idéal commun*, Paris 1999, pp. 223–242.

¹¹⁰ Weiss-Wendt, *op. cit.*, pp. 114–129. Lukina, *op. cit.*

«ideological pragmatism» that transformed well-entrenched elements of the domestic legal order into rhetorical weapons to be used against its chief opponents in the incipient Cold War – and turned a convenient blind eye on domestic violations of the very same ideological principles defended in Paris.

As the current historiography has neglected the support for collective rights in both the GC and the UDHR debates, it has tended to overemphasise the collective-right nature of the interwar minority treaties and to overlook the provisions concerning all citizens and inhabitants contained within these treaties. A more nuanced account of the transition from the League's to the UN's system ought to recognise the ambivalent legacy of minority protection for human rights, including not only the obvious drawbacks of the interwar minority system – which however still contributed to influence the organisation of the UN rights system in universal terms –, but also its overlooked potential. The references to non-discrimination and the right to life and liberty existing in the Polish Treaty were exploited by interwar rights advocates to propose an extension of the protection offered by the minority treaties into more comprehensive human rights instruments.

Among interwar international lawyers, André Mandelstam was the most active supporter of a transition from the regional human law (as he defined it) that had been ushered in by the minority treaties to a universal human rights system. Mandelstam died in 1949, but had already been confined to the margins of international debates after his defence of the Italian invasion of Ethiopia in 1937. Albert de la Pradelle and Boris Mirkine-Guetzévitch, two of Mandelstam's colleagues who had most strongly defended the recognition of the individual as a subject of international law during the interwar years, passed away in 1955. They could not, therefore, have a lasting impact on the new rights system that was being devised in the post-war years. However, in 1951, commenting on the Covenant on Human Rights then under discussion at the United Nations Commission on Human Rights (CHR), Mirkine-Guetzévitch reaffirmed the value of the minorities treaties for the future of human rights. He argued that the CHR's proposals were «a regression on the procedures for protection of human rights established after the WWI» and recommended the CHR to draw inspiration from the «minority treaties concluded after 1918».¹¹¹ Despite the minorities treaties' obvious flaws and ambivalent legacy, neglecting their potential for human rights conveys an unwarranted view of interwar minority protection as incompatible with the post-1945 human rights system.

While it is certainly true that in the post-WWII period human rights became the prevalent «international law fashion»,¹¹² collective understandings of

111 Boris Mirkine-Guetzévitch, L'ONU et la doctrine moderne des Droits de l'Homme, in: *Revue Générale de Droit International Public* 55/2 (1951), pp. 161–198.

112 Josep Kunz quoted in Mazower, *The Strange*, *op. cit.*, p. 398.

rights did not disappear. The idea that an individualist conception of human rights unanimously carried the day in the late 1940s betrays a Western bias, since a substantial part of the non-Western world supported a vision of rights that included articles targeting specific categories of individuals.¹¹³ Furthermore, as our analysis of the debates on cultural genocide in the negotiations for the GC and on protection against assimilation within the framework of the drafting of the UDHR reveals, the main line of fracture dividing UN delegates during those discussions reflected a clash between supporters of assimilation and defenders of the preservation of the cultural specificities of minority groups. Hence, the «triumph» of human rights after 1945 was «strange» in two ways: it did not seriously restrain state sovereignty (as Mark Mazower has correctly pointed out); and it furthered an assimilationist interpretation of rights that in a context of national heterogeneity promised to favour the rights of some groups (national majorities) over those of others (national minorities).

Emmanuel Dalle Mulle, Graduate Institute of International and Development Studies:
Institut de Hautes Etudes Internationales et du Développement, Albert Hirschman Centre
on Democracy, Chemin Eugène-Rigot 2a, 1211 Geneva, emmanuel.
dallemulle@graduateinstitute.ch

Mona Bieling, Graduate Institute of International and Development Studies: Institut
de Hautes Etudes Internationales et du Développement, Chemin Eugène-Rigot 2a,
1211 Geneva, mona.bieling@graduateinstitute.ch

113 For Soviet continuous defence of such rights in international forums in the 1950s and 1960s see Eric Weitz, *A World Divided: The Global Struggle for Human Rights in the Age of Nation-States*, Princeton 2019, pp. 281–319.

Die tschechoslowakische Bodenreform auf den Gütern Schweizer Bürger, 1918–1939

Václav Horčíčka

The Czechoslovakian land reform on the estates of Swiss citizens, 1918–1939

The Czechoslovak land reform affected the properties not only of Czechoslovak but also of Swiss nationals, the latter comprising a total of three estates covering areas of 500 to 5500 hectares. The article analyses the course of the land reform from the perspective of the owners themselves as well as in terms of its impact on bilateral Czechoslovak-Swiss relations. It shows that Swiss diplomacy respected Czechoslovakia's right to expropriate properties of Swiss citizens in its country, while also demanding that the Czechoslovak state will provide adequate compensation for the properties obtained. The article further proves that Czechoslovakia had an interest in resolving land reform on the Swiss estates through compromise. Prague showed its open-minded stance mainly through taxes, providing tax discounts and in part also complying with owners' requests for compensation. The size of the expropriated land was not significantly smaller than in the case of Czechoslovak citizens. The reasons for the Czechoslovak authorities' tolerant stance are to be found in the context of the international reaction to the way the land reform was carried out in Central and Eastern Europe in the inter-war period.

Die tschechoslowakische Bodenreform, zu der es in der Zwischenkriegszeit kam, betraf nicht nur das Vermögen tschechoslowakischer Bürger, sondern auch dasjenige ausländischer Staatsangehöriger, unter ihnen auch Schweizer.¹ Aus Sicht der tschechoslowakischen Regierung stellte das Eigentum an Grund und Boden von Ausländern ein nicht zu vernachlässigendes Problem dar. Die Fachliteratur führt an, dass Ausländern zur Zeit der Entstehung der Tschechoslowakei etwa 21 Prozent sämtlichen Grund und Bodens gehörten.² Wenngleich, wie noch gezeigt werden soll, die Schweizer im Vergleich zum Beispiel mit den Reichsdeutschen³ zu den kleinen Grundeigentümern gehörten, ist trotz allem anzunehmen, dass die Durchführung der Bodenreform beim Vermögen von Schweizer Bürgern die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Schweiz und der Tschechoslowakei belastete. Das Ziel dieser Studie besteht darin, festzustellen, bis zu welchem Grad dem tatsächlich so war. Spielte dabei die Neutralität der Schweiz während des Ersten Weltkriegs eine Rolle? Die meisten ausländischen Eigentü-

1 Dieser Beitrag entstand mit Unterstützung der Karlsuniversität Prag, Programm Progres Q 09.

2 Antonín Kubačák, *Provádění pozemkové reformy na majetku cizích státních příslušníků v období první republiky* [Die Durchführung der Bodenreform beim Vermögen ausländischer Staatsangehöriger in der Zeit der Ersten Republik], in: *Vědecké práce Národního zemědělského muzea* [Wissenschaftliche Arbeiten des Nationalmuseums für Landwirtschaft], 1991–1992, Bd. 29, S. 33–72.

3 Reichsdeutschen gehörten fast 378 Tsd. Hektar Boden. Anonym, *Liste der durch die Bodenreform betroffenen reichsdeutschen Grossgrundbesitzer in der Tschechoslowakei*, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin (im Weiteren nur PAAA), Fonds Gesandtschaft Prag, Kt. 101.

mer stammten dabei aus Ländern, die in diesem Krieg unterlegen waren.⁴ Diese Studie hat dabei nicht die Ambition, eine fehlende Übersicht über die gegenseitigen tschechoslowakisch-schweizerischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit zu ersetzen und begrenzt sich zielgerichtet nur auf einen ihrer Aspekte. Sie soll auch einen Beitrag zu einer Synthese darstellen, die erst noch vorgelegt werden muss.

Angesichts dessen, dass diesem Thema der tschechoslowakisch-schweizerischen, politisch-wirtschaftlichen Beziehungen bisher im Grunde keine Aufmerksamkeit in der Fachliteratur gewidmet wurde, muss vor allem von Quellen ausgegangen werden, die in verschiedenen Archiven beider Länder lagern. Es handelte sich um das Archiv des Aussenministeriums und das Nationalarchiv in Prag, auf Schweizer Seite dann um Dokumente aus dem Schweizerischen Bundesarchiv in Bern. Die Quelleneditionen wiederum bieten nur sehr wenig Material.⁵ Unter den Historikern widmete sich den tschechoslowakisch-schweizerischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit nur am Rande vor allem Daniel C. Schmid in seinem Buch, das den Zeitraum der Okkupation der böhmischen Länder durch Nazideutschland betrachtet.⁶ Sehr geringe Aufmerksamkeit wurde bisher auf die tschechische und ausländische Historiografie zur Durchführung der Bodenreform auf Gütern ausländischer Staatsangehöriger, also auch von Schweizern, gelenkt.⁷ Für eine Einbettung in den breiteren Kontext der Entwicklung in Mittel- und Osteuropa ist immer noch das Buch von I. Berend von Bedeutung.⁸ Mit der Bodenreform allgemein befasste sich zwar eine ganze Reihe von Autoren, ihrer Durchführung auf Gütern von Schweizer Bürgern widmeten sie jedoch im Grunde keinerlei Aufmerksamkeit.⁹ Aus den oben angeführten

4 Neben Deutschen handelte es sich z. B. um Österreicher, die in der Tschechoslowakei fast 200 Tsd. Hektar Boden besaßen. Österreichisches Staatsarchiv Wien (im Weiteren nur ÖStA), Abteilung Archiv der Republik (im Weiteren nur AdR), Auswärtige Angelegenheiten, Teilbestand Gesandtschaft Prag (im Weiteren nur Ges. Prag), Karton (im Weiteren nur Kt.) 61, Marek an Bundeskanzleramt/Auswärtige Angelegenheiten (im Weiteren nur BKA/AA), Grossgrundbesitzer österreichischer Staatsangehörigkeit in der Tschechoslowakei, 11. 11. 1924, No. fehlt.

5 Die mehrbändigen Diplomatischen Dokumente der Schweiz 1848–1975 widmen der Bodenreform keine Aufmerksamkeit. Die Edition «Die tschechoslowakische Aussenpolitik» wurde bisher nur torsoartig veröffentlicht, vor allem für die zweite Hälfte der dreissiger Jahre und den Zweiten Weltkrieg. Die aus der Sicht der Bodenreform wesentlichen Jahre 1922–1935 warten auf ihre Bearbeitung. Zuletzt wurde herausgegeben: Jan Němeček, Jan Kuklík, Daniela Němečková (Hg.), Československá zahraniční politika v roce 1943 [Die tschechoslowakische Aussenpolitik im Jahre 1943], Praha 2016.

6 Daniel C. Schmid, Dreiecksgeschichten. Die Schweizer Diplomatie, das «Dritte Reich» und die böhmischen Länder 1938–1945, Zürich 2004.

7 Spezifisch ist nur Kubačák, Provádění pozemkové reformy na majetku cizích státních příslušníků v období první republiky, S. 33–72.

8 Ivan T. Berend, Decades of Crisis. Central and Eastern Europe before World War II, Berkeley 1998, S. 288–294.

9 Joachim von Puttkamer, Die Tschechoslowakische Bodenreform von 1919. Soziale Umgestaltung als Fundament der Republik, in: Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder, 46/2, (2005), S. 315–342 oder Lubomír Slezák, Tvůrci, kritikové a odpůrci pozemkové

Gründen ist es bisher leider noch nicht immer möglich, die in diesem Aufsatz analysierten Ereignisse und Prozesse in breitere Zusammenhänge der tschechoslowakisch-schweizerischen Beziehungen einzuordnen, die immer noch darauf warten, umfassend bearbeitet zu werden. Diese Teilstudie sollte dazu beitragen, dieses bisher noch in weiter Ferne liegende Ziel zu erreichen.

Das geringe Interesse von Historikern scheint mit der sehr vorsichtigen Herangehensweise Berns an die Tschechoslowakei zu korrespondieren.¹⁰ Wie wir noch sehen werden, war es der Klärung der Problematik der Bodenreform nicht zuträglich, dass Generalkonsul Gérold Déteindre gleichzeitig einer der involvierten Schweizer Grossgrundbesitzer war. Die Schwäche der Schweizer Vertretung in Prag unterstreicht, dass bezüglich Déteindres Fähigkeiten in Bern nicht geringe Vorbehalte herrschten. Man warf ihm vor, konsularische Privilegien missbraucht zu haben und ausserdem zu sehr mit dem alten österreichischen System verbandelt zu sein. Der Schweizer Bundesrat, der die Rolle der dortigen Regierung erfüllte, beschloss deshalb im September 1919, eine Gesandtschaft in Prag zu eröffnen. In der Regierung hatte dieser Kurs jedoch einen einflussreichen Gegner im Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement (EVD), das auf die hohen Unterhaltskosten der Gesandtschaft aufmerksam machte und es als günstiger erachtete, die konsularische Vertretung zu stärken. Es kritisierte die Berufsdiplomaten wegen ihres angeblich unzureichenden Interesses an wirtschaftlichen Angelegenheiten und behauptete, die mit den Bedingungen vor Ort vertrauten Honorarkonsuln würden die Interessen der Schweiz besser vertreten. Da es Bern nach dem Ersten Weltkrieg insbesondere um die Aufrechterhaltung möglichst intensiver wirtschaftlicher Beziehungen ging, setzte sich schliesslich die Herangehensweise des Volkswirtschaftsdepartements durch. Das Prager Honorarkonsulat wurde im April 1921 zum Generalkonsulat erhoben.¹¹ Im Laufe weniger Jahre zeigte sich jedoch, dass diese Lösung nicht die beste war. Davon zeugt auch, wie die Problematik der Bodenreform angegangen wurde.

Die Bodenreform wurde bereits kurz nach dem Umbruch in Angriff genommen, im November 1918. Damals wurde die erste aus einer Serie von legislativen Massnahmen verabschiedet: das Gesetz über die Pfändung von Grossgütern.¹² Im April 1919 wurde das sogenannte Beschlagnahmungsgesetz verabschiedet, auf dessen Grundlage grosses Vermögen an Grund und Boden

reformy [Macher, Kritiker und Gegner der Bodenreform], in: *Moderní dějiny. Sborník k dějinám 19. a 20. století* [Zeitgeschichte. Sammelband zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts], 1/1 (1993), S. 197–215.

¹⁰ Schmid, Dreiecksgeschichten, S. 62.

¹¹ Bruno Suter, *Der Ausbau der Schweizer diplomatischen Vertretung in den Nachfolgerstaaten der Donaumonarchie 1918 bis 1921*, Bern 2000, S. 81–84.

¹² Gesetz Nr. 32 vom 9. November 1918 über die Pfändung von Grossgütern, online: <https://www.epravo.cz/vyhledavani-aspi/?Id=818&Section=1&IdPara=1&ParaC=2> (25.4.21).

beschlagnahmte wurde.¹³ Es handelte sich um Vermögen, bei denen der Eigentümer mehr als 150 Hektar landwirtschaftlichen oder 250 Hektar sämtlichen Bodens besass. Die Beschlagnehmung bedeutete allerdings nicht, dass das Vermögen sofort enteignet oder sogar konfisziert wurde. Im Grunde ging es darum, dass der derzeitige Eigentümer ohne Zustimmung des Staates nicht frei über sein Vermögen verfügen durfte (zum Beispiel es verkaufen, teilen u. a.).¹⁴ Im Januar 1920 folgte dann ein sogenanntes Zuteilungsgesetz, das die Regeln für die Zuteilung des gepfändeten Bodens festlegte. Im April 1920 wurde schliesslich das Entschädigungsgesetz verabschiedet, das die Art der Entschädigung der ehemaligen Eigentümer regelte. Die Höhe der Entschädigung wurde dabei nach den durchschnittlichen Bodenpreisen aus den Jahren 1913 bis 1915 berechnet, wodurch die Grossgrundbesitzer, vor allem diejenigen mit einer Fläche von über 1'000 ha, für die die Entschädigung noch weiter gesenkt wurde, stark geschädigt wurden.¹⁵ Gegen Ende des Krieges stiegen nämlich die Bodenpreise weiter. Ausserdem wurden im Rahmen der Bodenreform einige weitere Gesetze verabschiedet.¹⁶ Keine geringe Bedeutung hatte die Aufhebung der Fideikomisse, die die Durchführung der Bodenreform verkomplizierten.

Schweizerische Grossgrundbesitzer in der Tschechoslowakei

Die Bodenreform betraf drei Familien von Schweizer Bürgern sowie Personen mit doppelter Staatsangehörigkeit (der schweizerischen und der tschechoslowakischen), die jedoch dadurch einen besonderen Status hatten und im Grunde die Schweizer Diplomatie nicht interessierten. Dies betraf insbesondere das Geschlecht der Schwarzenberger.¹⁷ Da diese Fälle im Grunde nicht in die gegenseitigen Beziehungen beider Länder eingriffen, richten wir hier unsere Aufmerksamkeit ausschliesslich auf Schweizer Bürger. Von der Grösse des Vermögens her

¹³ Gesetz Nr. 215 vom 16. April 1919 über die Beschlagnehmung grossen Vermögens an Grund und Boden, online: <https://www.beck-online.cz/bo/chapterview-document.seam?documentId=onrf6mjzge4v6mrrguxhazrrhbsc2my> (25.4.21).

¹⁴ Jan Rychlík, *Pozemková reforma v Československu v letech 1919* [Die Bodenreform in der Tschechoslowakei in den Jahren 1919–1938], in: *Vědecké práce Zemědělského muzea*, Bd. 27, 1987–1988, S. 127–148.

¹⁵ Gesetz Nr. 329 vom 8. April 1920 über die Übernahme und die Entschädigung für beschlaggenommenes Grundvermögen (Entschädigungsgesetz), online: <https://www.epravo.cz/vyhledavani-aspi/?Id=1910&Section=1&IdPara=1&ParaC=2> (25.4.21).

¹⁶ Ondřej Horák, *Die Liechtensteiner zwischen Konfiskation und Enteignung. Ein Beitrag zu den Nachkriegseingriffen in das Eigentum an Grund und Boden in der Tschechoslowakei in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts*, Praha 2010, S. 75–85.

¹⁷ Zum Geschlecht der Schwarzenberger vgl. Václav Horčíčka, *Die Schweiz und das Problem der Enteignung der Schwarzenberger Primogenitur in der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 66/1 (2016), S. 117–135.

war die Familie der Freiherrn von Geymüller am bedeutendsten. Es handelte sich um eine ursprüngliche Handwerkerfamilie aus dem Elsass, die sich später dem Handel widmete. Im Jahre 1613 erlangten ihre Angehörigen die Bürgerrechte der Stadt und des Kantons Basel beziehungsweise ab dem 19. Jahrhundert des Halbkantons Basel-Stadt. Den österreichischen Familienzweig gründete Johann Heinrich (1754–1824), der vom österreichischen Kaiser zunächst geadelt und 1824 zum Freiherrn erhoben wurde.¹⁸ Die österreichischen Geymüllers traten als Bankiers in Erscheinung. Johann Heinrich war Mitbegründer der Österreichischen Nationalbank. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Johann Jakob (1760–1834) besaßen sie das Bankhaus Geymüller u. Co., eine Reihe von Industriebetrieben, ausserdem wurden sie bedeutende Grundbesitzer.¹⁹ Grossgüter hielten sie in Niederösterreich in der Gegend um Wien sowie im südböhmischen Kamenice nad Lipou. Der gleichnamige Neffe von Johann Heinrich Geymüller (ursprünglich Falkner, er nahm den Familiennamen seines Onkels an) erhielt das Grossgut in Kamenice im Jahre 1827. Dieses ging 1835 auf seinen Cousin Rudolf Jakob (1813–1891) über.²⁰ Bis zum Jahre 1923 verwaltete Rudolf Jakobs Sohn Rudolf Friedrich Karl das Vermögen, nach seinem Tod dann seine zwei Söhne. Zu einem Drittel fiel es Georg Jakob Rudolf (1891–1962) und zu zwei Dritteln Richard Rudolf Daniel von Geymüller (1894–1965) zu.²¹ Es handelte sich um einen recht grossen Vermögenskomplex. Vor dem Beginn der Bodenreform hatte das Grossgut eine Fläche von etwa 5'518 Hektar. Den grössten Teil bildeten Wälder, der Rest mit einer Fläche von 1'854 ha umfasste landwirtschaftlichen Boden.²²

Das zweitgrösste Vermögen besass die Witwe von Albert Emil Freiherr von Steiger-Münsingen, Baron von Rolle und Mont (1855–1918), Frau Maria Judyta Eleonora Eugenia Ludmiła geb. Zamoyska (1861–1926), gefolgt von ihrer Tochter Marie Eugenie, verheiratete Gräfin von Walterskirchen (1886–1976). Die Freiherrn von Steiger stammten ursprünglich aus Wallis, im 15. Jahrhundert liessen sie sich in Bern nieder (eingebürgert). Das Grossgut Hajná Nová Ves

18 Historisches Lexikon der Schweiz, Geymüller [Geyllmüller] [von], online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/045506/2006-12-11/> (17.1.2018). Vgl. Vaclav Horčíčka, *Československá pozemková reforma na statcích švýcarských občanů, 1918–1939* [Die Tschechoslowakische Bodenreform auf dem Grossgrundbesitz Schweizer Bürger], in: Jan Štemberk, Aleš Skřivan (Hg.), *Cestami hospodárských dejin*, Praha 2020, S. 137–159.

19 Österreichisches biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 1, Wien 1957, S. 436, Geymüller, Johann Heinrich.

20 Schweizerisches Bundesarchiv Bern (im Weiteren BAR), Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Georg Jakob Rudolf und Richard Rudolf Daniel von Geymüller an das EPD, 5.6.1924.

21 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Memorandum, ohne Datum, wahrscheinlich 1926.

22 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Knoll (Anwalt der Brüder Geymüller) an das EPD, 6.7.1927. Es handelte es sich nur um eine annähernde Fläche, in verschiedenen Dokumenten unterscheiden sich die Angaben leicht.

(ursprünglich Hajnovejsa) der Frau von Steiger erstreckte sich in der fruchtbaren Südslowakei in der Nähe von Topolčany. Zusammen mit einigen weiteren kleinen Gütern war es 2.602 Katastralmorgen, also 1'497 ha gross.²³ Fast 70 % des Grossgutes bestand aus landwirtschaftlichem Boden, knapp 20 % waren Wälder.

Der letzte Schweizer Besitzer eines Grossgutes in der Tschechoslowakei war Gérold Déteindre (1874–1939), der aus St. Gallen stammte.²⁴ Seine Stellung unterschied sich etwas von jener der vorherigen Eigentümer, da er ab 1912 gleichzeitig Schweizer Honorarkonsul in Österreich-Ungarn, der Tschechoslowakei und 1921–1926 Honorar-Generalkonsul in der Tschechoslowakei war.²⁵ Déteindre sollte so im Namen der Schweiz nicht nur sein Vermögen, sondern auch das Vermögen der verbleibenden zwei Eigentümer und weiterer Personen verteidigen, die einen engen Bezug zur Schweiz hatten (z. B. als Bürger des Fürstentums Liechtenstein). Er nahm diese Aufgabe auch deshalb wahr, weil das Interesse Berns am Geschehen in der Tschechoslowakei anfangs recht begrenzt war. Eine Gesandtschaft wurde erst 1927 in Prag eingerichtet, bis zu dieser Zeit wurden die Interessen der Konföderation in Prag nur von Déteindre repräsentiert. Die Tschechoslowakei selber hatte bereits 1920 ihren Gesandten Cyril Dušek nach Bern geschickt.²⁶ Die Gründe, warum erst so spät eine Schweizer Mission in Prag entstand, sieht Daniel C. Schmid insbesondere in der Sparpolitik des Bundesrates.²⁷

Déteindre gelangte dank seiner Eheschliessung mit Hanna Gertrude Gimbel, der Tochter des Fabrikanten Friedrich Gimbel, zu seinen Gütern.²⁸ Im Vergleich mit den aristokratischen Grossgütern handelte es sich jedoch eher um bescheidenere Höfe. Das Grossgut Stekník hatte eine Fläche von etwa 200 ha, im Jahre 1910 kaufte Déteindre das Nachbargut Strkovice (auch Štěrkovice) mit etwa derselben Fläche hinzu. Im Bemühen, die erlangten Ländereien möglichst zu einem Ganzen zusammenzuführen, kaufte er noch weitere kleinere Grundstücke hinzu. Somit erreichte das Grossgut Stekník-Štěrkovice vor dem Ersten Weltkrieg eine Ausdehnung von fast 500 ha.²⁹ Aus der Sicht der Bodenreform bestand ein gewisser Nachteil darin, dass es sich im Grunde nur um Felder handelte, die darüber hinaus in einem fruchtbaren Gebiet ganz in der Nähe von Žatec nordwestlich von Prag lagen. Der Staat hatte nämlich aus politischen

23 1 tschechischer Katastralmorgen = 0,5755 ha.

24 BAR, Bestand 2500, Akzession 1000/719, Behältnis 8, Déteindre, Personalblatt.

25 Rudolf Agstner, *Ausländische Konsulate in Böhmen, in Mähren und in Bratislava 1869–1918*, Praha 2008, S. 99.

26 Aussenministerium der Tschechischen Republik, Webseiten, online: https://www.mzv.cz/bern/cz/vzajemne_vztahy_a_informace/bilateralni_vztahy/navazani_diplomatickyh_styku.html (22.1.2018).

27 Schmid, *Dreiecksgeschichten*, S. 61.

28 BAR, Bestand 2500, Akzession 1000/719, Behältnis 8, Déteindre, Personalblatt.

29 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Déteindre EPD, 26. 2. 1925.

Gründen – man musste den Hunger der Landbevölkerung nach Boden stillen – ein Interesse vor allem an der Enteignung von landwirtschaftlichem Boden. Im Falle von Wäldern wählte er ein grosszügigeres Vorgehen gegenüber den ursprünglichen Eigentümern.

Vorgehen der tschechoslowakischen Behörden und Bemühungen der Schweizer Diplomatie

Das Eigentum an Grund und Boden von Schweizer Bürgern erreichte so in der Tschechoslowakei bei Weitem nicht die Bedeutung des Eigentums von Bürgerinnen und Bürgern Österreichs oder Deutschlands. Dies war zweifellos ein Vorteil. Denn mit Ausnahme der Geymüllers waren die Angelegenheiten aus finanziellen und anderen Gründen für die Tschechoslowakei vergleichsweise einfach zu handhaben. Den Schweizer Bürgern in die Karten spielte zudem die Bereitschaft Prags, den Forderungen von Ausländern entgegenzukommen. Das Staatliche Bodenamt gab zu, es sei sich «von Beginn [der Durchführung der Reform, VH] an der Notwendigkeit oder des taktischen Charakters bewusst gewesen, um auf sie [vor allem auf die Angehörigen der alliierten Staaten, VH] Rücksicht zu nehmen».³⁰

Die Unsicherheit der tschechoslowakischen Behörden, ob es möglich sei, die Bodenreform im Ausland restlos zu verteidigen, geht vor allem aus ihren internen Unterlagen hervor. Das mit der Durchführung der Bodenreform betraute Staatliche Bodenamt (SPŮ) machte im November 1924 das Landwirtschaftsministerium darauf aufmerksam, es habe zusammen mit dem Černín-Palais (dem Aussenministerium) gegen «Zweifel des Auslands bezüglich der Richtigkeit der Prinzipien unserer Bodenreform» zu kämpfen. Intern räumte das Bodenamt ein, einige Vorwürfe seien berechtigt. Es erkannte insbesondere an, dass die von den Eigentümern gleichzeitig erhobenen Vermögens- und Vermögenszuwachsabgaben problematisch seien, weil die Abgaben auf dem Vermögen, das dem Eigentümer vom Staat abgenommen wurde, erhoben wurden. Der Eigentümer musste darüber hinaus sofort und in bar bezahlen, während der Staat für Grund und Boden zumeist nur mit Verzögerung über die Entschädigungsbank zahlte. Das SPŮ erkannte an, dass das mit der Abgabe belastete Vermögen «zur Zeit der Fälligkeit manchmal nicht mehr existiert». Seiner Ansicht nach war dies «weder zu erklären noch zu begründen».³¹

³⁰ Archiv des Aussenministeriums der Tschechischen Republik (im Weiteren nur AMZV), Fonds VI. juristische Sektion 1918–1945 (im Weiteren nur VI. Sektion), der Vorsitzende des staatlichen Bodenamtes Viškovský an die juristische Sektion des tschechoslowakischen Aussenministeriums, Kt.505, 12.10.1921, No. K GZ 23.460.

³¹ Staatliches Gebietsarchiv Třeboň, Abteilung Český Krumlov, Fonds Schwarzenbergische Zentralkommission Hluboká nad Vltavou 1905–1944, Kt. 91, SPŮ (Viškovský) an das Ministerium für Landwirtschaft (streng vertraulich), 11.11.1924, No. 74027/24-I/1.

Die Schweiz konzentrierte sich bei der Verteidigung der Interessen ihrer Bürger ähnlich wie die oben angeführten Staaten auf die rechtlich am leichtesten anfechtbaren Aspekte der Reform. Im Falle der Brüder Georg und Richard von Geymüller, die in der Zeit, in der die Reform begann, gleichzeitig österreichische Staatsbürger waren, gingen die Behörden bei der Verteidigung ihrer Interessen anfangs sehr zögerlich vor. Beim Eidgenössischen Politischen Departement (EPD) war man der Ansicht, das bisherige Vorgehen berechti­ge nicht zu dem Schluss, dass die Eigentumsrechte beschädigt worden seien. Die Enteignung von Grund und Boden an sich galt nicht als Verletzung des Völkerrechts. Ganz sicher nicht positiv wirkte dabei die Tatsache, dass die Geymüllers über eine doppelte Staatsbürgerschaft verfügten. Der Generalkonsul Déteindre war trotzdem überzeugt davon, dass für die Geymüllers eine «angemessene Entschädigung» gefordert werden sollte.³² Hier muss angemerkt werden, dass Bern dieses Vorgehen auch für die Zukunft wählte. Man zweifelte nicht die Reform als solche an, verlangte jedoch eine angemessene Entschädigung für den enteigneten Boden.

Die Geymüllers entschieden sich in dieser Situation richtig, indem sie alles auf die Schweiz setzten und ihre österreichische Staatsbürgerschaft aufgaben, durch Ausbürgerung aus dem österreichischen Staatsverband.³³ Österreich war nach dem Krieg aussenpolitisch schwach und nicht in der Lage, seine Bürger ausreichend zu schützen. Der österreichische Gesandte in Prag, Ferdinand Marek, räumte in einer Meldung an das österreichische Aussenministerium ein: «zusammenfassend kann gesagt werden, dass von den ehemals feindlichen Staaten die deutschen Reichsangehörigen alle Aussicht haben, am Besten behandelt zu werden, auf jeden Falle werden aber österreichische und ungarische Staatsangehörige am ungünstigsten bei Durchführung der Bodenreform abschneiden».³⁴ Für eine Hinwendung zur Schweiz war es aus der Sicht der Geymüllers höchste Zeit, denn 1924 nahm die Bodenreform auf ihren Gütern Fahrt auf. In den Jahren 1923 und 1924 fanden die Enteignungen landwirtschaftlichen Bodens in zwei Wellen statt. Die Eigentümer mussten einen Teil des Bodens auf kleine Pächter übertragen. Die Geymüllers schlossen zwar mit den staatlichen Behörden eine Vereinbarung über die zweite Enteignung vom Sommer 1924 ab. Darin war jedoch vorbehalten, dass die Eigentümer für den enteigneten Boden eine angemessene Kompensation erhalten sollten.³⁵ Die angebotene Kompensation in

³² BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Déteindre, 11.6.1924, No. C 42/111/1 Tsch.–HI.

³³ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Knoll EPD, 3.12.1924.

³⁴ Österreichisches Staatsarchiv Wien, Archiv der Republik, Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten, Fond Gesandtschafts- und Konsulatsarchive, Gesandtschaft Prag, Kt. 61, Marek and das Bundesministerium für Äusseres, 4.5.1922, No. Zl. 16.031.

³⁵ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Knoll EPD, ohne Datum, wahrscheinlich Anfang 1926.

Höhe von knapp 820 Tsd. Kčs betrachteten die Geymüllers als völlig unzureichend, der Marktwert liege um ein Vierfaches höher. Unter Verweis auf die angebliche Nichteinhaltung nicht näher bezeichneter Vereinbarungen seitens des SPÚ verlangten sie daher eine Rückgabe (Restitution) des enteigneten Bodens. Weiter lehnten sie die 1925 und 1926 vom SPÚ gestellten Forderungen ab.³⁶ Im Rahmen der Bodenreform kamen sie dabei auf verschiedenen Wegen (Enteignung, Übertragung auf kleine langjährige Pächter u. a.) bis zum Jahre 1925 um 1'651 ha landwirtschaftlichen Bodens; ihnen verblieben noch etwas mehr als 200 ha.³⁷

Das EPD wandte sich deshalb im März 1925 an die tschechoslowakische Gesandtschaft in Bern mit dem Gesuch, den Geymüllers eine angemessene Entschädigung zuzusprechen und ihnen, so wie sie es selber verlangten, zwei Drittel des bestehenden Grossgutes zu überlassen.³⁸ Während sich Prag mit der Antwort Zeit liess, entwickelten die Geymüllers und das EPD weitere Aktivitäten. Nach Verhandlungen mit dem SPÚ gelang es ihnen, die zugestandene Entschädigung für den enteigneten Grund und Boden im Rahmen des zweiten Arbeitsprogramms leicht zu erhöhen.³⁹ Die Anwälte der Brüder Geymüller sammelten auch weiterhin fleissig Informationen darüber, wie die tschechoslowakischen Behörden die Bodenreform auf den Gütern von Bürgern der Entente umsetzten.⁴⁰ Die Anwälte versuchten, an Unterlagen zu kommen, die belegten, dass die Tschechoslowakei nicht alle Ausländer gleich behandelte. Davon ausgehend wollten sie ein wohlwollenderes Herangehen des SPÚ in ihrem Fall verlangen. Sie widersprachen der vom Staate proklamierten Absicht, einen Teil der Geymüllerschen Wälder zu übernehmen, und argumentierten, diese lägen nicht im Grenzgebiet, an dem die Behörden sonst ein bevorzugtes Interesse gezeigt hätten.⁴¹

Weiter versuchten die Geymüllers, die Aussenminister beider Staaten, Edvard Beneš und Giuseppe Motta, auf den Fall aufmerksam zu machen. Der Schweizer Bundesrat empfing Ende August 1925 die Anwälte der Brüder Geymüller, Dr. Felix Knoll und den Berliner Völkerrechtsspezialisten, Dr. Erwin Loewenfeld. Die beiden übermittelten der Regierung eine schriftliche Zusam-

36 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Knoll EPD, Memorandum 1926, 31. 12. 1926. Es handelte sich um weiteren landwirtschaftlichen Boden und Teiche.

37 AMZV, VI. Sektion, Kt. 505, Georg und Richard Geymüller an Beneš, 15. 10. 1925.

38 AMZV, VI. Sektion, Kt. 505, EPD an die tschechoslowakische Gesandtschaft in Bern, 16. 3. 1925, No. C. 42. Tsch. – KL/KM.

39 Es handelte sich um 7 % Erhöhung auf etwa 922,5 Tsd. Kčs. BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Schaeur (Anwalt) an Geymüller (ohne Konkretisierung, um welche der beiden Miteigentümer es ging), 10. 3. 1925.

40 Interesse hatten sie vor allem am Grossgut Rosice-Veveří, das der britische Bürger Maurice Arnold Baron de Forest besass. BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Vaníček (Anwalt) an Grafen Bernhard Matuschka, 12. 8. 1925.

41 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Knoll EPD, 8. 9. 1925.

menfassung des Falles. Motta unterhielt sich mit Beneš am 19. September 1925 in Genf und informierte die Anwälte persönlich telefonisch noch am selben Tag über das Ergebnis der Verhandlungen. Beneš hatte versprochen, sich den Fall aus Sicht der betroffenen Eigentümer vortragen zu lassen.⁴² Auch danach zeigte Motta ein starkes Interesse an der Sache. Anfang Oktober redigierte er persönlich eine weitere Aufforderung an das tschechoslowakische Aussenministerium, in der er die laufenden Fälle von Schweizer Bürgern zusammenfasste und eine Antwort auf die Note vom März verlangte.⁴³ Es ist nicht klar und lässt sich angesichts des dürftigen Forschungsstandes auch nicht erschliessen, was der Grund für das Interesse Mottas war, das übrigens in den Folgemonaten abflaute. Wahrscheinlich hegte er gegenüber der Bodenreform tiefe innere Vorbehalte. Als konservativer Katholik dürfte er Behauptungen von Kritikern der Reform über deren «bolschewistischen» Charakter unterstützt haben. Deshalb ist Daniel C. Schmid zuzustimmen, dass der Sozialist und Freimaurer Beneš den radikalen Antipoden zu Motta darstellte.⁴⁴

Das tschechoslowakische Aussenministerium hatte bereits vor der Übergabe des Memorandums, offensichtlich unter Berücksichtigung der Schweizer Note vom März 1925, vom SPÚ eine Information über den Verlauf der Bodenreform auf den Gütern der Brüder Geymüller angefordert. Die Behörde verteidigte das Vorgehen und behauptete, sie sei bereit gewesen, im Falle des landwirtschaftlichen Bodens den Eigentümern entgegenzukommen. Diese hätten jedoch den angebotenen Kompromiss abgelehnt, deshalb sei man streng gesetzeskonform vorgegangen. Ausserdem lehnte das SPÚ unter Berufung auf verbindliche Vorschriften ab, die Entschädigung zu erhöhen, und informierte das Aussenministerium, dass der Entscheid über die Art der Durchführung der Waldreform noch ausstehe.⁴⁵

Knoll trat in den nächsten Monaten gegenüber dem EPD so eindringlich auf, dass die Schweizer Diplomaten sein Wirken schliesslich für kontraproduktiv hielten. Déteindre wurde mitgeteilt, dass «Herr Dr. Knoll anlässlich seines letzten Besuches wieder verstanden hat, unsere Geduld in ausserordentlichem Masse in Anspruch zu nehmen, und dass es vielleicht am Platze wäre, seine Auftraggeber gelegentlich darauf aufmerksam machen, dass Ihren Interessen mit dem zudringlichem Gebaren dieses Anwalts wenig gedient ist.»⁴⁶ Über übertriebene Forderungen und den unbegründeten Optimismus der Anwälte und ihrer Klienten

⁴² BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Knoll EPD, 1. 10. 1925.

⁴³ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Motta (eigenhändige Anmerkungen zum Konzept aide mémoire), 4. 10. 1925. Aus dem erhaltenen Archivmaterial wird nicht klar, ob es zu einer Audienz kam.

⁴⁴ Schmid, Dreiecksgeschichten, S. 63.

⁴⁵ AMZV, VI. Sektion, Kt. 505, SPÚ an das Aussenministerium, 15. 10. 1925.

⁴⁶ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Déteindre, 27. 4. 1926, No. C 42 Tsch. –ML.

ten beschwerten sich jedoch nicht nur schweizerische, sondern zum Beispiel auch deutsche Diplomaten.⁴⁷

Die offiziellen tschechoslowakisch-schweizerischen Beziehungen entwickelten sich im Laufe des Jahres 1925 in eine vielversprechende Richtung. Prag antwortete am 20. November endlich auf die schweizerische Note vom März desselben Jahres. Zwar versprach man nichts Konkretes, versicherte aber, die Waldreform werde auf den Geymüller'schen Gütern so schonend wie möglich verlaufen.⁴⁸ Das EPD nahm deshalb an, der Familie eröffne sich der Weg zu direkten Verhandlungen und einer vorteilhaften Vereinbarung.⁴⁹ Im Januar 1926 empfing Beneš Richard Geymüller zu einer Audienz, in deren Verlauf Prag die Bereitschaft zu einem Entgegenkommen zu signalisieren schien.⁵⁰ Die versprochenen Zugeständnisse wurden allerdings nicht eingehalten. Deshalb wandte sich Ende April das EPD erneut an die tschechoslowakische Gesandtschaft und erinnerte an ein angeblich älteres Versprechen.⁵¹ Die tschechoslowakische Gesandtschaft vertrat die Ansicht, die Schweizer hätten das Versprechen Prags falsch interpretiert.⁵² Bern behauptete, Prag habe sich verpflichtet, die Waldreform auf den Gütern der Brüder Geymüller nicht weiter voranzutreiben und eine angemessene Entschädigung für das bereits enteignete Vermögen zu zahlen.⁵³ In diesem Sinne war die offizielle tschechoslowakische Antwort auf die schweizerische Note konzipiert.⁵⁴ Die Geymüllers befürchteten dagegen, das SPÜ werde einen Teil der Wälder zum Verkauf an die finanziell schwachen Gemeinden oder Kreise freigeben. Die Geymüllers ersuchten aus diesem Grunde das EPD, in Prag erneut daran zu erinnern, dass eine angemessene Entschädigung gezahlt werden müsse, deren Höhe das Interesse der Gemeinden und Kreise an einem Kauf dämpfen könnte.

47 In einem internen Material des Reichsministeriums für auswärtige Angelegenheiten wird in diesem Zusammenhang angeführt: «Voraussetzung [...] für einen Erfolg von Verhandlungen [mit dem Staatsbodenamt, VH], die mit unserer Vermittlung stattfinden, ist aber, dass die Gutsbesitzer in ihren Ansprüchen bescheiden sind. Die Rechtslage ist für sie keineswegs so günstig, dass ein Erfolg in Fall der gerichtlichen Durchführung Ihrer Prozesse sicher wäre. Wir haben den Eindruck, dass sich manche von ihnen dessen immer noch nicht genügend bewusst sind.» PAAA, Fonds Gesandtschaft Prag, Kt. 102, Aufzeichnung, 8. 11. 1928, No. 4133/28.

48 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, tschechoslowakische Gesandtschaft an das EPD, 20. 11. 1925, No. 903/25.res.

49 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Knoll, 26. 11. 1925, No. C 42 Tsch. – XL.

50 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Knoll an EPD, 25. 11. 1926.

51 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an die tschechoslowakische Gesandtschaft in Bern, 27. 4. 1926, No. C 42 Tsch. – ML.

52 AMZV, VI. Sektion, Kt. 505, tschechoslowakische Gesandtschaft in Bern an das Aussenministerium, 7. 5. 1926, No. č. j. 415/26/res.

53 AMZV, VI. Sektion, Kt. 505, Landwirtschaftsministerium an Aussenministerium, 29. 7. 1926, No. Č. 45390-XV/8b/1926.

54 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, tschechoslowakische Gesandtschaft an EPD, 29. 9. 1926, No. 752/26 res.

Im Widerspruch zu diesen Hoffnungen kündigte das SPÚ im Juli 1926 den Geymüllers die Bewilligung, auf weiterem land- und forstwirtschaftlichen Grund und Boden zu wirtschaften. Dieser Schritt ging der Enteignung unmittelbar voraus. Die Eigentümer wandten sich deshalb an die tschechoslowakischen Gerichte, wobei sie unter Berufung auf internationale juristische Experten behaupteten, dass «alle Massnahmen der tschechoslowakischen Bodenreform auf Grund des allgemeinen internationalen Privatrechtes als durchaus illegale Akte anzusprechen sind.» In einem Brief an das SPÚ drohten die Geymüllers erneut, falls die Durchführung der Reform nicht augenblicklich gestoppt würde, werde man sich an den Ständigen Internationalen Gerichtshof in Den Haag wenden.⁵⁵ Das EPD bereitete in der Zwischenzeit ein weiteres diplomatisches Eingreifen vor. Trotz der eingereichten Beschwerde schritt das SPÚ schnell voran und begann im Herbst 1926 auf dem neu gekündigten Grund und Boden mit dem Zuteilungsverfahren. Von den ursprünglich zehn landwirtschaftlichen Höfen blieben den Geymüllers drei.⁵⁶ In dieser Situation erwies sich der Einfluss Déteindres als begrenzt. In den Verhandlungen spielte er nur eine untergeordnete Rolle. Das EPD ermahnte ihn Ende 1926, seine Korrespondententätigkeit zu verbessern.⁵⁷

Die Informationen aus Prag waren eine wichtige Grundlage für die Zusammenstellung einer weiteren geplanten neuen Note an die Prager Regierung. In dieser drängte Bern dann darauf, eine komplexe Vereinbarung über die Zukunft des Grossgutes abzuschliessen und während der Verhandlungen darüber die einzelnen Aktionen des SPÚ auf dem Grossgut Kamenice nad Lipou einzustellen.⁵⁸ In der Antwort, die von der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Bern am 9. April 1927 übergeben wurde, wurde angeführt, an den Wäldern auf dem Grossgut Kamenice zeige der Staat zwar bisher kein Interesse, doch könnten diese anderen Interessenten übergeben werden. Prag wolle auch nicht versprechen, dass volle zwei Drittel des Grossgutes bewahrt blieben, wie es die Brüder Geymüller gewünscht hatten.⁵⁹ Das oberste Gericht der Tschechoslowakei lehnte die Revision gegen die oben angeführten Massnahmen zugleich ab.⁶⁰

⁵⁵ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Richard und Georg Geymüller an das SPÚ, 16. 11. 1926.

⁵⁶ Bewertung des Grossgutes Kamenice n./L., ohne Datum, zum 1. 3. 1919, SOA Třeboň, Zweigstelle Jindřichův Hradec, VS Kamenice, Kt. Zusätze.

⁵⁷ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Déteindre, 24. 12. 1926, No. C 42 Tsch. –ML.

⁵⁸ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an die tschechoslowakische Gesandtschaft, 17. 1. 1927, No. C 42 Tschech – OC.

⁵⁹ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, tschechoslowakische Gesandtschaft an EPD, 9. 4. 1927, No. 231/27. res.

⁶⁰ AMZV, VI. Sektion, Kt. 505, (tschechosl.) Oberstes Gericht, Beschluss, 8. 4. 1927, No. Č. j. R I 120/27/1.

Die Einrichtung der Schweizer Gesandtschaft in Prag und ihre Folgen

In dieser nicht sonderlich hoffnungsvollen Lage kam es zu einer Veränderung in der Leitung der Schweizer diplomatischen Mission in Prag. Es wurde eine Gesandtschaft eingerichtet, deren Chef jedoch von Juli 1927 bis Dezember 1936 Gesandter in Polen mit Sitz in Warschau war.⁶¹ Den gesamten Zeitraum über leitete jedoch faktisch a. i. Karl Bruggmann als Geschäftsträger die Prager Mission.⁶² Bruggmann gehörte zu den fähigsten schweizerischen Diplomaten. In der Tschechoslowakei erhielt er erstmals die Möglichkeit, ein eigenständiges diplomatisches Amt zu übernehmen. 1936 wurde er ordentlicher Gesandter. In den Augen seiner Vorgesetzten bewährte er sich. Seine diplomatische Laufbahn fand ihren Höhepunkt zwischen 1939 und 1954, als er als Gesandter in den Vereinigten Staaten tätig war.⁶³

Die Bodenreform scheint auf die Einrichtung der Mission keinen Einfluss gehabt zu haben. Vielmehr war sie eine logische Folge der immer noch intensiven Wirtschaftsbeziehungen.⁶⁴ Diese entwickelten sich in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre zum Nachteil der Eidgenossenschaft, die gegenüber der Tschechoslowakei eine klar passive Handelsbilanz aufwies. Es war offensichtlich, dass man die Kontakte mit Prag intensivieren musste.⁶⁵ Die Schweiz hatte Interesse am Abschluss eines Handelsabkommens; die Beziehungen verkomplizierten sich im Winter 1927 jedoch weiter durch eine Erkrankung des tschechoslowakischen Gesandten in Bern Veverka.⁶⁶

Der neue Gesandte Hans-Albrecht von Segesser führte während seines kurzen Aufenthaltes in Prag auch Gespräche im tschechoslowakischen Aussenministerium über die Bodenreform. Die Tatsache, dass es von Segesser für notwendig hielt, der Bodenreform während seines Kurzbesuchs in Prag, bei dem vor allem Akkreditierungsurkunden überreicht werden sollten, besondere Aufmerksamkeit zu schenken, zeugt von der Bedeutung, die Bern der Angelegenheit beimass.

61 Zu den Umständen der Ernennung von von Segesser und Bruggmann: Schmid, Dreiecksgeschichten, S. 62.

62 BAR, Bestand 2500, Akzession 1000/719, Behältnis 8, Segesser an EPD, 24. 9. 1927, No. I.

63 Diplomatische Dokumente der Schweiz 1848–1978 (Dodis), Informationen zur Person Karl Bruggmanns, online: <https://dodis.ch/P81> (25.4.21).

64 Schmid, Dreiecksgeschichten, S. 62.

65 Diplomatische Dokumente der Schweiz 1848–1975 (Dodis), Bd. 9, Dok. 135, Bern 1980, S. 216–219, Der Vorsteher der Handelsabteilung des Volkswirtschaftsdepartementes, W. Stucki, an den schweizerischen Generalkonsul in Prag, G. F. Déteindre, 22. 12. 1925. Online: <https://dodis.ch/45152> (25.4.21).

66 Dodis, Bd. 9, Dok. 248, S. 424–426, Der Vorsteher des Politischen Departementes, G. Motta, an den tschechoslowakischen Aussenminister, E. Beneš, 8. 2. 1927. Online: <https://dodis.ch/45265> (25.4.21).

Von Segesser wurde zwar gesagt, das SPÚ behandle Ausländer genauso wie tschechoslowakische Staatsbürger, doch dieser Erklärung mass der Gesandte keine grosse Bedeutung bei. Ihm standen nämlich glaubwürdige, jedoch für die Schweizer Grossgrundbesitzer nur inoffizielle Informationen zur Verfügung, wonach insbesondere britische Staatsbürger grosszügig entschädigt wurden. Dem war tatsächlich so. So erhielt beispielsweise der britische Staatsbürger Maurice Arnold de Forest für das Grossgut Rosice-Veveří in Mähren mit einer Fläche von etwa 12'000 ha nach Berichten des britischen Gesandten in Prag, Sir George Clerk, eine sehr anständige Entschädigung in Höhe von 45 Mill. Kronen. Darüber hinaus wurden ihm die Vermögensabgabe und die Vermögenszuwachsabgabe in Höhe von 20 Mill. Kronen erlassen.⁶⁷ Allein die Entschädigung lag etwa doppelt so hoch wie der Durchschnitt.⁶⁸

Angesichts des Mangels an Beweisen (die Bedingungen für die Vereinbarungen mit Forest waren nicht öffentlich) und weil von Segessers britischer Kollege «sich in Schweigen hüllte», konnte der Schweizer Gesandte jedoch für die Geymüllers und weitere Landsleute nicht die gleiche Entschädigung verlangen. Er machte zumindest auf die Tatsache aufmerksam, dass es nur wenige von der Bodenreform betroffene Schweizer gab und es somit kein Problem sein sollte, ihnen entgegenzukommen. Prag war jedoch nicht bereit, so grosszügig vorzugehen wie im Falle der Briten. Von Segesser behauptete, nicht ganz den Tatsachen entsprechend, Beneš' Vertrauter, der Gesandte Kamil Krofta, das Aussenministerium oder gar die gesamte tschechoslowakische Regierung hätten auf das SPÚ keinen besonders grossen Einfluss.⁶⁹

Die Verhandlungen wurden gleichzeitig auch auf der Ebene der beiden Aussenminister geführt. Im September 1927 sprach Bundesrat Motta erneut mit Minister Beneš und bat ihn um eine friedliche Beilegung des Streits.⁷⁰ Offensichtlich wurde die schweizerische Politik im Laufe des Jahres 1927 gegenüber der Tschechoslowakei aktiver. Bereits im Februar wurde ein bilaterales Handelsabkommen abgeschlossen, es folgte die Ernennung des Gesandten in Prag, gleichzeitig zeigte Bern ein deutliches Interesse an der Klärung der Problematik der Bodenreform auf den Gütern von Schweizer Bürgern. Zur Deutung dieser Vorgänge müssen die breiteren Zusammenhänge der tschechoslowakischen Bodenreform im internationalen Massstab herangezogen werden. Prag hatte nämlich im Januar 1927 eine ernste diplomatische Niederlage erlitten, als sich

67 The National Archives, Kew, Reference FO 478/12, Czechoslovakia Annual Reports, 1912–1935, Clerk an A. Chamberlain, Annual Report 1925, 8.3.1926, No. 87.

68 AMZV, VI. Sektion, Kt. 510, SPÚ, interne Mitteilung, 21.12.1929, No. k č. j. 166.446/29 – Z.

69 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, von Segesser EPD, 19.9.1927, No. 3535.

70 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Loewenfeld Burckhardt, 19.9.1927. Einer handschriftlichen Randbemerkung zufolge soll Motta mit Beneš am 24.9.1927 gesprochen haben.

das ungarisch-rumänische gemischte Schiedsgericht, das auf der Basis des Friedensvertrags von Trianon eingesetzt worden war, von sich aus für zuständig erklärte, die Streitfälle, die sich aus der Durchführung der rumänischen Bodenreform auf den Gütern ungarischer Güter (der sog. Optanten) ergeben hatten, zu klären.⁷¹ Dasselbe drohte nun der Tschechoslowakei im Falle des tschechoslowakisch-ungarischen gemischten Gerichts. Dies hatte auch Auswirkungen auf Streitfälle, die wegen der Bodenreform auf den Gütern reichsdeutscher Eigentümer vor dem deutsch-tschechoslowakischen Gericht ausgetragen wurden. Dieses war auf der Basis des Vertrags von Versailles eingesetzt worden. Prag konnte sich vor allem nicht sicher sein, ob die Gerichte die Entschädigungen für enteignetes Vermögen für zureichend ansehen würden. Gegenüber dem deutschen Gesandten in Prag, Walter Koch, sahen sich die Behörden in die Enge getrieben und behaupteten tatsächlich, die betroffenen «englischen, französischen, schweizerischen, niederländischen, italienischen, jugoslawischen und rumänischen Staatsangehörigen» hätten sich «der Bodenreform unterzogen und sich mit der festgelegten Entschädigung zufriedengegeben».⁷² Rumänien zog aus dem gemischten Gericht seinen Richter ab und übergab den Streit dem Völkerbund, dessen Rat im März 1927 das sogenannte Komitee der drei einsetzte, das ein Vorgehen empfehlen sollte, um den Streit über die Durchführung der rumänischen Bodenreform auf dem Vermögen der ungarischen Optanten beizulegen.⁷³

Motta versuchte offensichtlich, die Schwächung der Position der Tschechoslowakei zur Durchsetzung von Schweizer Interessen zu nutzen. Das Komitee der drei entschied zwar schliesslich zugunsten Rumäniens. Sein Bericht vom 17. September 1927 stellte im Grunde fest, der Friedensvertrag von Trianon schliesse die Durchführung einer allgemeinen Bodenreform auf den Gütern ungarischer Bürger in Rumänien nicht aus.⁷⁴ Trotz des Erfolgs im rumänisch-ungarischen Streit hielt Beneš den Bericht des Komitees der drei für nicht massgeblich in Bezug auf die anderen Konflikte ausländischer Staatsangehöriger. Gerade im September 1927 äusserte er bei einer Verhandlung mit dem Ministerialdirektor in deutschen Aussenamt, Friedrich Gaus, die Bereitschaft, über eine aussergerichtliche Beilegung des Streits mit reichsdeutschen Staatsangehörigen zu verhandeln.⁷⁵ Er stellte als einzige, leicht zu erfüllende Bedingung, dass der Konflikt im Rahmen der tschechoslowakischen Gesetze angegangen werden sol-

71 Karl Strupp (Hg.), Wörterbuch des Völkerrechts und der Diplomatie, Bd. III, Vasallenstaaten – Zwangsverschickung, Stichwort Ungarisch-Rumänischer Optantenstreit, Berlin 1929, S. 1109.

72 Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (im Weiteren nur PAAA), Bestand R, Signatur 74056, Koch AA, 12. 8. 1927, No. B VI 8 g.

73 Ebd., S. 1109. Mitglieder des Komitees waren Vertreter Grossbritanniens (Austen Chamberlain), Chiles und Japans.

74 Strupp, Vasallenstaaten – Zwangsverschickung, S. 1109.

75 PAAA, Bestand R, Signatur R 74056, Göppert (Genf) AA, 20. 9. 1927, No. fehlt.

le.⁷⁶ Es war nämlich möglich, völlig legal den Weg eines Erlasses von Steuern und Abgaben zu beschreiten.⁷⁷ Auch wenn nicht behauptet werden kann, dass Motta über diese Verhandlungen informiert war, so ist es doch bemerkenswert, dass die schweizerische Initiative parallel zur deutschen erfolgte.

Obwohl die Schweiz als neutraler Staat eine andere Position als Deutschland hatte, war Prag bereit, die Bodenreform auf den Gütern der schweizerischen Bürger unter ähnlichen Bedingungen wie auf jenen deutscher Bürger durchzuführen. Der Chargé d'affaires Bruggmann verhandelte im Herbst 1927 wiederholt in der Angelegenheit der Geymüllers und weiterer von der Reform betroffener Schweizer beim tschechoslowakischen Aussenministerium. Er war skeptisch bezüglich der Möglichkeit, Prag mit neuen offiziellen Interventionen zu weiteren Zugeständnissen zu bewegen. Stattdessen wollte er selbst direkt mit dem SPÚ verhandeln und die Causa mit einem günstigen Kompromiss zu Ende bringen. Insbesondere im Falle der Brüder Geymüller kritisierte Bruggmann das bisherige Vorgehen ihrer Anwälte. Er war der Ansicht, in dieser Causa seien zu viele Akteure mit unterschiedlichen Standpunkten involviert. Insbesondere Knoll warf er eine enge Zusammenarbeit mit reichsdeutschen und österreichischen Grossgrundbesitzern vor, denn «dadurch werden die Aussichten für die Schweizer nicht verbessert.» Er nahm an, dass Schweizer Bürger sich «möglichst unauffällig» mit den zuständigen Behörden einigen sollten.⁷⁸ Bruggmann zweifelte die bisherige enge Verbindung der schweizerischen Eigentümer mit dem Verband der deutschen, d. h. deutschböhmischen Grossgrundbesitzer in der Tschechoslowakischen Republik an. Die Schweizer waren seiner Ansicht nach mit dem Verband «auf Gedeih und Verderb verbunden».⁷⁹ Von den Brüdern Geymüller verlangte er, sie sollten mit den tschechoslowakischen Behörden grundsätzlich über einen tschechischen Anwalt verhandeln. Besonders fragwürdig erschien ihm die Teilnahme von Dr. Loewenfeld, der in eine Reihe von Streitfällen reichsdeutscher und österreichischer Eigentümer mit tschechoslowakischen Behörden verwickelt war.⁸⁰ In dieser Ansicht besass er die volle Unterstützung des EPD.⁸¹

Genauso offen äusserte Bruggmann seine Haltung gegenüber Beamten des tschechoslowakischen Aussenministeriums. Er räumte ein, dass die schweizeri-

⁷⁶ Beneš räumte auch noch eine weitere Möglichkeit ein, und zwar den Fall dem Ständigen Internationalen Gerichtshof vorzulegen, wie es die Schiedsvereinbarung vorsah. PAAA, Bestand R, Signatur 74056, Fazy an Lenhard, 18. 9. 1927.

⁷⁷ PAAA, Bestand R, Signatur 74056, Martius (AA), Aufzeichnung, 27. 9. 1927, No. VM 4596.

⁷⁸ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Bruggmann an EPD, 5. 11. 1927, No. 3894.

⁷⁹ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Bruggmann an EPD, 23. 11. 1927, No. 4465/8-a-III-d/B.

⁸⁰ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Bruggmann an EPD, 5. 12. 1927.

⁸¹ Auch das EPD war der Ansicht, dass die Geymüllers weiter nur von einem Anwalt tschechischer Nationalität vertreten werden sollten. BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Bruggmann, 14. 12. 1927, No. C 42 Tschech. – OC.

schen Eigentümer bisher in unangebrachter Art und Weise mit dem SPÚ verhandelt hätten, «d.h. ohne zu versuchen, sich mit diesem über die Art der Durchführung der Bodenreform zu einigen, haben sie das SPÚ mit Eingaben von Anwälten (einschliesslich solchen aus Berlin) überhäuft, in denen vor allem mit dem Völkerrecht operiert wurde.»⁸² Das Aussenministerium vereinbarte für Bruggmann eine Audienz beim Präsidenten des SPÚ und ermöglichte dadurch, direkte Verhandlungen aufzunehmen.⁸³ Der Präsident des SPÚ Jan Voženík war bereit, den schweizerischen Anliegen entgegenzukommen, doch er befürchtete, das milde Vorgehen des SPÚ könne zu einem Präjudiz in Fällen anderer betroffener Grossgrundbesitzer mit ausländischer Staatsangehörigkeit werden.⁸⁴ Die Vertraulichkeit der Verhandlungen war somit eine grundlegende Voraussetzung für deren Erfolg. Prag beschloss, den Weg zu einer Einigung zu ebnen.⁸⁵

In den nächsten Monaten trafen die Schweizer Grossgrundbesitzer mit dem SPÚ eine Vereinbarung bezüglich der Durchführung der Reform. Bruggmann engagierte sich in der Sache nicht mehr direkt. Im Februar 1929 konnte er jedoch auch in diesem Bereich einen Erfolg vermelden. Die Geymüllers schlossen mit dem SPÚ eine sogenannte Generalvereinbarung zur Bodenreform. Der Vereinbarung zufolge wurden ihnen 3'018 ha überlassen und aus der Pfändung ausgeklammert. Das EPD war mit dem Ergebnis zufrieden. Die Vereinbarung sei «anscheinend für die Interessenten nicht ungünstig ausgefallen».⁸⁶

Der Fall war damit noch nicht endgültig beigelegt. Man musste sich beispielsweise noch über die Entschädigung von bereits vorher enteignetem landwirtschaftlichen Boden mit einer Fläche von 645 ha einigen. Auf Anraten der Schweizer Gesandtschaft verlangten die Geymüllers zwar eine bescheidene Entschädigung von 1,2 Millionen Kronen, also knapp 2 Tsd. Kč/ha, doch auch dieser Betrag erschien dem SPÚ zu hoch. Die Verhandlungen zogen sich anfänglich hin. Erst 1932 wurde eine Entschädigung festgesetzt, auf fast 986 Tsd. Kronen für den im Rahmen des zweiten Arbeitsprogramms im Jahre 1924 enteigneten Grund und Boden sowie auf mehrere Zehntausend Kronen für Teiche, die das SPÚ im Jahre 1926 verlangt hatte.⁸⁷ Die Entschädigungssumme erreichte bei

82 AMZV, VI. Sektion, Kt. 505, Pro domo, 4. 11. 1927.

83 Ebd.

84 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Bruggmann, 14. 12. 1927, No. C 42 Tschech. – OC.

85 Zur selben Zeit wurden auch die Verhandlungen mit Deutschland intensiviert, die im Januar 1929 in eine Vereinbarung über die Art der Klärung der Bodenreform auf den Gütern reichsdeutscher Staatsangehöriger mündete. PAAA, Bestand R, Signatur 74059, Wersche, Aufzeichnung betreffend den deutsch-tschechoslowakischen Agrarstreit, 30. 12. 1929, No. fehlt.

86 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Bruggmann, 11. 2. 1929, No. C 42 Tsch. – TS.

87 NA, SPÚ-VS, Kt. 1507, Vereinbarung über den Übernahmepreis, 29. 1. 1932, No. GZ 7.390/32-II/4.

Weitem nicht die Höhe der Verbindlichkeiten. Allein die Vermögensabgaben wurden auf mehr als 8 Millionen Kronen angesetzt.⁸⁸

Die Ergebnisse der Bodenreform auf dem Geymüller'schen Grossgut Kamenice nad Lipou entsprachen also der üblichen Art, in der die Reform auf Gütern tschechoslowakischer Staatsbürger durchgeführt wurde. Es blieben nur etwa 250 ha landwirtschaftlichen Bodens übrig, auch die Wälder blieben nicht in einem höheren Masse als üblich verschont. Ebenso verhielt es sich mit der Entschädigung für enteigneten Grund und Boden. Besser sah die Situation jedoch steuerlich aus. Hier hatten die tschechoslowakischen Behörden am meisten Spielraum, wie sie innerhalb der gesetzlichen Grenzen die unzulängliche Entschädigung für enteigneten Grund und Boden kompensieren konnten. Im Jahre 1936 beschloss das Finanzministerium, einen Teil der geschuldeten Steuern und Abgaben zu erlassen. Von ursprünglich fast 5 Millionen Kronen wurde die Schuld auf 2 Millionen Kronen gesenkt. Die Lage war trotzdem unbefriedigend. Die landwirtschaftliche Produktion blieb nach der Durchführung der Reform gering, auch infolge der Wirtschaftskrise. Die zum Grossgut gehörenden Ziegeleien und Brauerei blieben ohne Nettoertrag.⁸⁹

Maria Judyta von Steiger-Münsingen hatte mit ähnlichen Problemen zu kämpfen wie die Geymüllers. Das Grossgut Hajná Nová Ves wurde noch zu ihren Lebzeiten in zwei etwa gleich grosse Teile unterteilt. Das erste verblieb mit allen Wäldern (allein etwa 200 ha) im Besitz von von Steiger. Der zweite Teil, der fast ausschliesslich aus landwirtschaftlichem Grund und Boden bestand, sollte ihren minderjährigen Enkeln, den Kindern ihrer Tochter Maria Eugenia verheiratete Gräfin von Walterskirchen, zufallen. Baronin von Steiger behielt sich jedoch das Nutzungsrecht für diese Felder vor.⁹⁰ Die Übertragung wurde auch nicht behördlich in die Grundbücher eingetragen. Sie verhandelte alleine mit dem Staat über die Zukunft des gesamten Grossgutes. 1924 einigte sich von Steiger unter Druck mit dem SPÚ auf die Abgabe von 279 Katastralmorgen Boden. 1925 verlangte das SPÚ zudem weitere mehr als 200 Katastralmorgen zum sogenannten freihändigen Verkauf.⁹¹

Anfang 1926 hatte sich jedoch die Lage auf dem Grossgut von Maria von Steiger derart zugespitzt, dass dem EPD nichts anderes übrigblieb als einzugreifen. Das EPD war bereit, sich für eine höhere Entschädigung einzusetzen und eine entsprechende Note nach Prag zu senden.⁹² Diese wurde am 4. Mai 1926

⁸⁸ NA, SPÚ-VS, Kt. 1507, Brábek (Anwalt der Brüder Geymüller) SPÚ, 30. 1. 1929.

⁸⁹ Steuerverwaltung in Kamenice nad Lipou an die Direktion des Grossgutes, 23. 4. 1937, No. GZ 7 Gei aus dem Jahre 1937, SOA Třeboň, Zweigstelle Jindřichův Hradec, VS Kamenice, Kt. Zusätze.

⁹⁰ BAR, Bestand E2200.190-03, Akzession 1000/318, Behältnis 8, Grundbesitz der Frau Br. Marie Steiger-Zamoyska in der čechoslov. Republik, ohne Datum (Anfang 1924). Es ging um Maximilian, Christoph und Margarethe Walterskirchen.

⁹¹ AMZV, VI. Sektion, Kt. 508, SPÚ an Aussenministerium, 30. 8. 1928, No. 101.772/28 - Z.

⁹² BAR, Bestand E2200.190-03, Akzession 1000/318, Behältnis 8, Déteindre von Steiger, 24. 3. 1926.

übergeben.⁹³ In der Antwort vom 2. Juli 1926 behauptete Prag, Schweizer Bürger hätten keinen Anspruch auf eine höhere Entschädigung als tschechoslowakische Staatsbürger und unterlägen dem Entschädigungsgesetz. Im Sommer und im Herbst 1926 sah so die Lage für von Steiger nicht rosig aus. Sie erreichte im Juli 1926 zwar eine Einigung mit dem SPÚ. Dieses versprach, den restlichen Boden und weitere etwa 55 Kat.-Morgen, die es ursprünglich hatte enteignen wollen, aus der Pfändung zu entlassen. Mitte Dezember 1926 starb die Baronin, ihre Erbin war ihre Tochter Marie Eugenie, die sich von ihrem Mann, einem österreichischen Staatsbürger, hatte scheiden lassen. Der Kanton Bern gab der Gräfin bereits im August 1926, also noch vor dem Tod ihrer Mutter, die Schweizer Staatsangehörigkeit zurück.⁹⁴ Im Februar 1929 heiratete sie jedoch einen italienischen Staatsbürger. Den damaligen schweizerischen Gesetzen zufolge büsste sie dadurch ihre Schweizer Staatsbürgerschaft ein. Die für die Prager Vertretung der Eidgenossenschaft so unangenehme Angelegenheit war damit vorzeitig beendet.⁹⁵ Das Bodenamt überliess der Tochter schliesslich 1'179 Kat.-Morgen Grund und Boden, davon 580 Morgen landwirtschaftlichen Bodens. Es handelte sich um etwas weniger als die Hälfte der ursprünglichen Fläche des Grossgutes. Angesichts dessen, dass das Grossgut überwiegend in einem fruchtbaren Gebiet der Südslowakei lag, kann man dieses Ergebnis als Erfolg betrachten. Die Eigentümerin sah dies jedoch anders und führte den Rechtsstreit mit dem tschechoslowakischen Staat als italienische Staatsbürgerin, unter ihrem neuen Namen Savioli, bis Ende der dreissiger Jahre weiter.⁹⁶

Die letzten schweizerischen Grossgrundbesitzer in der Tschechoslowakei waren wie erwähnt der Schweizer Generalkonsul in Prag Gérold Déteindre und seine Frau Hanna. Bern intervenierte im März 1925 tatsächlich in Déteindres Interesse, analog wie bei den übrigen Schweizer Grossgrundbesitzern.⁹⁷ Ob Prag auf die Note antwortete, ist unklar. Déteindre selbst hatte dazu paradoxerweise keine Informationen.⁹⁸ Das Ergebnis der Verhandlungen mit dem Bodenamt widersprach seinen Vorstellungen. Von den 447 ha, die ihm nach der Übertragung des Bodens an langjährige Pächter und Andere geblieben waren, musste er nämlich fast 145 ha Grund und Boden abgeben.⁹⁹ Das EPD machte den General-

93 AMZV, VI. Sektion, Kt. 508, Déteindre an das tschechosl. Aussenministerium, 4. 5. 1926, No. 1620.

94 BAR, Bestand E2200.190–03, Akzession 1000/318, Behältnis 8, W. von Steiger EPD, 19. 5. 1927.

95 BAR, Bestand E2200.190–03, Akzession 1000/318, Behältnis 8, W. von Steiger EPD, 27. 2. 1929, No. fehlt.

96 AMZV, VI. Sektion, Kt. 508, Informationen, ohne Datum, wahrscheinlich 1937.

97 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Déteindre, 25. 3. 1925, No. C 42 Tsch. –KL.

98 BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Déteindre an EPD, 21. 12. 1925, No. 5857/25.

99 NA, SPÚ-VS, Kt. 1130, SPÚ, Vereinbarung über den Umfang der Übernahme landwirtschaftlichen Grund und Bodens. Grossgut Stekník, 17. 12. 1925, No. 146.238/25.

konsul darauf aufmerksam, man werde nur dann eingreifen, wenn die Entschädigung tatsächlich unzureichend sei, «während gegen die Enteignung an sich nicht wohl etwas eingewendet werden kann».¹⁰⁰ Der enteignete Grund und Boden wurde den Zuteilungsempfängern bereits im Oktober 1926 übergeben.¹⁰¹

In einer weiteren Phase der Diskussionen mit dem Bodenamt ging es Déteindre deshalb um eine möglichst hohe Entschädigung. Ursprünglich bot das SPÚ Déteindre eine Entschädigung in Höhe von 392 Tsd. Kč an. Der ehemalige Generalkonsul betrachtete diese als unzulänglich, das SPÚ erhöhte sie danach auf 650 Tsd. Kčs.¹⁰² Dies war ein ungewöhnlicher Schritt. Déteindre hielt jedoch die nur wenig erhöhte Entschädigung für nicht ausreichend. Im November 1928 gelang es ihm, eine weitere Erhöhung zu erreichen, und zwar auf endgültige 750 Tsd. Kč, also etwa 5'000 Kč pro Hektar.¹⁰³ Im zeitgenössischen Kontext war dies eine aussergewöhnlich hohe Entschädigung.

Bruggmann war mit diesem Ausgang der Verhandlungen sehr zufrieden, denn im Vergleich mit qualitativ ähnlichen Grundstücken handelte es sich um die höchste im Bezirk erreichte Entschädigung. Déteindre wollte zwar ursprünglich noch mehr verlangen. Nach einer Beratung mit dem Verband der deutschen Grossgrundbesitzer nahm er das Angebot jedoch an.¹⁰⁴ Déteindres Fall zeigt, dass die Rückendeckung durch die Schweizerische Eidgenossenschaft vor allem in der Diskussion um die Entschädigungshöhe eine wesentliche Rolle spielte.

Zusammenfassung

Die Schweiz verhielt sich in den Konflikten um die tschechoslowakische Bodenreform insgesamt recht entgegenkommend. Die Reform bedeutete keine schwerwiegende Belastung für die diplomatischen Beziehungen zur Tschechoslowakei. Das Thema war für Bern vor allem 1927 aktuell. Der Bund wusste die Probleme Prags bei der Verteidigung der Bodenreform auf internationalem Terrain zu nutzen, um eine Kompromisslösung in den strittigen Fragen durchzusetzen. Einer der Gründe für diesen Erfolg der Schweizer Diplomatie war, dass die Dimension des Grundbesitzes schweizerischer Bürgerinnen und Bürger mit etwa 7'500 ha relativ gering war. Ausserdem anerkannte Bern das Recht der Tschechoslowakei, auf ihrem Gebiet jegliches Vermögen zu enteignen, einschliesslich das von Aus-

¹⁰⁰ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, EPD an Déteindre, 30.12.1925, No. C 42 Tsch. –KL.

¹⁰¹ NA, SPÚ-VS, Kt. 1130, Zuteilungskommissar des SPÚ, 1.3.1927, No. GZ 3319/23.

¹⁰² BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Bruggmann an EPD, 25.7.1928, Nol. 8-a-III-d/W./3178.

¹⁰³ NA, SPÚ-VS, Kt. 1130, Vereinbarung über den Übernahmepreis, 13.11.1928, No. GZ 156.942/28-II/6.

¹⁰⁴ BAR, Bestand E 2001 C, Akzession 1000/1531, Behältnis 97, Bruggmann an EPD, 13.11.1928, No. 8-a-III-d/B./4339.

ländern. Man focht deshalb nur die Höhe der Entschädigung an. Entschädigungsfragen bildeten den wichtigsten strittigen Punkt in den Auseinandersetzungen mit den tschechoslowakischen Behörden. Diese waren sich der entsprechenden Schwäche der Bodenreform bewusst und versuchten deshalb, den schweizerischen Eigentümern – und nicht nur diesen – entgegenzukommen. Die bedeutendsten Grossgrundbesitzer, die von Geymüllers, erstritten sich deutliche Steuererleichterungen. Der ehemalige Schweizer Honorar-Generalkonsul in Prag, Gérold Déteindre, sogar eine deutlich höhere Entschädigung als üblich. Die dritte Eigentümerin, Marie von Walterskirchen, erlangte Ende der 1920er Jahre die italienische Staatsangehörigkeit, deshalb wurde dieser Fall von der Schweizer Diplomatie nicht weiterverfolgt. Das aus Sicht Berns sehr zufriedenstellende Ergebnis war unter anderem den geduldigen Bemühungen des schweizerischen Geschäftsträgers in Prag, Karl Bruggmann geschuldet, der die Sache diskret und unabhängig von Angelegenheiten anderer betroffener Ausländer in der Tschechoslowakei regelte. Er nutzte dabei die Bereitschaft der tschechoslowakischen Behörden, zusammen mit den ausländischen und somit auch schweizerischen Eigentümern auf einen Kompromiss einzugehen. Prag stand von verschiedenen Seiten unter Druck. Die tschechoslowakischen Behörden versuchten den Druck zu verringern, indem sie bilaterale Lösungen mit einzelnen Regierungen aushandelte und damit die Liste der Beschwerdeführer entlastete. In erster Linie ging es um die Staaten der siegreichen Entente. Deutliche Erleichterungen erzielten auch reichsdeutsche und Staatsbürger der neutralen Schweiz.

Václav Horčíčka, Univerzita Karlova (Charles University), Filozofická fakulta (Faculty of Arts), Nám. J. Palacha 2, 116 38 Praha 1, Tschechien, vhorcicka@volny.cz

Entre migration et formation : les étudiant·e·s réfugié·e·s à l'épreuve de la démocratie directe zurichoise

Matthieu Gillibert

Between migration and education: testing refugee students in Zurich's direct democracy

This article analyses the political confrontation and the arguments of the 1976 Zurich cantonal referendum campaign against educational aid for refugees («Ausbildungshilfe für Flüchtlinge»). This instance of direct democracy sheds light on an important issue because it enabled students, who had become more politicised in the aftermath of 1968, to commit themselves locally in the name of international solidarity, which had been in vogue since decolonization. On the other hand, the victory of the campaigners against aid to refugee students showed that academic mobility, a cardinal value in the history of the university, was confronted with other debates, in this case on migration. This moment is thus revealing of a period of withdrawal from foreign students, at a time of university massification. More broadly, this study shows the interest of revisiting the history of the university in a social and transnational perspective.

Depuis le pic du nombre d'immigrant·e·s en Suisse en 2015, les initiatives universitaires, en particulier étudiantes, comme «Offener Hörsaal» à l'Université de Bâle, se sont multipliées pour venir en aide à des étudiant·e·s réfugié·e·s. Inscrites dans un contexte transnational et fruit d'une histoire – pensons au mouvement des «sanctuary campus» aux États-Unis qui démarre dans les années 1980 –,¹ ces actions constituent des formes de solidarité entre pairs face aux situations particulièrement périlleuses vécues par des étudiant·e·s pris dans une mobilité contrainte. Si cette résistance se constitue parfois contre des régimes officiels de migrations, elle doit dans certains cas faire face à des groupes politiques xénophobes.

C'est ce qu'illustre l'étude du référendum cantonal de Zurich contre une aide à l'éducation pour les réfugié·e·s («Ausbildungshilfe für Flüchtlinge») de 1976. La somme de 1,7 million de francs suisses,² acceptée par le parlement cantonal, a été combattue avec succès par le parti d'extrême-droite *Nationale Aktion*. Cette campagne pousse des étudiant·e·s solidaires de leurs camarades réfugiés à s'engager dans ce combat politique. Elle s'insère dans le contexte plus large des disputes politiques autour de la migration, virulentes, mais qui entrent

1 Adeline Montel, Une brève histoire du «Sanctuary movement»: les réfugiés d'Amérique Centrale aux États-Unis, in: *Revue Française d'Études Américaines* 41/1 (1989), pp. 329–334.

2 L'équivalent de 3,44 millions de francs suisses en 2019.

dans une courte phase de dépolitisation dans les années 1975–1979.³ Quels ont été les instruments de mobilisation de part et d'autre? Pourquoi une majorité de citoyen·ne·s d'un pays, en l'occurrence d'un canton, qui a une tradition d'accueil d'étudiant·e·s exilé·e·s depuis le 19^e siècle, refuse-t-elle un montant relativement modeste?

Alors que ce référendum n'a encore fait l'objet d'aucune recherche, cet article contribue à comprendre un épisode qui éclaire une période peu connue dans l'histoire des mouvements estudiantins en Suisse, au lendemain de 1968. Les historien·ne·s ont montré que ces mouvements sont influencés par les transformations de la culture politique du pays, en particulier la diversification des mouvements sociaux,⁴ et qu'ils expérimentent une gauchisation des organisations représentatives.⁵ Cet article offre un nouvel éclairage sur ces engagements en soulignant leur apport à l'évolution des universités et l'importance de croiser cette thématique avec l'histoire des migrations. Les universités suisses se sont développées grâce à la présence d'étudiant·e·s étranger·e·s et réfugié·e·s. Or, les interactions sociales avec leurs camarades suisses ont été peu étudiées. Comme le montre ce cas, ces échanges ont pourtant suscité des mobilisations importantes et ont contribué à renforcer l'engagement des étudiant·e·s dans la vie politique. Cette mobilisation fait donc écho aux actions de solidarité, visibles aujourd'hui dans nos universités.

Ces récentes formes de solidarité ont intéressé des sociologues qui se sont penchés sur les négociations menées avec différents acteurs institutionnels au sein de l'université – services académiques, admissions, services sociaux – pour permettre aux étudiant·e·s réfugié·e·s de continuer leur formation.⁶ Ces travaux montrent que la Suisse, par rapport aux pays voisins, se distingue par une approche très élitiste de l'accès aux études supérieures. En privilégiant l'accueil d'individus qui seront employables en Suisse, les autorités de ce pays visent à limiter les coûts du système de formation. Ces chercheur·euse·s invitent donc à prendre en compte deux niveaux d'analyse: les politiques académiques d'accueil

3 Gianni D'Amato, Damir Skenderovic, *Mit dem Fremden politisieren: rechtspopulistische Parteien und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren*, Zürich 2008, pp. 39–40.

4 Damir Skenderovic, Christina Späti, *Les années 68: une rupture politique et culturelle*, Lausanne 2012, pp. 176–180.

5 À Zurich, en 1975, toutes les facultés hormis celle de droit ont une majorité de gauche au grand conseil des étudiants. «Victoire de la gauche aux élections universitaires», in: *Journal de Genève*, 15.2.1975, p. 7.

6 Laure Sandoz, *Mobilities of the Highly Skilled towards Switzerland. The Role of Intermediaries in Defining «Wanted Immigrants»*, Cham 2019, p. 23; Katrin Sontag, *Refugee Students' Access to Three European Universities: An Ethnographic Study*, in: *Social Inclusion* 7/1 (2019), pp. 71–79; Gaële Goastellec, *Refugees' access to higher education in Europe*, in: Marie-Agnès Détourbe (éds), *Inclusion through access to higher education: Exploring the dynamics between access to higher education, immigration and languages*, Rotterdam 2018, pp. 21–38.

et la concurrence internationale pour attirer une main d'œuvre hautement qualifiée sur le marché du travail.⁷

D'autres recherches s'intéressent au poids des discriminations dont ces étudiant-e-s peuvent souffrir à cause de statuts plus précaires. Elles analysent leurs trajectoires en provenance de pays extra-européens et leurs difficultés à faire reconnaître leurs diplômes⁸. Elles éclairent également l'évolution et l'impact des représentations dans les politiques d'accueil.⁹ Si ces analyses convergent pour montrer que dès le milieu des années 1970, après une décennie de massification universitaire, s'ouvre une phase de remise en question des mobilités académiques, elles n'abordent pas le rôle des étudiant-e-s suisses dans un débat qui croise politique universitaire et questions migratoires.

Une perspective approfondie de longue durée manque également pour mesurer continuités et ruptures dans l'accueil des étudiant-e-s depuis le tournant du 20^e siècle, moment charnière où les universités suisses se sécularisent et connaissent une importante croissance des effectifs d'étudiant-e-s: les étranger-e-s sont alors majoritaires. Des recherches sont actuellement en cours pour écrire une histoire transnationale des universités helvétiques qui prend en compte le refuge académique.¹⁰

La présente étude s'insère également dans une historiographie plus large, même si ce champ constitue pour l'instant un «vaste chantier d'histoire globale».¹¹ Pour la période de la Guerre froide, plusieurs études portent sur les importants programmes d'aide aux étudiant-e-s exilé-e-s, soutenus souvent par les

7 Yvonne Riaño, Annique Lombard, Etienne Piguet, How to explain migration policy openness in times of closure? The case of international students in Switzerland, in: *Globalisation, Societies and Education* 16/3 (2017), pp. 295–307.

8 Claudio Bolzman, Ibrahima Guissé, Étudiants du «Sud» en Suisse romande: de la précarité lors des études aux risques de brain waste dans le cadre de la mobilité internationale, in: *Journal of international Mobility* 5/1 (2017), pp. 133–156.

9 Matthieu Gillibert, Yvonne Riaño, Représenter les étudiant-e-s extra européen-ne-s dans le discours politique Suisse du 20^e et 21^e siècle: des agents de l'attractivité des jeunes universités suisses aux garants de la compétitivité internationale, in: *Géo-Regards* 10 (2017), p. 11–29; Alessandra Keller-Gerber, D'étudiant étranger à travailleur étranger hautement qualifié en Suisse. «Être dit» dans la presse et «(se) dire» dans des récits d'établissement, Bern 2016.

10 Une approche diachronique existe sur les étudiant-e-s étranger-e-s en Suisse: Carmen Flury, Thomas Ruoss, Christina Rothen, Studierendenmobilität aus einer Langzeitperspektive. Ausländische Studierende an Schweizer Universitäten im 20. Jahrhundert, in: *traverse. Revue d'histoire* (2018), pp. 57–71. Sur l'accueil des réfugié-e-s dans les universités suisses, des recherches menées actuellement portent sur une période antérieure à celle du présent article, telles que la thèse de doctorat de Marino Ferri, *Flüchtlinge als Student*innen an Schweizer Hochschulen, 1946–1975*, <http://p3.snf.ch/project-184374> (consulté le 22.7.2020) et un projet de recherche, dirigé par Stéphanie Mahrer, intitulé «Wissenschaft transnational. Die Schweiz und die akademischen Zwangsmigranten 1933 bis 1950», <http://p3.snf.ch/project-179819> (consulté le 22.7.2020).

11 Guillaume Tronchet, L'accueil des étudiants réfugiés au 20^e siècle, in: *Monde(s)* 15/1 (2019), pp. 93–116.

fondations philanthropiques américaines.¹² La présente contribution montre toutefois qu'une microanalyse de ce phénomène migratoire révèle les importantes difficultés rencontrées par des étudiant-e-s qui circulent en dehors de ces programmes et qui doivent faire face à des discriminations au niveau local.

Cette échelle d'analyse repose sur un double croisement des sources. D'une part, des documents produits par les étudiant-e-s – revues étudiantes, archives d'organisations – sont complétés par des sources institutionnelles. D'autre part, comme il s'agit d'une votation et donc d'un débordement de ces questions dans l'espace public, une attention particulière est portée sur les productions médiatiques à propos des étudiant-e-s étranger-e-s. En comparant ces représentations sociales avec la réalité statistique de cette présence étrangère, cet article déconstruit aussi l'idée d'une invasion des universités suisses par les étranger-e-s.

Le refuge académique suisse

À l'époque contemporaine, l'arrivée d'étudiant-e-s réfugié-e-s russes à la veille de la Première Guerre mondiale marque le début d'une politique d'accueil au sein des universités. Elle a fait l'objet de plusieurs travaux qui la situent au croisement d'enjeux à la fois académiques, sociaux et politiques.¹³ Contrairement aux années 1970, la figure de l'étudiant-e à cette époque appartient encore à une élite qui, souvent, ne reste pas en Suisse après le diplôme.¹⁴ Pendant la Première Guerre mondiale, des initiatives privées sont prises pour intégrer les universités à la politique humanitaire de la Confédération. Elles se traduisent par l'accueil d'étudiants-soldats blessés ou malades qui viennent occuper les sanatoriums alpins.¹⁵

12 Voir la 3^e partie «The Cold War: A Gold Age Of Scholarship Programs», in: Ludovic Tournès, Giles Scott-Smith (éds), *Global Exchanges: Exchange Programs, Scholarships and Transnational Circulations in the Modern World*, New York 2017, pp. 173–246. Sur une histoire des universités en Guerre froide, voir: Natalia Tsvetkova, *Universities during the Cultural Cold War: Mapping the Research Agenda*, in: Simo Mikkonen, Giles Scott-Smith, Jari Parkkinen (éds), *Entangled East and West. Cultural Diplomacy and Artistic Interaction During the Cold War*, Oldenburg 2019, pp. 139–161.

13 Natalia Tikhonov, *Les premières étudiantes de l'Empire russe dans les institutions universitaires de Russie et de Suisse, 1870–1900*, Mémoire de licence, Genève 1999; Erich Gruner, *Die Schweiz als Zentrum der sozialdemokratischen polnischen Emigration und die Beziehungen zwischen der polnischen Exilfront in der Schweiz und der polnischen Heimatfront (1880–1900)*, in: *Revue suisse d'histoire* 31/1 (1981), pp. 5–31; Ladislav Mysyrowicz, *Université et révolution: les étudiants d'Europe Orientale à Genève au temps de Plékhanov et de Lénine*, in: *Revue suisse d'histoire* 25/4 (1975), pp. 514–542; Daniela Neumann, *Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867–1914)*, Zürich 1987.

14 Gillibert, Riaño, *op. cit.*, p. 15.

15 Auguste Deluz, *Œuvre universitaire suisse des étudiants prisonniers de guerre 1915–1920: rapport général*, Lausanne 1920.

Par la suite, des organisations internationales s'installent en Suisse, à Genève. À l'instar du Fonds européen de secours aux étudiants,¹⁶ elles agissent en faveur des étudiants victimes de la guerre, parfois en développant des politiques d'accueil.

Ces politiques d'ouverture n'empêchent pas les discriminations qu'on retrouve exprimées dans la presse ou sous la forme de mesures restrictives prises au sein de l'université. Elles sont particulièrement violentes envers les Russes dont on craint la surpopulation dans les facultés, leur esprit révolutionnaire et le risque de perturber les rapports de genre. Ces étudiants ne restent pas passives. En février 1903 par exemple, elles occupent la tribune du Parlement du canton de Berne pour manifester contre les conditions de vie à l'université, avant d'être évacuées par des huissiers.¹⁷

Durant cette phase, les universités oscillent donc entre ouverture et fermeture, non seulement en fonction de l'appartenance politique, du sexe, de la religion, voire de la race des étudiant-e-s étranger-e-s, mais aussi du contexte politique national et international. Ce mouvement de balancier se poursuit et s'intensifie après 1945. La Guerre froide et le mouvement de décolonisation jouent en effet un rôle décisif dans les migrations étudiantes.

Au croisement des mobilités académiques et du refuge politique, le référendum *Ausbildungshilfe für Flüchtlinge* de la *Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat* a lieu au lendemain du putsch d'Augusto Pinochet au Chili en 1973. Le référendum cible en effet directement les étudiant-e-s réfugié-e-s chilien-ne-s, considéré-e-s comme des gauchistes risquant de subvertir la jeunesse zurichoise. Avec le large mouvement d'accueil «Action place gratuite», l'accueil des Chilien-ne-s constitue en effet une confrontation politique majeure sur le terrain de l'asile.¹⁸ La géopolitique de la Guerre froide joue donc à plein, mais à front renversé par rapport aux étudiant-e-s hongrois pourtant beaucoup plus nombreux. Considérés comme de «bons réfugié-e-s politiques», ils furent accueillis généreusement et en grande pompe.

Il importe toutefois de souligner une contradiction lors de ce référendum: la *Nationale Aktion* brandit le nombre important de réfugié-e-s hongrois et de

¹⁶ Pour l'activité de cette organisation durant la Seconde Guerre mondiale, voir le dossier aux Archives fédérales suisses (AFS), E5791#1000/949#1865*, Fonds Européen de secours aux étudiants, (08-486).

¹⁷ «Le Conseil d'État [bernois] sera, en effet, obligé de prendre des mesures, car l'opinion publique l'exige. Sans être précisément hostile aux étudiants slaves, il estime, non sans raison, que l'Université, qui coûte beaucoup d'argent aux contribuables, est destinée avant tout à la jeunesse du pays et qu'il n'y faut pas accepter plus d'étudiants qu'on n'en peut loger»; «Des étudiantes russes à Berne», in: *La Gazette de Lausanne*, 27. 2. 1903, pp. 1-2.

¹⁸ Christophe Tafelmacher, Alain Maillard, Faux réfugiés?: la politique suisse de dissuasion d'asile: 1979-1999, Lausanne 1999, pp. 19-20. Entre 1973 et 1979, 1 027 Chilien-ne-s obtiennent l'asile en Suisse. Claudio Bolzman, *The Transnational Political Practices of Chilean Migrants in Switzerland*, in: *International Migration* 49/n°3 (2011), p. 152.

leurs enfants comme argument.¹⁹ Ainsi, les bons réfugié·e·s de 1956 qui sont restés en Suisse deviendraient encombrants avec le temps: non seulement ils parlent le Züritüütsch, mais ils occupent aussi des positions dans l'industrie, le commerce et l'administration.²⁰ D'après l'organe du parti, *Volk + Heimat*, il est même possible de couper dans l'aide à l'éducation des réfugiés tchécoslovaques, «wenn die einzelnen Fälle etwas genauer unter die Lupe genommen würden».²¹ D'ailleurs, un éditorialiste de la *Neue Zürcher Zeitung* s'interroge:

Wer hätte damals daran gedacht, dass man eines Tages Argumente zusammensuchen müsste, um eine anständige Haltung diesen Flüchtlingen gegenüber zu verteidigen, weil für die Nationale Aktion auch Flüchtlinge eher unerwünschte, bestenfalls geduldete Ausländer sind?²²

Le conflit idéologique de la Guerre froide est ici recouvert par la lutte contre l'immigration.

Vers une limitation du nombre d'étudiant·e·s étranger·e·s dans les universités suisses

Ce référendum a lieu dans une phase de repli opéré par les institutions universitaires à l'égard des migrations étudiantes, qui fait suite à une période de forte croissance du nombre d'étudiant·e·s étranger·e·s après la Seconde Guerre mondiale. Alors que l'on observe ces politiques plus restrictives dans toute l'Europe occidentale, les établissements suisses s'illustrent par des mesures particulièrement vigoureuses.²³

En 1968, la Conférence des recteurs des hautes écoles suisses introduit des examens d'admission pour les étudiant·e·s étranger·e·s dont les certificats de maturité ne peuvent être considérés comme équivalant aux diplômes suisses.²⁴ On observe localement des mesures réglementaires avec des limitations d'âge – 25 ans à Genève²⁵ – et de filières, particulièrement la médecine. Il y a enfin des barrières financières avec une proportion de bourses par rapport au nombre d'étudiant·e·s étranger·e·s en baisse jusqu'au milieu des années quatre-vingt: les

19 Zürcher Student, mai 1976, p. 3.

20 Volk + Heimat, avril 1976, p. 7.

21 «Ausbildungsunterstützung der tschechischen Flüchtlinge», in: Volk + Heimat, janvier 1975, p. 2.

22 Bl., Argumente für Selbstverständliches, in: Neue Zürcher Zeitung, 11. 6. 1976, p. 51.

23 Christine Woesler, Alan Smith, Jean-Pierre Jarousse, Les Étudiants étrangers: comparaison internationale des flux et des politiques 1960–1980, Amsterdam 1982, p. 11.

24 Message du Conseil fédéral à l'Assemblée fédérale concernant l'octroi de bourses à des étudiants étrangers en Suisse, 21 mai 1975, in: Feuille fédérale 2/24 (1975), pp. 93–113.

25 «Genève: les étudiants étrangers de plus de 25 ans interdits de séjour», in: Gazette de Lausanne, 23. 10. 1962, p. 3.

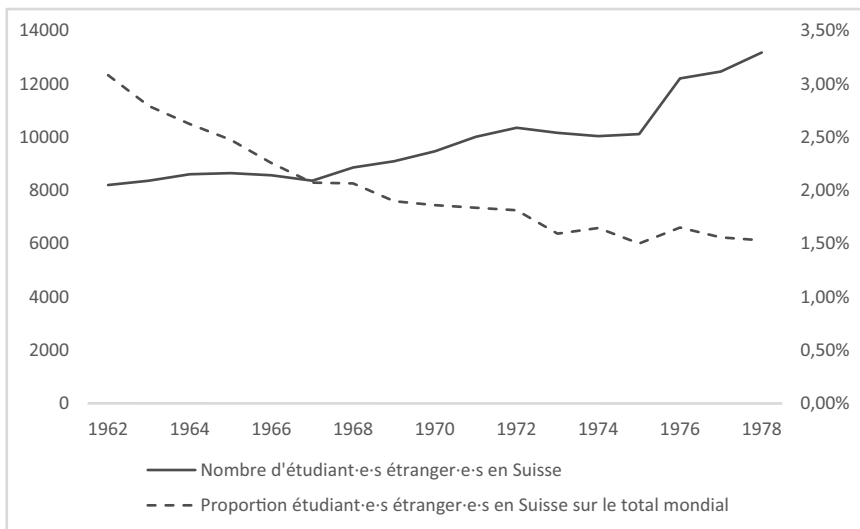


Tableau 1. Nombre d'étudiant-e-s étranger-e-s dans les universités suisses et part des étudiant-e-s étranger-e-s en Suisse dans le total mondial des étudiant-e-s étranger-e-s.

Source : À partir des statistiques de l'UNESCO «Statistics of students abroad», 1962–1982.

études pour des étranger-e-s en Suisse sont de plus en plus réservées aux classes aisées.²⁶ Ces étudiant-e-s connaissent aussi des restrictions pour exercer une activité lucrative.

Malgré une hausse des effectifs d'étudiant-e-s étranger-e-s en chiffres absolus, les années 1970 sont marquées non seulement par une baisse proportionnelle par rapport au nombre d'étudiant-e-s suisses, mais aussi par une baisse de l'attractivité du pays au niveau mondial, ce qu'illustre la seconde courbe du tableau 1.

Une saturation des institutions due à la massification universitaire expliquerait en premier lieu la baisse du nombre d'étudiant-e-s étranger-e-s. Leur présence menacerait la qualité de l'enseignement supérieur. Ce sentiment de péjoration de l'enseignement supérieur s'accompagne de préoccupations grandissantes pour la situation sociale et psychologique des étudiant-e-s. De nouvelles politiques universitaires sont lancées dans les domaines de l'aide sociale, des soins psychomédicaux et du logement. Elles sont également synonyme d'un contrôle plus étroit, par exemple sur la durée des études et les activités politiques. C'est en effet à partir des années soixante que les étudiant-e-s sont considérés en tant que groupe social, générant des pathologies spécifiques et ayant des besoins propres

²⁶ Le nombre de boursiers (100) reste stable entre en 1960 et 1980 alors que le nombre d'étudiant-e-s augmente fortement. Message concernant l'octroi de bourses à des étudiants étrangers en Suisse du 25 juin 1980, in: Feuille fédérale 2/34, pp. 1469–1492.

en matière de santé et de logement.²⁷ En Suisse, cette période est marquée par l'implication croissante de la Confédération, en partenariat avec les cantons, dans l'octroi de bourses, d'abord à des étudiant-e-s étranger-e-s, puis aux étudiant-e-s suisses aussi.²⁸

Ce volontarisme étatique se retrouve dans l'approche développementaliste qui était dominante dans les années cinquante et qui préconisait notamment de moderniser le monde colonial et postcolonial par la formation des cadres. Pour les deux blocs de la Guerre froide, ces politiques éducatives devaient aussi renforcer leur hégémonie respective dans ces nouveaux pays issus de la colonisation.

Or, à partir de la fin des années soixante, ce courant s'affaiblit.²⁹ En Suisse, on entend d'abord des voix critiques, comme celle de Pierre Bungener, directeur de l'Institut africain de Genève,³⁰ contre la formation inadaptée des étudiant-e-s africains en Europe. Le principal rapport critique à l'égard de la coopération technique menée par la Confédération³¹ – *Maldéveloppement Suisse-Monde* – date de 1970 et émane de la Commission des organisations suisses de coopération au développement. L'éducation doit sortir du modèle européen pour s'orienter vers des «activités pratiques» et s'intégrer au «cadre socio-culturel local». ³² En d'autres termes, la formation des boursier-e-s ne répond plus à l'exigence d'un développement qui repose sur les ressources locales; il faut miser sur des centres de recherches *in situ* pour s'occuper de problèmes concrets.

La politisation de certaines communautés étudiantes en exil renforce également la réticence à l'accueil. La Suisse fonctionne dans quelques cas comme base arrière pour certaines organisations menacées en France, comme l'Union générale des étudiants musulmans d'Algérie (UGEMA) dont le comité se reforme à Lausanne après sa dissolution en France, début 1958. On compte alors

27 Dominique Damamme, La «question étudiante», in: Dominique Damamme, Boris Gobille, Frédérique Matonti, Bernard Pudal (éds), Mai juin 68, Paris 2008, pp. 114–129.

28 Lucien Criblez, Bundesstaatliche Förderung und föderalistische Verantwortung. Zur Neuregelung der Stipendienpolitik in den 1960er- und 1970er-Jahren, in: Lucien Criblez, Christina Rothen, Thomas Ruoss (éds), Staatlichkeit in der Schweiz. Regieren und Verwalten vor der neoliberalen Wende, Zürich 2016, pp. 247–269.

29 Corinna R. Unger, The United States, Decolonization, and the Education of Third World Elites, in: Jost Dllfer, Marc Frey (éds), Elites and Decolonization in the Twentieth Century, London 2011, pp. 241–261.

30 Pierre Bungener, Une vieille dame qui a peur?, in: Les cahiers de l'AUPELF 2 (1967), pp. 81–92.

31 La coopération technique est développée en Suisse, au niveau officiel, à partir de 1960 et vise au développement des anciennes colonies grâce à des investissements publics et privés et à des programmes d'aide directe comme l'octroi de bourses. Peter Hug, Beatrix Mesmer (éds), Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik, in: Études et sources 19 (1993). Sur la critique tiers-mondiste de la politique de développement, voir: Monica Kalt, Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre: von der Barmherzigkeit zur Solidarität, Bern 2010.

32 Commission des organisations suisses de coopération au développement, Maldéveloppement Suisse-Monde, Genève 1975, p. 33.

environ 150 étudiant-e-s algérien-ne-s, principalement dans les universités romandes, étroitement surveillé-e-s par la Police fédérale³³ qui craint leur capacité à enrôler leurs camarades suisses. De fait, la rencontre de jeunes Africain-e-s venus étudier en Suisse alimente «l'enthousiasme tiers-mondiste» d'étudiant-e-s suisses déjà politisés.³⁴ Par exemple, après une semaine de solidarité organisée en faveur de l'Algérie par l'Union nationale des étudiants suisses (UNES), celle-ci octroie sept bourses à des réfugiés algériens.³⁵ Il faut toutefois nuancer ces formes de solidarité. Le film *Le temps des études*, de Jean-Pierre Goretta, tourné pour l'émission de la Télévision suisse romande «Continent sans visa», laisse apparaître, à travers plusieurs portraits d'étudiant-e-s, surtout la nostalgie, les difficultés quotidiennes et l'indifférence de leurs camarades suisses.³⁶ Claude Maigre, journaliste au *Journal de Genève*, fait des observations semblables sur l'étudiant étranger «isolé, inconnu...».³⁷ Ainsi, ces représentations médiatiques qui se multiplient dès les années Soixante montrent l'envers du décor. Derrière l'enthousiasme pour la formation des cadres, la réalité quotidienne de ces étudiant-e-s est parsemée de difficultés.

Il faut rappeler ici que tous les étudiant-e-s étranger-e-s ne suscitent pas les mêmes représentations. Alors qu'on voit aujourd'hui des difficultés accrues pour les étudiant-e-s extra-européen-ne-s qui subissent une politique de sélection plus sévère que leurs camarades,³⁸ cette situation était déjà présente dans les années 1960–1970. Les représentations de l'étudiant-e étranger-e sont alors très souvent racisé-e-s. Ce sont en effet les étudiant-e-s africain-e-s – l'Afrique est présentée comme un bloc simplifié et monolithique – qui sont au centre de l'attention, ce qui apparaît clairement dans le film de Goretta. Dans l'enquête d'Ange Noudehou «Étudiants africains en Europe», dont les résultats sont publiés en 1982 dans le *Journal de Genève*, les étudiant-e-s africain-e-s apparais-

33 Rapport du Ministère public fédéral, 27.10.1960. Documents diplomatiques suisses (DDS), dodis.ch/15174. Voir également: Marc Perrenoud, La Suisse et les accords d'Évian: la politique de la Confédération à la fin de la guerre d'Algérie (1959–1962), in: *Politorbis 2* (2002), pp. 15–16. Linda Amiri, Les espaces de voisinage dans les conflits de décolonisation: le cas de la Suisse pendant la guerre d'indépendance algérienne, in: *Matériaux pour l'histoire de notre temps 1/97–98* (2011), pp. 50–57.

34 Hadrien Buclin, *Les intellectuels de gauche: critique et consensus dans la Suisse d'après-guerre (1945–1968)*, Lausanne 2019, p. 386.

35 Henri-Philippe Cart, Rapport sur la gestion du Fonds de bourses en faveur des étudiants algériens, 4.12.1962. AFS, J2.216, 1994/187/342.

36 Jean-Pierre Goretta, *Le temps des études*, film-documentaire pour l'émission de la Télévision suisse romande «Continents sans visa», 6.2.1974. En ligne: <https://www.rts.ch/archives/tv/information/continents-sans-visa/4929279-le-temps-des-etudes.html> (consulté le 23.7.2020).

37 Claude Maigre, «Isolé, inconnu ... L'étudiant étranger», in: *Journal de Genève*, 18.1.1968, p. 10.

38 Yvonne Riaño, Annique Lombard, Etienne Piguet, How to explain migration policy openness in times of closure? The case of international students in Switzerland, in: *Globalisation, Societies and Education 16/3* (2018), pp. 295–307.

sent comme des «étudiants utopistes des années 60 et 70 qui, après quelques cours d'économie, prétendaient changer l'ordre international à coup de baguette magique». ³⁹

Or, cette surreprésentation médiatique des étudiant·e·s extra-européen·ne·s ne reflète pas la réalité statistique. En 1965, par exemple, et c'est le cas également dans les années 1970, les étudiant·e·s asiatiques, africain·e·s et sud-américain·e·s ne représentent qu'une faible proportion des étudiant·e·s étranger·e·s dans les universités suisses. On observe également, dans les années 1970, d'importantes différences entre universités. Alors qu'il y a, en 1975, 12 % d'étudiant·e·s étranger·e·s à l'Université de Zurich (parmi lesquels 1 % d'étudiant·e·s africain·e·s et 7 % d'étudiant·e·s asiatiques), on en compte 26 % à l'Université de Neuchâtel et 36 % à l'Université de Genève (parmi lesquels 7 % d'étudiant·e·s africain·e·s et 12 % d'étudiant·e·s asiatiques). ⁴⁰

Certains étudiant·e·s étranger·e·s ne sont plus considérés comme l'élite de la Belle Époque, mais comme un flux menaçant la qualité de l'enseignement et autant de militant·e·s politisé·e·s susceptibles de perturber les petits campus helvétiques. Au sein de ces étudiant·e·s migrant·e·s et face à leurs camarades suisses apparaissent donc des hiérarchies sociales: le référendum «Ausbildungshilfe für Flüchtlinge» vise justement les catégories subalternes de ces étudiant·e·s étranger·e·s, à savoir les réfugié·e·s.

La catégorie des étudiant·e·s réfugié·e·s désigne des personnes reconnues par la Police des étrangers comme réfugiées et inscrites dans une université. Dans le système administratif helvétique, elles se situent entre les compétences fédérales en matière d'asile et celles des autorités cantonales pour l'éducation, ce qui ne facilite par leur situation matérielle. Ces personnes bénéficient toutefois d'une organisation sociale, structurée en commissions locales, la *Schweizerische Hilfsaktion für Flüchtlingsstudierende* (Action suisse pour les étudiants réfugiés en Suisse), fondée en 1941, et qui a pris de l'importance en 1956 avec l'afflux des étudiant·e·s hongrois·e·s. Cette organisation travaille en étroite collaboration avec le *World University Service*, dont le siège est à Genève et qui procède au versement des bourses. ⁴¹

Les effectifs de la catégorie des étudiant·e·s réfugié·e·s sont difficile à quantifier; il faut se contenter d'ordres de grandeur. ⁴² Cette catégorie n'apparaît d'ailleurs que dans les discours de campagne, et pas dans l'objet même de la

³⁹ Ange Noudehou, Noyade dans la société de consommation, in: *Journal de Genève*, 15.9.1982, p. 1.

⁴⁰ À partir des chiffres de l'*Annuaire statistique suisse*, 1975, p. 470–473.

⁴¹ Rapport d'activité de l'organisation, 1964. Staatsarchiv Zürich (SZ), Z 70.1355. Tapuscrit du délégué C. Moppert sur l'historique de l'organisation, s. d. AFS, J2.216#1994/187#342*, Flüchtlingsstudenten in der Schweiz: Ungarn 1956, Algerien 1962, Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten.

⁴² Tronchet rappelle que la quantification des étudiant·e·s réfugié·e·s demeure un défi, car cette catégorie n'est pas stable. Tronchet, *op. cit.*, p. 95.

votation. À Zurich, un journal étudiant dénombre 211 étudiant-e-s réfugié-e-s répartis entre l'École polytechnique fédérale et l'Université.⁴³ Mais ce chiffre, qui ne prend pas en compte les étudiant-e-s réfugiés non inscrit-e-s dans les facultés, reste aléatoire. Un rapport de l'UNES mentionne des cas spécifiques comme celui des réfugié-e-s de la République Démocratique Allemande qui arrivent en Suisse avec des passeports de l'Allemagne fédérale ou celui d'étudiant-e-s juif-ve-s égyptien-ne-s qui ne peuvent pas revenir dans leur pays tout en possédant le passeport d'un pays européen.⁴⁴

Comme nous allons le voir, la motivation des référendaires repose moins sur les chiffres que sur les représentations négatives de cette catégorie d'étudiant-e-s.

Les étudiant-e-s face au référendum «Ausbildungshilfe für Flüchtlinge»

Le 24 novembre 1975, le législatif du canton de Zurich (*Kantonsrat*) accepte un crédit de 1,7 million de francs suisses sur cinq ans pour venir en aide aux quelque 200 réfugié-e-s qui étudient au niveau post-obligatoire et supérieur («Beschluss des Kantonsrates vom 24. November 1975 über die Bewilligung eines jährlichen Kredites für die Finanzierung der Ausbildung von Flüchtlingen»). Lancé par la section cantonale de la *Nationale Aktion*, contre toutes les autres formations politiques, les institutions cantonales et la communauté universitaire, le référendum contre cette décision est finalement accepté par 61,2 % de la population le 13 juin 1976.⁴⁵ Alors que le référendum est principalement refusé sur la Goldküste, de Zollikon à Meilen, ainsi qu'à Greifensee, Rüschlikon, Kilchberg, ou encore à Winkel, il est accepté dans le reste du canton, y compris en ville de Zurich. Le clivage entre la ville et la campagne ne fonctionne donc que partiellement pour expliquer le refus.

Si elle est en baisse de vitesse au niveau national, la *Nationale Aktion* parvient à gagner des votations dans le canton de Zurich, notamment en combinant la thématique de l'éducation avec celle de la migration. Ainsi, le 7 septembre 1975, elle parvient à gagner un référendum obligatoire contre une première décision du législatif visant à garantir des bourses pour la formation

⁴³ D'après le journal de l'Organisation faitière des étudiant-e-s de l'ETHZ (Verband der Studierenden an der ETH, VSETH), il y a 150 Tchèques, 49 Hongrois et huit réfugié-e-s d'autres nationalités. Manfred Mächler, Die Nationale Aktion ergriff das Referendum gegen die «Flüchtlingsstipendien», in: Studentischer Wochenkalender 17, 20. 4. 1976, p. 1.

⁴⁴ Rapport de Ralf Meier pour l'UNES, env. 1961. AFS, J2.216#1994/187#342*, Flüchtlingsstudenten in der Schweiz: Ungarn 1956, Algerien 1962, Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten.

⁴⁵ La participation est de 40,7 %. Kanton Zürich, Wahlen und Abstimmungen, online: <https://www.zh.ch/de/politik-staat/wahlen-abstimmungen/abstimmungsarchiv.html?vorlageid=1653> (consulté le 14.8.2020).

d'étudiant-e-s de familles étrangères qui ne parviennent pas à financer leur formation.⁴⁶ Cette victoire est d'ailleurs exploitée pour montrer aux électeurs qu'avec la décision du 24 novembre, les droits populaires sont bafoués puisqu'il ne prendrait pas en compte cette première votation.⁴⁷

En réaction, les associations étudiantes de l'université et de l'École polytechnique fédérale se mobilisent. La *Liberale Studentenschaft* propose que chaque étudiant-e verse, en plus de la taxe semestrielle, cinq francs pour alimenter un fonds de soutien.⁴⁸ Après l'acceptation par vote,⁴⁹ les organisations faitières se réunissent avec la *Hilfsaktion für Fuchtlingsstudierende* pour garantir ce fonds de solidarité à destination des réfugié-e-s. Ils créent ainsi une association dont le secrétariat est assuré par les deux hautes écoles zurichoises.⁵⁰ Selon l'éditorial de Meinard Mächler paru dans le *Studentischer Wochenkalender* du *Verband der Studierenden an der ETHZ* (VSETH), cette réaction à la victoire du premier référendum de la *Nationale Aktion* agit donc comme un préambule au référendum de 1976:

Nachdem das Zürichervolk am 7. September 1975 die Stipendien für niedergelassene Ausländer verweigert hat, startet die NA [Nationale Aktion] nun zur nächsten Runde: Die vom Kantonsrat beschlossenen Stipendien für Flüchtlinge sind durch das (zustande gekommen) Referendum der NA gefährdet, über das am 13. Juni 76 abgestimmt werden wird.⁵¹

Ce texte appelle à s'engager dans le combat politique avec un premier argument, percutant en période de crise économique, mais insistant peu sur la solidarité: accepter le référendum, c'est dire oui à une succession de coupes dans le budget cantonal de l'éducation. Il suit en cela la position de la section zurichoise du Parti socialiste.⁵²

L'engagement des étudiant-e-s dans cette campagne référendaire ne peut être compris qu'en lien avec une évolution plus générale du mouvement étudiant depuis les «années 1968». Celles-ci ont incontestablement favorisé une politisation de la jeunesse et de certains groupes. En particulier, la solidarité internatio-

46 La loi fédérale de 1967 permet de subventionner les enfants de familles étrangères pour la formation professionnelle. Kanton Zürich, «Volksabstimmung vom 7. September 1975», p. 156, online: <https://www.zh.ch/de/politik-staat/wahlen-abstimmungen/abstimmungsarchiv.html?vorlageid=1641> (consulté le 24. 7. 2020).

47 «Es ist eine Missachtung des Volkswillens» peut-on lire dans l'organe officielle du parti *Volk + Heimat*, décembre 1975, p. 6.

48 *Wochen-Bulletin* [organe officiel du conseil des étudiants de l'Université de Zurich], 28. 6. 1975.

49 Le vote est remporté par 77,5 % des voix (12,5 % de participation); cette contribution permet de réunir 120'000 francs suisses par année. *Zürcher Student*, juillet 1976, p. 5. Cet article appelle à faire de même au sein du professorat.

50 Statuts du Solidaritätsfonds für ausländische Studenten in Zürich, 14. 1. 1976. SZ, Z 70.1356.

51 Mächler, *op. cit.*, p. 1.

52 *Zürcher Student*, mai 1976, p. 4.

nale avec le Vietnam, qui concentre à la fois l'antiaméricanisme et le rejet de la société de consommation, inspire la plupart des manifestations au cours des années 1960–1970.

Au cours des années 1950 déjà, de nombreuses organisations étudiantes se sont illustrées par l'accueil de réfugié-e-s hongrois au moment de l'Insurrection de Budapest. Mais cette mobilisation s'inscrivait dans un anticommunisme très largement partagé⁵³ et participait à l'émoi général à l'égard d'étudiant-e-s considérés, dans le cadre de la Guerre froide, comme des victimes. D'ailleurs, au moment du référendum de 1976, le *Zürcher Student*, journal étudiant positionné à gauche, porte un regard critique sur les camarades des années 1950 engagés dans le camp occidental. Il rappelle à juste titre que si les étudiant-e-s hongrois ont alors été accueillis chaleureusement, ce ne fut pas le cas de leurs camarades algériens.⁵⁴

On constate par la suite une autonomisation de certaines organisations étudiantes à l'égard de la politique étrangère de la Suisse. L'évolution de l'UNES est emblématique: d'une position conservatrice axée sur la défense des étudiant-e-s suisses, elle passe à un engagement internationaliste en organisant des semaines de solidarité, par exemple pour les étudiants algériens en 1961, et en distribuant ses propres bourses pour les étudiant-e-s réfugié-e-s. Cette tendance s'accroît à l'Assemblée générale de 1967 à Schaffhouse où la réflexion sur une ouverture de l'UNES aux questions internationales est clairement posée: la solidarité internationale étudiante passe désormais par un engagement politique.⁵⁵ À Zurich, cette évolution est observable dans l'organe du VSETH, *Das Konzept*, lancé en 1965.

Malgré cette évolution, les étudiant-e-s mobilisés optent pour des pratiques politiques conventionnelles lors de la campagne de 1976. En plus de leurs organes de presse, pour mobiliser la communauté universitaire ils s'impliquent directement dans le débat public. Ils publient par exemple un communiqué dans la *Neue Zürcher Zeitung* pour attaquer la *Nationale Aktion* en invoquant la Convention de Genève de 1951 et un devoir humain (*Menschenpflicht*) envers leurs camarades réfugiés.⁵⁶ Ils organisent également des stands avec des profes-

53 Matthieu Gillibert, Dans les coulisses de la diplomatie culturelle suisse: objectifs, réseaux et réalisations (1938–1984), Neuchâtel 2013, pp. 329–353.

54 Jürg Frischknecht, Als der Kalte Krieg die Studenten heiss machte, in: *Zürcher Student*, novembre 1976, p. 3.

55 AG de l'UNES, 24–25.6.1967 (document I.6 «Éléments pour une refonte de l'orientation générale de l'UNES dans l'International»). AFS, J2.216#1994/187#149*, Internationale Kommission.

56 «Das NA-Referendum gegen Flüchtlingsstipendien», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 11.3.1976, p. 37. L'article 22 (al. 2) de la Convention relative au statut des réfugiés stipule en effet que «les États Contractants accorderont aux réfugiés un traitement aussi favorable que possible, et en tout cas non moins favorable que celui qui est accordé aux étrangers en général dans les mêmes circonstances quant aux catégories d'enseignement autre que l'enseignement primaire et notamment en ce qui con-



Dessin 1. Zürcher Student, mai 1976, p. 4.

seurs des hautes écoles. Parmi les étudiant·e·s, le soutien aux réfugié·e·s repose sur une base très large. À côté des groupes progressistes, des associations créées en réaction à la gauchisation des années 1970, à l'instar de SOSeth, militent aussi

cerne l'accès aux études [...]». Convention relative au statut des réfugié, 1951, online: <https://www.unhcr.org/fr/4b14f4a62> (consulté le 14.8.2020).

contre le référendum. Elles insistent sur l'effet intégratif des bourses cantonales afin de ne pas laisser le monopole de la solidarité aux «revolutionären Marxisten unter des Studenten».⁵⁷

Contrairement à leurs camarades suisses, les étudiant-e-s réfugié-e-s, en tant que groupe social distinct, ne sont pas actifs dans ce débat politique. Par conséquent, certaines difficultés pratiques qu'ils rencontrent, comme la reconnaissance des diplômes, ne sont pas abordées. Cette situation s'explique par le risque d'expulsion pris par des réfugié-e-s qui tenteraient une action politique. Ce silence est donc révélateur d'une marge de manœuvre limitée pour défendre leurs intérêts. De la part des autorités suisses, la peur des étudiant-e-s étranger-e-s comme militants révolutionnaires est une constante. Au moment des décolonisations, elle prend une nouvelle tournure et suscite un renforcement des contrôles de la part de la Police fédérale des étrangers. Au début des années 1960, face à l'arrivée d'étudiant-e-s angolais-es expulsé-e-s de France, la position est claire: «Ils [les étudiants angolais] doivent s'engager formellement [...] à s'abstenir de toute activité politique».⁵⁸ La question du droit d'activité politique est d'ailleurs l'objet de revendications de la part d'étudiant-e-s suisses pour leurs camarades étranger-e-s.⁵⁹ La question des liens entre étudiant-e-s étranger-e-s et suisses nécessiterait des recherches plus approfondies. On peut toutefois en déduire que certains étudiant-e-s étranger-e-s, voire réfugié-e-s, participent à l'internationalisation d'organisations suisses qui s'intéressent à leurs formes d'engagement et qui relaient leurs revendications en Suisse.⁶⁰ Les étudiant-e-s réfugié-e-s sont rendu-e-s visibles surtout par la médiatisation promue par leurs camarades suisses, mais cette visibilité n'est possible que par des interactions en amont au sein des organisations de solidarité.

Dans le *Zürcher Student*, on donne des exemples anonymisés d'étudiant-e-s, surtout en provenance des pays communistes,⁶¹ dans le but de convaincre un électorat que l'on sait majoritairement anticommuniste. On retrouve cette figure

57 Argumentaire de campagne de la part de l'Interessengruppe Hochschule, du Studenten-Ring et de SOS-eth paru dans *Die Tat*, 10. 6. 1976, p. 8.

58 Lettre de la Police fédérale des étrangers au Contrôle des habitants de Genève, Berne, 28. 6. 1961. AFS, E4280(A)#1998/296#253*.

59 En 1970, les étudiant-e-s lausannois militent contre l'expulsion pour des motifs politiques de leur camarade allemand Eckardt von Bock: ils demandent le «droit d'activité politique des étrangers». Tract étudiant, Université de Lausanne, 1970. Archives UNIL, fonds Suillot, online: <https://uniris.unil.ch/pandore/notice/affiches-tracts-etudiants/> (consulté le 12. 8. 2020).

60 Ces phénomènes d'interaction sont également observables avec d'autres types de migrations. Damir Skenderovic, Vom Gegenstand zum Akteur: Perspektivenwechsel in der Migrationsgeschichte der Schweiz, in: *Revue suisse d'histoire* 65/1 (2015), pp. 11–12.

61 *Zürcher Student*, mai 1976, p. 3.

de l'exilé est-européen dans des médias à large audience, tel que *CH-Magazin* de la *Schweizer Radio und Fernsehen* (SRF).⁶²

L'argumentation de la campagne

Trois groupes principaux animent les débats de la campagne de votation. En faveur du référendum, la section zurichoise de la *Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat*, dirigée par le psychologue Werner Haesler qui n'avait pas été élu au Conseil national en 1975, part seule au combat. L'opposition est composée d'un comité d'action – l'*Aktionskomitee Ausbildungshilfe für Flüchtlinge* –, formé à l'Université de Zurich et dirigé par Peter Noll, professeur à la Faculté de droit et ami de Max Frisch,⁶³ et d'organisations étudiantes des deux hautes écoles.

Le comité est soutenu par les recteurs de l'Université de Zurich et de l'École polytechnique fédérale, Hans Nef et Heinrich Zollinger, plusieurs professeurs⁶⁴ ainsi que des fonctionnaires comme le conseiller aux études Thomas Brassel qui apparaît dans plusieurs médias. Tous les partis politiques s'opposent au référendum.⁶⁵ Ce comité peut enfin compter sur des figures des milieux culturels comme l'acteur Heinrich Gretler et l'écrivain Adolf Muschg qui participe à un débat face à Werner Haesler.⁶⁶

Dès lors, comment se construit le discours des deux camps pendant la campagne?

Les arguments utilisés peuvent être divisés en deux catégories. La première touche à la gouvernementalité de la mobilité académique, c'est-à-dire son contrôle et sa limitation⁶⁷. Pour les opposants au référendum, qui se basent sur une étude de l'Université de Zurich, l'argent des bourses permet précisément de mieux contrôler la durée des études. On peut repérer derrière ces propos une injonction normative à être de bons étudiants, car les bourses doivent permettre de s'intégrer à la communauté universitaire et, plus largement, à la société suisse. Dans les statuts du *Solidaritätsfonds für ausländische Studenten in Zürich*, créé après le référendum de 1975, on retrouve également cette norme puisque les

62 Voir le portrait de l'étudiant en médecine Stefan U., qui a quitté la Tchécoslovaquie en 1973, dans l'émission *CH-Magazin*, SRF, 2.7.1976, online: <https://srf.ch/play/tv/redirect/detail/0efcd58d-f1ed-475b-b1c2-d0c8dc45d359> (consulté le 14.8.2020).

63 Andreas Hubli, Peter Noll, in: Dictionnaire historique de la Suisse (2010), version du 9.9.2010. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/015816/2010-09-09/> (25.4.21).

64 Zürcher Student, juin 1976, p. 3.

65 «Die angefochtenen Flüchtlingsstipendien», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 20.5.1976, p. 40.

66 «Gegen die NA-für Flüchtlingsstipendien», in: *Neue Zürcher Nachrichten*, 20.5.1976, p. 5.

67 Sur le concept foucauldien de gouvernementalité appliqué au champ des mobilités académiques, voir: Parvati Raghuram, *Theorising the Spaces of Student Migration*, in: *Population, Space and Place* 19/2 (2013), pp. 138–154.



Dessin 2. Affiche de campagne de l'Aktionskomitee Ausbildungshilfe für Flüchtlinge, 1976.

bourses sont données à des «fähige ausländische Studenten».⁶⁸ De plus, les bourses évitent aux réfugié-e-s de se retrouver sur le marché de l'emploi, menaçant ainsi les travailleurs suisses dans une conjoncture économique qui

⁶⁸ Statuts du Solidaritätsfonds für ausländische Studenten in Zürich, 14.1.1976. SZ, Z 70.1356.

s'assombrit.⁶⁹ Enfin, pour Walter Haegi, membre du *Schweizerische Volkspartei* et député au législatif cantonal, les bourses permettent de contrôler l'utilité des dépenses en faveur du développement, contrairement à l'aide à la coopération, dont les effets à l'étranger seraient discutables.⁷⁰

La *Nationale Aktion* se concentre surtout sur l'inégalité de traitement envers les étudiants suisses qui ne bénéficient pas d'un tel programme. Si les étudiant-e-s zurichois n'ont pas accès aux bourses de réfugié-e-s, il convient de rappeler que le canton débourse alors 31 millions de francs suisses pour des bourses d'études à des Suisses. De plus, la *Nationale Aktion* maintient la confusion entre étudiant-e-s réfugié-e-s et étranger-e-s pour en faire un groupe indistinct et privilégié selon Haesler.⁷¹ C'est donc la figure même de l'étudiant-e qui est ici brocardée, à laquelle Haesler oppose celle du travailleur suisse. Suivant une logique traditionnelle, le discours sur ce groupe permet plus largement de créer un clivage sur le plan de la citoyenneté entre Suisse-sse-s et étranger-e-s. En jeu, on voit une double représentation sociale des étudiant-e-s étranger-e-s: des personnes à la fois privilégiées et assistées, autorisées à étudier en Suisse d'une part, et qui demeurent étrangères d'autre part. Il n'y a alors qu'un pas, rapidement franchi par Haesler dans les colonnes de *Heimat + Volk*, pour considérer ces bourses comme des marchepieds offerts aux étranger-e-s: devenus médecins, avocats, directeurs ou parlementaires, ils commanderont aux Suisses.⁷²

Au-delà du débat sur la migration, on assiste donc à la critique de la figure de l'étudiant-e politisé-e, héritage des années 1968,⁷³ et de la politique éducative par les bourses qui irait à l'encontre de la nature. La situation sociale n'influencerait pas le potentiel des étudiant-e-s. Selon Haesler, les mesures étatiques ne peuvent résorber l'inégalité des talents reçus à la naissance selon les lois de la nature.

La seconde catégorie d'arguments s'éloigne du domaine académique pour positionner le débat autour des questions humanitaires et de solidarité. Le Comité d'action opposé au référendum rappelle à de nombreuses reprises, par le discours et le dessin, la tradition humanitaire de la Suisse ainsi que son engagement international.⁷⁴ L'image du pays serait écornée par un oui dans les urnes. Il dénonce en même temps les inégalités de traitement envers les réfugié-e-s en fonction de leur orientation politique. Il est évidemment fait référence ici aux étudiant-e-s hongrois-e-s et, dans une moindre mesure, tchèques,

69 Le comité de Noll souligne que des performances insuffisantes peuvent aller jusqu'à suspendre la bourse. Argumentenkatalog, mai 1976. SZ, Z 70.1356.

70 Zürcher Student, juin 1976, p. 4.

71 Volk + Heimat, avril 1976, p. 7.

72 Haesler, Flüchtlingsstipendien: Recht auf Vorzugsausbildung?, in: Volk + Heimat, juin 1976, p. 8.

73 Cette critique est dénoncée dans le Zürcher Student, juillet 1976, p. 5.

74 Compte-rendu de la conférence de presse du comité d'action qui s'est tenue le 19 mai 1976, paru dans la Neue Zürcher Zeitung: «Die angefochtenen Flüchtlingsstipendien», in: Neue Zürcher Zeitung, 20.5.1976, p. 40.

qui ont reçu un accueil très médiatisé.⁷⁵ Pour les groupes d'étudiant-e-s plus conservateurs de l'ETH, cette tradition doit s'étendre aux victimes de tous les totalitarismes, incluant donc aussi les étudiant-e-s chilien-ne-s.⁷⁶

Pour la *Nationale Aktion*, la solidarité est une valeur nationale. Elle enjoint les communautés étrangères à venir en aide à leurs étudiant-e-s. De plus, la solidarité étatique doit se résumer à une aide de première nécessité, domaine qui exclut l'éducation supérieure. Cette vision néolibérale de l'État est d'ailleurs clairement attaquée par le *Zürcher Student*, qui voit dans le référendum une nouvelle étape du démontage de l'État social.⁷⁷

Conclusion

Expliquer le résultat de cette votation qui n'a attiré dans les bureaux de vote, le 13 juin 1976, que 40 % de citoyen-ne-s est un exercice périlleux. Forts de leur succès (61,2 %), les référendaires y voient la confirmation de leur précédente victoire de 1975.⁷⁸ Mais quels sont les arguments décisifs? Dans le domaine universitaire, la conjoncture économique qui se péjore après une longue période de croissance, l'augmentation rapide du nombre d'étudiant-e-s⁷⁹ et les stéréotypes sur l'étudiant-e politisé-e semblent jouer un rôle important.⁸⁰ Avec la montée du chômage, les étudiant-e-s étranger-e-s sont parmi les premiers à être écartés du marché du travail. En 1976, les autorités zurichoises suspendent les autorisations de travail pour les vacances d'été afin de préserver les places de travail pour les autochtones.⁸¹ Durant les années 1970, les scrutins en lien avec l'enseignement supérieur se terminent sur des refus. En témoignent, au niveau cantonal, le refus de l'aide aux étudiant-e-s étranger-e-s et, au niveau fédéral en 1978, le refus de la Loi fédérale sur l'aide aux hautes écoles et la recherche (refus du canton de Zurich).

75 Lors du Printemps de Prague, les manifestations étudiantes de solidarité étaient numériquement bien plus importantes que les mouvements de contestation. Skenderovic, Späti, *op. cit.*, pp. 172–173.

76 Argumentaire de campagne de la part de l'Interessengruppe Hochschule, du Studenten-Ring et de SOS-eth paru dans *Die Tat*, 10. 6. 1976, p. 8.

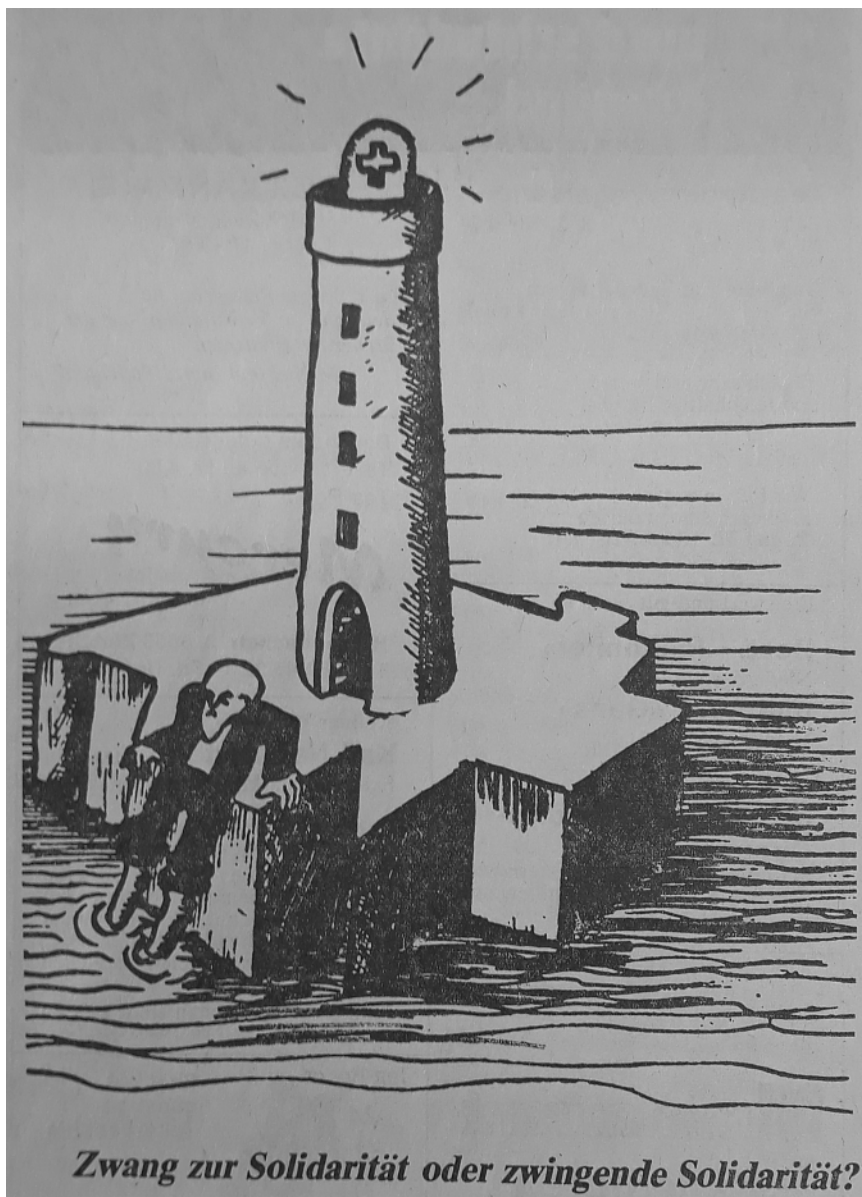
77 *Zürcher Student*, avril 1976, p. 2.

78 Haesler, *Auf Umwegen doch zu Stipendien?*, in: Volk + Heimat, août 1976, p. 7.

79 On passe de 13 200 étudiant-e-s en 1950 à 80 200 en 1990. Walter Rüegg (éds), *Geschichte der Universität in Europa. Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des 20. Jahrhunderts*, München 2010, vol. 4, p. 55.

80 Si certains commentateurs comme Jacques-Simon Eggly regrettent le résultat tout en comprenant la réaction populaire devant un prétendu « agacement envers nombre d'universitaires dont l'attitude n'est pas comprise », d'autres, comme François Gross, s'interrogent sur la contradiction entre la volonté d'avoir un avenir sûr tout en votant « à rebrousse-demain contre les universités ». Jacques-Simon Eggly, *Blâme aux universités*, in: *Gazette de Lausanne*, 29.5.1978, p. 1; François Gross, *En pleine confusion*, in: *La Liberté*, 29.5.1978, p. 1.

81 «Keine Ferienbeschäftigung für ausländische Studenten», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 11.3.1976, p. 37.



Dessin 3. Dessin de presse à la suite du résultat de la votation: «Zwang zur Solidarität oder zwingende Solidarität?», Zürcher Student, juillet 1976, p. 5.

D'une part, le choix d'une analyse à petite échelle pour étudier les politiques d'aide aux étudiant·e·s réfugié·e·s permet de nuancer une histoire de la Guerre froide qui met en valeur les grands programmes de bourses pour étudiant·e·s exilé·e·s: nombre d'entre eux sont confrontés à d'importantes difficultés matérielles et imbriqués dans des débats politiques locaux sur la migration.

D'autre part, cette étude de cas montre que l'histoire de la communauté universitaire – comprenant les échelons d'autorités institutionnelles, personnel enseignant et étudiant·e·s – n'évolue pas en vase clos. Des questions politiques et sociales plus larges comme celles de la migration suscitent des réactions au sein de cette communauté. Pour l'instant, l'historiographie sur les universités en Suisse s'est surtout limitée à des histoires institutionnelles, souvent commémoratives,⁸² et les travaux sur les étudiant·e·s portent dans la plupart des cas sur leurs activités – contestations, associations, sociétés – en dehors de l'université.⁸³ Cette contribution invite à examiner l'histoire des communautés universitaires en Suisse dans une perspective à la fois sociale et transnationale, et plus précisément le rôle des étudiant·e·s dans leur évolution. En écho à une histoire plus large des mouvements sociaux, ces diverses formes d'engagements étudiants montrent que les universités ne se développent pas en vase clos, mais en interaction avec leur environnement social.

En sens inverse, ce cas montre qu'elles ont été des moteurs importants dans l'internationalisation du pays. Pour comprendre cette dynamique, il importe de décloisonner une histoire centrée sur les institutions et de prendre en compte l'ensemble du paysage académique national et ses réseaux d'étudiant·e·s. Ces contacts leur permettent de jouer un rôle primordial, aujourd'hui encore, dans l'accueil des étudiant·e·s réfugié·e·s.

Matthieu Gillibert, Université de Fribourg, Département d'histoire contemporaine,
Av. de l'Europe 20 – 1700 Fribourg, matthieu.gillibert@unifr.ch

⁸² Au tournant des années 1990, plusieurs monographies sont publiées pour des anniversaires: André Delessert, *L'Université au défi: une histoire sociale de l'Université de Lausanne*, Lausanne 1991; *Histoire de l'Université de Fribourg, 1889–1989: institutions, enseignement, recherches*, Fribourg 1991; Antoinette Schwitzguébel-Leroy [et al.] (éds), *Histoire de l'Université de Neuchâtel*, Neuchâtel 1988.

⁸³ Voir par exemple: Pierre Jeanneret, *Le mouvement démocratique des étudiants (MDE)*, in: *Cahiers d'histoire du mouvement ouvrier* 21 (2005), pp. 43–84 et Francis Python, *Les Romands de Zofingue et de la Société des étudiants suisses face aux défis de l'entre-deux-guerres*, in: *Empreintes. Entre politique et religion*, Fribourg 2012, pp. 219–232.

L'histoire mondiale : un modèle historiographique en question

Damiano Matasci

L'actualité historiographique de ces dernières années a été marquée par une série d'ambitieux projets visant à produire des «histoires mondiales». En France,¹ en Italie,² en Espagne,³ aux Pays-Bas,⁴ mais aussi dans des contextes moins attendus, comme en Catalogne,⁵ en Flandre,⁶ et en Sicile,⁷ des collectifs d'historiens et d'historiennes ont cherché à repenser le récit national à l'aune des connexions, des échanges et des circulations qui ont façonné la trajectoire de leurs régions ou pays respectifs. Plusieurs ouvrages ont vu le jour et d'autres sont sous presse au moment de l'écriture de ces lignes, comme en Allemagne et au Portugal.⁸ Destinées au grand public, ces publications ont suscité des discussions et des polémiques qui ont largement dépassé le milieu académique. Bien qu'à des degrés divers, elles se sont en effet insérées dans les débats sociétaux ayant trait à l'«identité» et ont stimulé une réflexion sur la place de l'historien dans la cité d'une ampleur et d'une intensité rares pour des travaux universitaires.

Cet article propose une analyse et une mise en perspective de ces différentes entreprises, prolongeant ainsi la discussion ouverte dans les pages de la *Revue suisse d'histoire* par Roberto Zaugg, Georg Christ, Sabina Brevaglieri et Marco Rovinello (2020/2).⁹ Plus précisément, il s'agit d'interroger les spécificités d'un modèle historiographique qui, au-delà de son succès éditorial, pose des questions intéressantes sur la manière d'appréhender le passé historique d'un État-nation. D'abord au niveau de ses finalités, l'histoire mondiale étant souvent envisagée comme un antidote aux replis nationalistes et identitaires contemporains, une ambition plus ou moins prononcée en fonction des espaces concernés. Ensuite, parce que ces initiatives prolongent et reconfigurent le débat, désormais déjà ancien, sur les problèmes posés par l'écriture du récit national à l'heure de la mondialisation. Si elles s'inscrivent dans le «tournant transnational et global»¹⁰

1 Patrick Boucheron (éds), *Histoire mondiale de la France*, Paris 2017.

2 Andrea Giardina (éds), *Storia mondiale dell'Italia*, Roma / Bari 2017.

3 Xosé Manoel Núñez Seixas (éds), *Història mundial de España*, Barcelona 2018.

4 Lex Heerma van Voss (éds), *Wereldgeschiedenis van Nederland*, Amsterdam 2018.

5 Borja de Riquer i Permanyer (éds), *Història mundial de Catalunya*, Barcelona 2018.

6 Marnix Beyen (éds), *Wereldgeschiedenis van Vlaanderen*, Kalmthout 2018. Une traduction française est parue en 2020 (*Histoire mondiale de la Flandre*).

7 Giuseppe Barone (éds), *Storia mondiale della Sicilia*, Roma 2019.

8 Andreas Fahrmeir (éds), *Deutschland. Globalgeschichte einer Nation*, München 2020; Carlos Fiolhais, José Eduardo Franco, José Pedro Paiva (éds), *História Global de Portugal*, Lisboa 2020.

9 Roberto Zaugg [et al.], *L'Italia nella storia globale. Un forum*, in: *Revue suisse d'histoire* 70/2 (2020), pp. 261–282.

10 Sur cette notion, en langue française, voir Romain Bertrand, *Histoire globale, histoires connectées: un «tournant» historiographique?*, in: Alain Caillé, Stéphane Dufoix (éds), *Le tournant global*

de la recherche historique de ces dernières années, elles se caractérisent en effet par des limites et des «apories conceptuelles»¹¹ qui reflètent les différentes modalités à travers lesquelles elles se sont déclinées dans chaque contexte national. À cet égard, comme le note Roberto Zaugg, la réflexion sur l'histoire mondiale présente un intérêt également pour la Suisse. Certes, aucune publication n'est pour l'instant labélisée de la sorte. Cela dit, les tentatives de déconstruire l'idée d'un «*Sonderfall*» helvétique ne sont pas pour autant absentes, ainsi qu'en témoignent une abondante littérature et la sortie en juillet 2020 d'un ouvrage collectif intitulé *Histoire transnationale de la Suisse*.¹²

Partant de ces considérations, cet article examine la portée, la réception et les limites des projets d'histoire mondiale qui ont été récemment menés dans plusieurs pays d'Europe. L'objectif est moins de fournir un compte rendu classique de ces travaux, tous parus entre 2017 et 2020, que d'en évaluer les implications historiographiques et les enjeux sociétaux. Pour ce faire, l'article discute tout d'abord la dimension civique qui caractérise ces différentes entreprises. Il examine ensuite comment le mondial et le national s'articulent au sein des ouvrages, pour conclure sur les défis que cette démarche intellectuelle pose à la pratique de la recherche collective.

Un modèle historiographique pour une «urgence civique»?

La paternité du label «Histoire mondiale de ...» revient à Patrick Boucheron, professeur au Collège de France et principal coordinateur du volume intitulé *Histoire mondiale de la France* (HMF), paru en 2017. Cet ouvrage, qui a servi de modèle pour toutes les publications suivantes, est organisé chronologiquement autour de 146 dates faisant l'objet de courtes notices rédigées par 122 auteur-e-s. Le style se veut accessible, l'appareil critique réduit au strict minimum. Ce format encyclopédique s'apparente à une «geste éditorial»¹³ qui, sans vouloir fonder de nouveaux paradigmes ou écoles, vise à répondre à une volonté complètement assumée par l'équipe de l'HMF: celle de ne pas laisser le monopole des «narrations entraînant»¹⁴ au seul apanage de publicistes et intellectuels de

des sciences sociales, Paris 2013, pp. 44–66; Caroline Douki, Philippe Minard, Histoire globale, histoires connectées: un changement d'échelle historiographique?, in: Revue d'histoire moderne & contemporaine 5/5 4–4bis (2007), pp. 7–21.

11 Zaugg [et al.], *op. cit.*, p. 266.

12 Nathalie Büsser [et al.], Transnationale Geschichte der Schweiz/Histoire transnationale de la Suisse, Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte/Annuaire suisse d'histoire économique et sociale, vol. 34, 2020.

13 Patrick Boucheron, Nicolas Delalande, Récit national et histoire mondiale. Comment écrire l'histoire de France au XXI^e siècle?, in: Histoire@Politique 31 (2017), p. 1.

14 Boucheron (éds), *op. cit.*, p. 8.

droite, dont les ouvrages sont souvent de grands succès de librairie. L'ambition de Boucheron, en effet, est politique. Avec l'histoire mondiale, il s'agit de se positionner contre le «rétrécissement identitaire» et les «crispations réactionnaires»¹⁵ qui selon lui dominent le débat public. D'où la nécessité d'une «conception pluraliste»¹⁶ de l'histoire de France, qu'il s'agit de développer par le biais d'une «mise en récit plurivoque, diverse et dépayssante».¹⁷ Déjà discutée dans plusieurs de ses ouvrages,¹⁸ celle-ci consisterait à «banaliser l'expérience de la construction nationale»¹⁹ en retraçant comment cette dernière s'est accompagnée d'échanges et de circulations avec d'autres pays et régions du monde. Cette perspective se reflète aussi dans le choix de certaines dates, qui ne renvoient pas nécessairement aux grandes césures ou événements symboliques constitutifs du roman national français (la bataille de Poitiers de 732 ou l'appel du 18 juin 1940 de Charles de Gaulle, par exemple), mais à des événements parfois moins connus quoique tout aussi importants (à l'image du choix de Brazzaville comme capitale de la France libre le 28 août 1940).

Les réactions ont été proportionnelles au succès éditorial (pas moins de 130'000 copies vendues, ainsi que de nombreux prix au compteur). Le polémiste Éric Zemmour voit dans l'HMF une tentative de «dissoudre la France en 800 pages».²⁰ Il en va de même pour Alain Finkielkraut, qui définit Patrick Boucheron et ses collègues comme les «fossoyeurs du grand héritage français».²¹ Au sein du monde universitaire aussi, les polémiques ont été véhémentes. Dans une tribune publiée dans *L'Obs*, l'historien Pierre Nora, maître d'œuvre des *Les lieux de mémoire*,²² dénonce le caractère partisan de l'ouvrage. Selon lui, Boucheron prendrait «en otage» la discipline en voulant remplacer le roman national par un roman global exaltant une «humanité métisse et migrante» et faisant la part belle «au monde extérieur, colonial, et musulman».²³ Stéphane Courtois, spécialiste du communisme, critique également la visée politique de l'HMF, dont les auteurs auraient abandonné «la neutralité axiologique» dans une tentative «absurde et vaine de combattre une vision gaulophilique et

15 *Idem.*

16 *Idem.*

17 Boucheron, Delalande, *Récit national et histoire mondiale*, *op. cit.*, p. 1.

18 Patrick Boucheron, Nicolas Delalande, *Pour une histoire-monde*, Paris 2013; Patrick Boucheron (éds), *Histoire du monde au XV^e siècle*, Paris 2009.

19 Boucheron, Delalande, *Récit national et histoire mondiale*, *op. cit.*, p. 7.

20 Éric Zemmour, *Dissoudre la France en 800 pages*, in: *Le Figaro*, 19 janvier 2017.

21 Alain Finkielkraut, *La charge d'Alain Finkielkraut contre «les fossoyeurs du grand héritage français»*, in: *Le Figaro*, 26 janvier 2017.

22 Pierre Nora (éds), *Les lieux de mémoire*. I. La République. II. La Nation. III. Les France, Paris 1984–1992.

23 Pierre Nora, «Histoire mondiale de la France». Pierre Nora répond à Patrick Boucheron, in: *L'Obs*, 30 mars 2017. Voir aussi Patrick Boucheron, Nicolas Delalande, Florian Mazel, Yann Potin, Pierre Singaravélou, *Faire de l'histoire aujourd'hui: la réponse de Boucheron à Nora*, in: *L'Obs*, 6 avril 2017.

identitaire de la France, au nom d'une approche météuophilique [...] ou xénophilique».²⁴

Les controverses qui ont suivi la publication de l'HMF sont sans équivalent par rapport à celles qui ont eu lieu dans d'autres pays européens, bien plus modérées. Pourtant, nombre de ces ouvrages partagent cette même ambition civique. Présentée comme l'œuvre sœur de l'HMF, la *Storia mondiale dell'Italia* (SMI, 180 dates, 172 auteur-e-s) dirigée par Andrea Giardina souhaite dénoncer l'instrumentalisation politique de notions comme «identité» et «racines». Préfacé par Patrick Boucheron, l'ouvrage s'achève d'ailleurs sur une notice consacrée à l'île de Lampedusa, lieu d'arrivée des migrants et symbole d'une «enorme tragedia»²⁵ particulièrement révélatrice de l'inscription de la péninsule dans des dynamiques mondiales. Le lien avec le contexte politique italien, marqué par une croissance importante de mouvements populistes et xénophobes comme la *Lega* de Matteo Salvini et *Fratelli d'Italia* de Giorgia Meloni, est quant à lui explicité dès l'introduction:

A chi soffia sul fuoco della paura percepita lanciando allarmi – tutti smentiti dalle statistiche – sul rapporto tra immigrazione e rischio terroristico, si usa rispondere esaltando il dovere dell'accoglienza, la fratellanza umana, l'invecchiamento della popolazione italiana, i vantaggi dei nuovi apporti culturali. Si aggiunge spesso l'appello alle testimonianze della storia: il popolamento eccezionalmente misto dell'Italia nel corso dei millenni, la politica già romana della cittadinanza e dell'integrazione, le invasioni germaniche, le presenze islamiche, francesi, spagnole e così via, quasi un caleidoscopio etnico in perenne rotazione.²⁶

Malgré ce fort parti pris, la sortie de la SMI s'est faite dans un relatif anonymat, en dépit des 10'000 copies vendues.²⁷ Faut-il en conclure, comme le suggère Patrick Boucheron, qu'en Italie l'ouvrage n'aurait pas «chatouillé l'orgueil national», et que les Italiens, contrairement aux Français, «pensent spontanément l'histoire de leur pays comme 'glocale'»?²⁸ Rien n'est moins certain. Certes, l'histoire de l'espace italien se caractérise par la présence de deux institutions universelles, l'Empire romain et l'Église catholique, qui ont durablement et profondément marqué sa trajectoire. Toutefois, il est difficile de prêter au «caractère des Italiens» une propension à l'ouverture plus importante qu'ailleurs: il faudrait plutôt rechercher les causes de ce désintérêt dans les spécificités de la

24 Stéphane Courtois, Histoire et météorologie politique: attention, M. Boucheron!, in: L'Express, 29 mars 2017.

25 Giardina (éds), *op. cit.*, p. xiii.

26 *Ibid.*, pp. xxiv–xxv.

27 Amadeo Feniello, Patrick Boucheron, Histoire mondiale de la France/Storia mondiale dell'Italia, conférence à l'Université permanente de Nantes, <https://www.youtube.com/watch?v=7FzouKk1Y7U> (15.12.2020).

28 Antoine de Baecque, Cristina Ion, L'Histoire mondiale de la France, l'expérience du décentrement. Entretien avec Patrick Boucheron, in: Revue de la BNF 2/57 (2018), p. 98.

construction identitaire italienne (plus récente qu'en France) ou encore dans les particularités du tissu social, politique et académique du pays, fortement ébranlé après de longues années de «berlusconisme» et de politiques d'austérité. Par ailleurs, la publication de *l'Histoire mondiale de la Flandre* (81 dates, 72 auteur-e-s) n'a pas non plus suscité de débats particuliers, même si la Belgique est traversée par de forts clivages identitaires.²⁹ Il n'empêche que cette visée politique constitue l'un des éléments centraux qui caractérisent l'écriture des histoires mondiales. Contre le «nationalisme historique primitif»³⁰ est aussi l'objectif de *l'Histoire mondiale des Pays-Bas* (HMPB, 100 auteur-e-s), dirigée par Lex Heerma van Voss. Cette même ambition se retrouve en Espagne, où il s'agit selon Xosé Manoel Núñez Seixas, professeur à l'Université de Santiago de Compostela, de mettre en avant le caractère pluriel du pays ainsi que de déconstruire la «mémoire collective et les récits hérités» en se demandant «si les êtres humains peuvent vivre ensemble et, surtout, le faire en paix, malgré les désaccords sur le passé».³¹

Si dans les exemples mentionnés ci-dessus, l'histoire mondiale relève d'une tentative de désacralisation de la nation, suscitant des réactions plus ou moins violentes selon les contextes, dans le cas des publications concernant des entités régionales, cet aspect est moins présent. La préoccupation de Andrea Barone, professeur à l'Université de Catane et directeur de la *Storia mondiale della Sicilia* (SMS, 114 notices, 82 auteur-e-s), est plutôt celle de déconstruire la vision d'une île arriérée et isolée. Plus précisément, l'enjeu est de véhiculer l'image valorisante d'un territoire historiquement connecté au monde. Selon Barone, le passage par le mondial permettrait même de saisir la vraie «essence»³² de la Sicile et d'asseoir la conviction que sa trajectoire «rivesta un'esemplarità eccezionale».³³ Assez paradoxalement, l'idée d'un particularisme insulaire en ressort ainsi renforcée. La démarche intellectuelle est similaire dans le cas de la *Història mundial de Catalunya* (HMC, 124 dates, 98 auteur-e-s), publiée en plein mouvement de contestation après le referendum indépendantiste, non reconnu par Madrid, de 2017. Dirigée par Borja de Riquer i Permanyer, professeur émérite d'histoire contemporaine à l'Université Autonome de Barcelone, l'ouvrage fait du mondial un élément caractérisant et fondateur de l'identité catalane, qui serait «faite d'ouverture et de mutations».³⁴ Cette image irait ainsi alimenter une forme de nationalisme ouvert, où le passage par l'étranger, comme le note ironiquement

29 Catherine Lanneau, Entretien avec Marc Boone, in: *Revue Générale* 21/1 (2020), p. 86.

30 Heerma van Voss (éds), *op. cit.*, p. 14.

31 Núñez Seixas (éds), *op. cit.*, p. 18.

32 Giovanna Canciullo, 1861. I treni dei Rothschild, in: Barone (éds), *op. cit.*, p. 363.

33 Rosa Martia Monastera, 1797. La «chiave di tutto», in: Barone (éds), *op. cit.*, pp. 300–301.

34 Riquer i Permanyer, *op. cit.*, p. 22.

l'historien Jordi Canal dans *El Pais*, ne serait en fait qu'une «buena excusa para disimular lo hispánico».³⁵

Ces quelques exemples montrent à quel point une perspective d'histoire mondiale peut servir des ambitions historiographiques et politiques quelque peu divergentes selon les contextes, allant de la critique du roman national (France et Italie notamment) au renforcement de celui-ci (comme en Sicile ou en Catalogne). Il est donc utile de s'intéresser de plus près aux manières à travers lesquelles des notions centrales comme «monde» et «nation» s'articulent dans les différents ouvrages.

«Mondial mais pas trop»: la nation comme unité d'analyse

«Déconstruction», «désacralisation» ou encore «remise en question»: c'est avec ces termes que les auteur-e-s des histoires mondiales appréhendent leurs espaces nationaux respectifs. De ce point de vue, ils s'inscrivent dans la longue lignée de travaux qui, depuis les années 1990, ont essayé de court-circuiter les compartimentages géographiques et de dépasser le cadre de l'État-nation en tant qu'unité d'analyse. Comme l'explique Thomas Bender, l'un des pionniers de l'approche dite transnationale, l'espace territorial d'un pays se révèle parfois un contenant insuffisant pour saisir pleinement la complexité historique: d'où la nécessité d'étudier les circulations, les échanges et les transferts qui se sont déployés dans une multitude de domaines.³⁶ La nation, toutefois, demeure un point de référence central, l'enjeu étant de décaler le regard pour offrir tout simplement une autre perspective sur un sujet donné. En somme, il ne s'agit pas d'élaborer un «contre-récit»³⁷ mais de faire du même avec de l'autre, témoignant ainsi du fait que le choix d'une échelle d'observation dépend finalement du type d'interrogation que le chercheur ou la chercheuse se pose.³⁸ La centralité de la nation est en revanche nettement moins visible dans le cas de l'histoire globale et

35 Jordi Canal, ¿Historias mundiales?, in: *El Pais*, 17 mai 2019.

36 Sur l'histoire transnationale, voir Kiran Klaus Patel, *An Emperor without Clothes? The Debate about Transnational History Twenty-five Years On*, in: *Histoire@Politique* 26 (2015), <https://www.histoire-politique.fr/index.php?numero=26&rub=pistes&item=32> (15. 12. 2020); Pierre-Yves Saunier, *Transnational History*, Basingstoke 2013; Akira Iriye, Pierre-Yves Saunier (éds), *The Palgrave Dictionary of Transnational History*, Basingstoke 2009; Gunilla Budde, Sebastian Conrad, Oliver Janz (éds), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006. Voir aussi Madeleine Herren, Martin Rüesch, Christiane Sibille, *Transcultural History. Theories, Methods, Sources*, Berlin 2012.

37 Sonya Faure, Cécile Daumas, Philippe Douroux, *Une autre histoire de France est possible*, in: *Libération*, 11 janvier 2017.

38 Voir les réflexions de Stephen W. Sawyer, *Aurore Clavier, Ces nations façonnées par les empires et la globalisation. Réécrire le récit national du XIX^e siècle aujourd'hui*, in: *Annales. Histoire et sciences sociales* 1/69 (2014), pp. 117–137.

connectée, actuellement en plein essor.³⁹ Ces courants visualisent autrement l'espace et les relations, tout comme la nature des interconnexions et des interdépendances à l'échelle planétaire⁴⁰. Selon Philippe Minard, l'une de leurs vertus est précisément celle d'opérer un décentrement du regard qui permet de «saisir des phénomènes que peuvent masquer la grille de lecture nationale habituelle et les biais introduits par la production nationale des archives – par nature territorialisés».⁴¹

Mais jusqu'où pousser ce décentrement? C'est là toute l'ambiguïté des histoires mondiales. Le mondial y est à la fois objet et perspective d'analyse,⁴² et il y apparaît d'ailleurs à des degrés très variables en fonction des notices (voire de manière insuffisante, comme l'estime Ennio Igor Mineo).⁴³ Ce qualificatif est utilisé dans au moins deux sens, ce qui peut prêter le flanc, comme nous le verrons plus loin, à des malentendus et à des critiques. Il est en effet question de montrer la projection mondiale d'un pays et, simultanément, d'éclairer comment le mondial (ou l'étranger) a influencé sa trajectoire. Pour Andrea Giardina, par exemple, la SMI est l'histoire des «presenze italiane nel mondo et mondiali in Italia».⁴⁴ Dans le cas de l'HMPB, il s'agit d'analyser comment «l'histoire néerlandaise a été influencée par l'étranger et comment les développements néerlandais sont liés aux développements internationaux»,⁴⁵ des objectifs que l'on retrouve également pour la Flandre («montrer à quel point les influences extérieures ont déterminé les expériences personnelles et collectives»)⁴⁶. En ce qui concerne la Catalogne, en revanche, l'ambition est sensiblement différente, à savoir retracer «les influences des Catalans à l'extérieur» et saisir «l'expression locale catalane d'un évènement mondial».⁴⁷

39 Sur l'histoire globale, voir Matthias Middell (éds), *The Practice of Global History. European Perspectives*, Londres 2019; Alessandro Stanziani, *Les entrelacements du monde. Histoire globale, pensée globale. XVI^e-XXI^e siècles*, Paris 2018; Roland Wenzlhuemer, *Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in 6 Episoden*, Konstanz, 2017; Sebastian Conrad, *What is Global History?*, Princeton 2016. Sur l'histoire connectée, voir Sanjay Subrahmanyam, *Explorations in Connected History. From the Tagus to the Ganges*, Oxford 2005.

40 Une discussion dans Alessandro Stanziani, *Eurocentrism and the Politics of Global History*, London 2018.

41 Philippe Minard, *Globale, connectée ou transnationale: les échelles de l'histoire*, in: *Esprit* 12 (2013), p. 25.

42 Sur cette ambiguïté, voir Christian Delacroix, *L'histoire globale: un regard historiographique à partir du cas français*, in: *Critical Hermeneutics* 3/1 (2019), <https://ojs.unica.it/index.php/ecch/article/view/3877> (25.4.21).

43 Ennio Igor Mineo, *Mondiale ma non troppo*, in: *Società e Storia* 166 (2019), pp. 845–850.

44 Giardina (éds), *op. cit.*, p. xvi.

45 Heerma van Voss (éds), *op. cit.*, p. 13.

46 Voir la présentation de l'ouvrage *Histoire mondiale de la Flandre* sur le site de l'institution culturelle flamando-néerlandaise *Ons Erfdeel vzw*: <https://www.de-lage-landen.com/book/lhistoire-mondiale-de-la-flandre> (15.12.2020). Des notices en français sont consultables à l'adresse suivante: <https://www.les-plats-pays.com/series/histoire-mondiale-de-la-flandre> (15.12.2020).

47 Riquer i Permanyer, *op. cit.*, p. 15.

Il est donc clair que la nation, bien que déconstruite, demeure une unité d'analyse centrale dans la démarche intellectuelle qui sous-tend l'écriture des histoires mondiales. Cela a par ailleurs nourri trois critiques majeures. La première est soulevée par certains tenants de l'histoire globale, qui ont souligné la «contradiction de fond de vouloir rendre compte des liens 'mondiaux' d'entités territoriales 'nationales'»,⁴⁸ une démarche qui ne s'affranchirait donc pas du «nationalisme méthodologique»⁴⁹ pourtant tant décrié. Sanjay Subrahmanyam, pionnier de l'histoire dite connectée et titulaire de la chaire d'«histoire globale de la première modernité» du Collège de France, a ainsi qualifié l'HMF de «crypto-nationaliste».⁵⁰ La faute à un manque d'innovation méthodologique, l'ouvrage n'étant à ses yeux ni plus ni moins qu'une «encyclopédie conçue de manière indifférente»⁵¹ débouchant sur une histoire écrite par des Français pour des Français. Cette remarque n'est pas sans un certain fondement: il est vrai, en effet, que la très grande majorité des auteurs ayant participé à ces entreprises travaillent dans les pays en question, avec une surreprésentation de certaines villes et centres universitaires. Comme l'a noté Andrea Brazzoduro, sur les 122 auteur-e-s de l'HMF, 11 (9 %) ne sont pas français (sur les 111 restants, 80 travaillent à Paris). Sur les 178 auteur-e-s de la SMI, 24 (13,41 %) ne travaillaient pas en Italie. Sur les 111 auteur-e-s de l'HME, seuls 17 (15,45 %) sont en poste à l'étranger.⁵² En ce qui concerne la HMS, la grande majorité des auteur-e-s sont issu-e-s d'une seule université, celle de Catane, alors que dans le cas de la HMC, 82 % des auteur-e-s sont rattaché-e-s à des institutions catalanes. Dans ces conditions, on peut légitimement se poser des questions sur la nature et la portée du décentrement évoqué plus haut par Philippe Minard ou sur l'adéquation de ces projets avec l'idée d'une «histoire à parts égales»⁵³ préconisée par Romain Bertrand.

La deuxième critique concerne la projection du cadre national à une époque où celui-ci ne correspondrait à aucune réalité territoriale ou mentale. Les histoires mondiales commencent dans l'Antiquité ou même à la préhistoire, pour s'achever sur des événements contemporains (les attentats de Paris de 2015 ou le referendum pour l'indépendance de la Catalogne de 2017). L'enjeu est justement de «neutraliser la question des origines»,⁵⁴ pour reprendre les termes

48 Andrea Brazzoduro, *Oltre la storia nazionale? Tre risposte alle sfide della global history*, in: *Passato e Presente* 108 (2019), p. 147.

49 Speranta Dumitru, *Qu'est-ce que le nationalisme méthodologique? Essai de typologie*, in: *Raisons politiques*, 2/54 (2014), pp. 9–22.

50 Sanjay Subrahmanyam, *L'histoire nationale tyrannise les historiens*, in: *Politis*, 25 juillet 2018.

51 Cornell Fleischer, Cemal Kafadar, Sanjay Subrahmanyam, *How to Write Fake Global History*, in: *Cromohs-Cyber Review of Modern Historiography* (2020), <https://oajournals.fupress.net/index.php/cromohs/debate> (25.4.21).

52 Brazzoduro, *op. cit.*, p. 146.

53 Romain Bertrand, *L'Histoire à parts égales: récits d'une rencontre Orient-Occident, XVI^e-XVII^e siècle*, Paris 2014.

54 Boucheron, Delalande, *Récit national et histoire mondiale*, *op. cit.*, p. 5.

de Patrick Boucheron, et de couper les pieds à toute instrumentalisation politique du passé. Cette démarche contribue toutefois à plaquer l'idée de l'existence d'une entité nationale à des périodes de l'histoire où celle-ci n'est pas forcément pertinente. Paradoxalement, le risque est donc de renvoyer l'image d'une nation éternelle qui s'enracinerait dans la longue histoire. Comme le souligne Roberto Zaugg en se référant à la SMI, il aurait fallu insister davantage sur le fait que «l'Italia non è sempre stata l'Italia e che lo stato unitario, che ha preso forma nell'ultimo secolo e mezzo, non era una necessità storica». ⁵⁵ Certes, il est peut-être excessif d'affirmer, comme le fait Marco Rovinello dans les pages de la *Revue suisse d'histoire*, que cet ouvrage néglige «la ormai lunga riflessione sul carattere storico e artificiale delle nazioni [...] per prendere come unità d'analisi un classico pattern argomentativo nazionalista». ⁵⁶ Comme la littérature transnationale mentionnée plus haut l'a désormais bien montré, la nation n'est pas une unité d'analyse qui s'opposerait nécessairement au mondial, en particulier dès le XVIII^e siècle, même si ce n'est pas un hasard si les historiens médiévistes ou modernistes préfèrent utiliser, pour ces périodes, les adjectifs global ou connecté.

Enfin, une troisième critique touche à l'unidirectionalité qui caractérise le processus de déconstruction du roman national. La focale sur les connexions et les échanges, si elle est attendue et logique car inhérente au projet intellectuel, laisse peu d'espace aux moments de démondialisation et aux asymétries de ce processus, tels que discutés par exemple par Frederick Cooper. ⁵⁷ Aussi, le mondial est souvent appréhendé comme un vecteur d'hybridations et de métissages, même si Boucheron se défend de vouloir en tisser systématiquement les louanges, ⁵⁸ ou comme une ouverture porteuse de vertus nécessairement cosmopolites. Or, cette vision positive n'est qu'une face de la médaille. ⁵⁹ Comme le signale Miel Groten pour le cas de l'HMPB, «même le nationaliste le plus endurci ne voit pas l'histoire des Pays-Bas comme une histoire hermétiquement fermée». ⁶⁰ En effet, la consolidation du nationalisme et de l'idée nationale dès le XIX^e siècle s'est largement nourrie d'observations et de regards sur les expériences étrangères. Encore aujourd'hui, les discours d'extrême-droite recèlent des éléments fortement transnationaux, comme les notions de «civilisation occiden-

⁵⁵ Zaugg [et al.], *op. cit.*, p. 265.

⁵⁶ *Ibid.*, p. 279.

⁵⁷ Frederick Cooper, Le concept de mondialisation sert-il à quelque chose? Un point de vue d'historien, in: *Critique internationale* 10/n°1 (2001), pp. 101–124.

⁵⁸ Boucheron (éds), *op. cit.*, p. 13.

⁵⁹ Un enjeu mis en avant dans le cas de l'HMPB. Voir Maarten Van Ginderachter, *Wereldgeschiedenis van Nederland en Vlaanderen: Over de (on)mogelijkheid van een open, globale en niet-nationalistische geschiedenis voor een breed publiek*, in: *Tijdschrift voor Geschiedenis* 133/n°1 (2020), pp. 95–96.

⁶⁰ Miel Groten, Recensie: Huygens Instituut-Wereldgeschiedenis van Nederland, 12 novembre 2018, <https://www.jhsg.nl/recensie-huygens-instituut-wereldgeschiedenis-nederland/> (15.12.2020).

tales» et de «culture européenne». De même, la recherche académique la plus récente a bien montré les dimensions transnationales des fascismes et du nazisme, des phénomènes qui, eux aussi, n'ont pas connu de frontières.⁶¹

Histoire mondiale et recherche collective

Les critiques évoquées ci-dessus résultent en grande partie de l'extrême flexibilité conceptuelle qui caractérise ces entreprises collectives. Cela concerne tout d'abord la notion centrale, à savoir le mondial. Le choix de ce label n'est jamais vraiment explicité. Il peut paraître même relativement surprenant, car il fait moins référence au courant de la «*World History*» qui s'est développé à partir des années 1980,⁶² qu'aux approches transnationales, globales, voire connectées mentionnées plus haut. Le référentiel historiographique que l'on retrouve notamment dans les parties introductives est à cet égard extrêmement hétérogène. Les différents qualificatifs – mondial, transnational, global, connecté, etc. – y sont très souvent utilisés de manière complètement interchangeable. Cela n'est pas en soi problématique, tant ces courants de recherche peuvent se superposer et servir de véritables boîtes à outils. S'il ne s'agit donc pas d'alimenter une «guerre des étiquettes»,⁶³ cette indifférenciation et le fait de «jouer sur tous les tableaux»,⁶⁴ comme le souligne Sanjay Subrahmanyam, peut néanmoins engendrer des *quiproquos* surprenants. Ainsi, la version anglaise de l'HMF a été publiée en 2019 avec le sous-titre *A New Global History of France*,⁶⁵ un terme probablement plus conforme au marché éditorial anglophone. De même, le volume en préparation en Allemagne, sous presse au moment de l'écriture de ces lignes, n'est pas une «*Weltgeschichte*», comme on pourrait s'y attendre, mais une «*Globalgeschichte*», ce qui montre une nouvelle fois la souplesse du label «mondial».⁶⁶ Il est aussi intéressant de noter que les références à l'HMF dans les

61 Sandrine Kott, Kiran Klaus Patel (éds) *Nazism across Borders. The Social Policies of the Third Reich and their Global Appeal*, Oxford 2018; Arnd Bauerkämper, Grzegorz Rossolinski-Liebe (éds), *Fascism Without Borders. Transnational Connections and Cooperation between Movements and Regimes in Europe from 1918 to 1945*, New York 2017; Matteo Albanese, Pablo del Hierro, *Transnational Fascism in the Twentieth Century Spain, Italy and the Global Neo-Fascist Network*, London / New York 2016.

62 Eric Vanhaute, *World History. An Introduction*, London / New York 2013; Patrick Manning, *Navigating World History. Historians Create a Global Past: A Guide for Researchers and Teachers*, Basingstoke 2003.

63 Christophe Charle, *Histoire globale, histoire nationale? Comment réconcilier recherche et pédagogie*, in: *Le Débat* 3/175 (2013), p. 65.

64 Subrahmanyam, *L'histoire nationale tyrannise les historiens*, *op. cit.*

65 Patrick Boucheron, Stéphane Gerson (éds), *France in the World. A New Global History of France*, New York 2019.

66 Le même choix a été effectué au Portugal, ce qui montre que la notion d'«histoire globale», au-delà des querelles posées par la traduction du terme anglais *global*, est bien ancrée dans le paysage historiographique non anglo-saxon.

ouvrages qui ont suivi ne sont pas nécessairement automatiques. Ces projets sont étonnamment relativement peu connectés les uns les autres. Par exemple, aucune mention du livre dirigé par Boucheron n'est faite dans les longues pages introductives de la HMS ou de la HMC. Dans l'HME il est précisé que celle-ci n'est pas «une copie ou une adaptation littérale»⁶⁷ du modèle français, mais les éventuelles différences ne sont pas détaillées. Enfin, dans le cas de la Flandre, l'impulsion ne relève pas directement de la communauté d'historiens professionnels, mais d'un journal local, le *Standaard*, désireux de reproduire l'expérience de l'HMF et d'en publier des extraits dans ses pages.⁶⁸

À l'épreuve des faits, donc, l'histoire mondiale se révèle un modèle historiographique éclaté, qui reflète les incertitudes d'un champ de recherche émergent. La latitude conceptuelle qui l'accompagne est aussi révélatrice des problématiques inhérentes à l'élaboration d'un programme de recherche collectif à l'heure de la mondialisation.⁶⁹ Au sein de la communauté académique, les discussions à ce sujet sont intenses: Lynn Hunt affirme par exemple que «history writing in the global era can only be a collaborative form of inquiry»,⁷⁰ alors que Dominic Sachsenmaier se demande si de nouvelles structures de recherche ne seraient pas nécessaires afin de développer «more multilateral and less nation-centered visions of the past». ⁷¹ Dans le cas des histoires mondiales, l'un des enjeux est de savoir comment assurer une cohérence à des entreprises qui réunissent, dans leur ensemble, plusieurs centaines d'historiens et d'historiennes aux parcours et aux spécialisations, y compris chronologiques, extrêmement hétérogènes. Certains débats historiographiques plus ou moins récents offrent ici un point de comparaison intéressant. Que ce soit au sujet du «*Sonderweg*» allemand, de l'«*American exceptionalism*» ou du «*Sonderfall*» suisse, la supposée spécificité des voies nationales a en effet déjà été questionnée par la communauté scientifique.⁷² L'exemple le plus représentatif est sans doute le travail mené aux États-Unis à partir du début des années 1990 par l'*Organization of American Historians* et des chercheurs comme Thomas Bender, David Thelen et Ian Tyrell.

67 À cet égard, les auteurs soulignent que «distintos, aunque no necesariamente extraordinarios, son los derroteros históricos de las Españas, como también diferentes son los imperativos del presente en una comunidad política pluricultural y en buena parta plurinacional». Voir Núñez Seixas (éds), op. cit., p. 15.

68 Lanneau, op. cit., p. 84.

69 Sven Beckert, Dominic Sachsenmaier (éds), *Global History, Globally. Research and Practice Around the World*, London 2018.

70 Lynn Hunt, *Writing History in the Global Era*, New York / London 2015, p. 151. Voir aussi Giorgio Riello, La globalisation de l'Histoire globale: une question disputée, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine*, 5/n°54-4 bis (2007), pp. 23-33; Gabriela Goldin Marcovich, On the Potentialities (and Limits) of Collaboration in Global History, in: *L'Atelier du Centre de recherches historiques* 18 (2018), <http://journals.openedition.org/acrh/8074> (25.4.21).

71 Dominic Sachsenmaier, *Global Perspectives on Global History*, Cambridge 2011, p. 239.

72 Pour le cas allemand, voir Sebastian Conrad, Jürgen Osterhammel (éds), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871-1914*, Göttingen 2004.

L'objectif était similaire à celui de Patrick Boucheron: adopter une démarche transnationale et faire des États-Unis une «nation parmi les nations»,⁷³ nuancé ainsi le caractère prétendument unique de sa trajectoire historique. Contrairement à l'histoire mondiale, toutefois, il faut noter ici une attention soutenue à la définition des méthodes et des concepts. En effet, entre 1997 et 2000, plusieurs rencontres – connues comme les *La Pietra Meetings*, du nom d'une antenne de la *New York University* à Florence – ont été organisées en vue de déterminer avec précision les contours d'un projet collectif qui a impliqué 78 participants, dont un tiers travaillant en dehors des États-Unis.⁷⁴ De plus, ce programme de recherche se voulait non seulement académique, avec la création de prix pour des articles et des livres sur l'histoire américaine écrits par des étrangers ou la mise en place d'un *Board of International Contributing Editors* au sein du *Journal of American History*, mais aussi pédagogique, proposant notamment une reformulation des contenus de l'enseignement secondaire et supérieur.⁷⁵

Quid de la Suisse? Si, comme le signale Jakob Tanner, les approches transnationales *ante litteram* existent depuis longtemps,⁷⁶ l'application d'une telle perspective s'est progressivement imposée à partir du début des années 2000, y compris dans les publications destinées au grand public.⁷⁷ Ce désenclavement est passé par l'étude des réseaux économiques et commerciaux, par l'examen de la politique étrangère du pays (et de ses cantons) depuis l'époque médiévale ou encore par l'analyse de l'implication d'acteurs suisses dans l'esclavage et le colonialisme.⁷⁸ Plus récemment, suite au mouvement de contestation antiraciste qui a émergé au printemps 2020 dans de nombreux pays occidentaux, la *Revue suisse d'histoire* a ouvert sur son site internet une section consacrée à la «Suisse globale», rassemblant une trentaine d'articles parus entre 1972 et 2019.⁷⁹ Enfin, dès 2016 est actif un réseau de recherche sous l'égide de la Société suisse d'histoire économique et sociale, dont le but est de définir les contours d'une «histoire transnationale» de la Suisse. Des panels et plusieurs workshops ont été

73 Thomas Bender, *A Nation Among Nations: America's Place in World History*, New York 2006. Voir aussi Ian Tyrrell, *Transnational Nation. United States History in Global Perspective since 1789*, Basingstoke 2007.

74 C'est donc suite à de longues discussions, et après avoir écarté d'autres labels possibles, que les participants ont sélectionné le qualificatif de «transnational». Voir Ian Tyrrell, *Reflections on the Transnational Turn in United States History: Theory and Practice*, in: *Journal of Global History* 4/3 (2009), pp. 453–474.

75 OAH Reports, *The LaPietra Report: A Report to the Profession*, 1 septembre 2000, <https://www.oah.org/insights/archive/the-lapietra-report-a-report-to-the-profession/> (15.12.2020).

76 Jakob Tanner, *Thesen und Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte der Schweiz*, in: Büsser [et al.], *op. cit.*, pp. 225–235.

77 Grégoire Nappéy, *Mix & Remix, Histoire suisse*, Le Mont-sur-Lausanne 2016.

78 Pour une synthèse, voir André Holenstein, *Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte*, Baden 2015.

79 Voir <http://www.sgg-ssh.ch/fr/la-suisse-globale-relisez-maintenant-la-rsh> (15.12.2020).

organisés,⁸⁰ suivis par la parution d'un premier ouvrage collectif en 2020. Or, force est de constater que la méthodologie envisagée pour désenclaver l'histoire du pays n'est (volontairement) pas précisée, même si de nombreuses pistes de recherche sont évoquées:⁸¹ on en appelle en effet à tout historien et historienne «adoptant des approches 'transnationale', 'globale', 'connectée', 'croisée', 'comparée', 'partagée' ou encore 'post-coloniale'». ⁸² Sans nier les apports heuristiques de telles perspectives pour amener une nouvelle lumière sur le passé suisse, on pourrait ainsi se demander si ce cadre extrêmement large ne fragiliserait pas l'élaboration d'un agenda de recherche vraiment commun, pouvant déboucher sur une reformulation non seulement de l'écriture de l'histoire, mais aussi de son enseignement dans les écoles secondaires et de sa vulgarisation auprès du grand public.

Conclusion

Par son écho dans l'espace public et les débats méthodologiques qu'elle soulève au sein de la communauté académique, l'écriture des histoires mondiales en Europe représente sans nul doute une expérimentation fascinante et riche d'enseignements. Si elle n'est pas nouvelle en soi, elle a sûrement contribué à rafraîchir le roman national, délivrant une vision moins patriotique de l'histoire. Surtout, ce modèle historiographique renouvelle le rapport des universitaires à la cité et à l'engagement politique.⁸³ Une telle manière de penser et d'écrire l'histoire est en effet présentée comme un possible antidote à la résurgence des populismes et des nationalismes, qui reposeraient justement sur «les fausses mémoires d'une grandeur historique perdue». ⁸⁴ C'est pourquoi, comme le notent Richard Drayton et David Motadel, elle est «plus importante que jamais». ⁸⁵

Certes, les écueils ne manquent pas. Malgré un format bien ficelé, les démarches sont très variées et marquées par un certain éclectisme méthodologique, qui peine parfois à convaincre les spécialistes. D'un côté, le mondial demeure un point de référence assez flou et souvent vu sous un jour «positif»; de l'autre, le cadre national est plaqué à des périodes où il n'existe pas ni comme

⁸⁰ La liste des activités scientifiques est disponible sur le site: www.transnationalhistory.ch. Voir aussi la conférence «From Colonization to Globalization: Why We Should Rethink Swiss History», Berne, 19–20 avril 2018, <https://www.connections.clio-online.net/conferencereport/id/tagungsberichte-7695> (15. 12. 2020).

⁸¹ Voir Pierre Eichenberger [et al.], *Beyond Switzerland: Reframing the Swiss Historical Narrative in Light of Transnational History*, in: *Traverse* 17 (2017), pp. 137–152.

⁸² Voir la page de présentation du site <https://www.transnationalhistory.ch/> (15. 12. 2020).

⁸³ Régis Debray, *Le temps brisé*, in: *Médium* 54 (2018), pp. 149–175.

⁸⁴ Richard Drayton, David Motadel, *Discussion: The Futures of Global History*, in: *Journal of Global History* 13/1 (2018), p. 15.

⁸⁵ Idem.

idée ni comme réalité territoriale. Mais cela ne revient pas à nécessairement à oublier le caractère artificiel et construit des nations. En effet, comme le rappelle Patrick Boucheron pour le cas de l'HMF, il s'agit de dessiner les contours d'une histoire non-nationale de l'espace français, qui ne serait ni «linéaire ni orientée» et qui n'aurait «ni commencement ni fin».⁸⁶ Dans ce sens, l'approche encyclopédique qui caractérise les projets d'histoire mondiale, au-delà des controverses liées à la sélection des dates,⁸⁷ offre au public une manière quelque peu postmoderne de découvrir et d'interroger le passé.

Il reste à savoir quel sera l'avenir de ce modèle historiographique: représentera-t-il un phénomène éditorial de grand succès, mais de courte durée, ou saura-t-il s'imposer durablement dans le paysage déjà bien encombré des courants de recherche qui étudient les formes, la portée et les limites de la mondialisation?

Damiano Matasci, Département d'histoire générale, Université de Genève,
Faculté des Lettres, 5 rue De-Candolle, 1211 Genève 4, damiano.matasci@unige.ch

⁸⁶ Boucheron (éds), *op. cit.*, p. 14.

⁸⁷ Voir par exemple, Benjamin Ivry, This Controversial History Book is Causing a Stir in France and Beyond. Here's Why, in: *Time*, 9 avril 2019.

L'enquête européenne du roi de France Louis XV sur les impositions (1763–1768): la grande oubliée des historiens suisses

Gilbert Coutaz

En 1768, Jean Louis Moreau de Beaumont (1715–1785),¹ Intendant des finances, publie les résultats d'une double enquête: situation fiscale française et systèmes d'imposition européens.² Celle-ci a été initiée en novembre 1763, par le contrôleur général des finances, en charge entre 1759 et 1763, Henry-Léonard-Jean-Baptiste Bertin (1720–1792); elle a été achevée par son successeur, actif entre décembre 1763 et 1768, Clément-Charles-François de L'Averdy (1723–1793).

En 1789, Nicolas-Louis-Juste Poullin de Viéville (1754–1816),³ rompu aux pratiques de la fiscalité, reproduit l'édition de 1768, en lui ajoutant un *Supplément*. On est alors à la veille de la réunion des États généraux, la contestation de la monarchie gronde.

Selon Poullin de Viéville, l'ouvrage de Moreau de Beaumont «a été longtemps le seul où l'on put s'instruire avec quelque certitude de l'état de la France: c'était le manuel des intendants».⁴ Adam Smith (1723–1790), philosophe et économiste écossais, s'en inspira pour son livre *Recherches sur la nature et les causes de la richesse des nations*, en laissant le jugement suivant: «L'Etat des impôts de la France qui remplit trois volumes in-4, peut être regardé comme parfaitement authentique; celui des impositions des autres nations de l'Europe a été compilé d'après les informations qu'ont pu se procurer les ministres français

1 Nicolas-Louis-Juste Poullin de Viéville, Notice sur la vie de l'auteur [Jean-Louis Moreau de Beaumont], in: Mémoires concernant les Impositions et Droits en Europe, Première partie Contenant les droits qui ont lieu dans les Isles Britanniques, les couronnes du Nord, les États d'Allemagne, ceux d'Italie, d'Espagne & de Portugal, Paris 1787, pp. I–VIII, et Michel Antoine, Le gouvernement et l'administration sous Louis XV, in: Dictionnaire biographique, Paris 1978, p. 189.

2 Jean Louis Moreau de Beaumont, Mémoires concernant les Impositions et Droits en Europe. Première partie Contenant les Droits qui ont lieu dans les Isles Britanniques, les Couronnes du Nord, les États d'Allemagne, ceux d'Italie, d'Espagne & de Portugal, Paris 1768, pp. XI–XII.

3 Mémoires concernant les impositions et droits, par Mr. Moreau de Beaumont, Conseiller d'Etat, Nouvelle édition conforme à celle de l'Imprimerie Royale, avec des Suppléments, et des tables alphabétiques et chronologiques, par Mr Poullin de Viéville, Avocat au Parlement, Censeur Royal [...], Paris 1787–1789, 5 volumes. La seconde édition reprend exactement le texte de la première mais avec un index des matières, des noms de lieux et de personnes pour les quatre premiers volumes. Le volume de Supplément et de mise à jour donne la table chronologique des règlements adoptés depuis 1768 en matière fiscale. Pour le détail des tomes, voir Mireille Touzery, Trois instruments de travail pour l'étude de la fiscalité moderne. Encyclopédie Panckouke (1784–1787), Auger (1788), Moreau de Beaumont (1768–1769, 1787–1789), in: Etudes et documents X (1998), pp. 207–233, <https://u-pec.academia.edu/MireilleTOUZERY> (20.10.2020).

4 Moreau de Beaumont (1787), op. cit., p. VIII, cité par Touzery, op. cit., pp. 160–161.

auprès des différentes cours, et, probablement, il n'est pas tout à fait aussi exact que celui des impôts de la France». ⁵

Malgré leur ampleur, les efforts engagés dès le milieu du XVIII^e siècle par l'administration française des finances pour redresser la situation catastrophique du trésor royal n'eurent aucun effet bénéfique sous les règnes de Louis XV (1710–1774) et de son successeur. Ils ne constituèrent au final qu'une étape dans la recherche de solutions, toutes vouées à l'échec jusqu'à la Révolution de 1789. L'Averdy en avait pressenti le côté inéluctable:

Il ne lui avait guère fallu de temps pour comprendre, qu'à moins d'une révolution, le problème fiscal était insoluble dans le cadre de la monarchie et que tant que les magistrats ne le comprendraient pas, la réforme fiscale demeurerait chez les Français un argument d'opposition au gouvernement.

Dès lors, tout laisse à penser que L'Averdy déploya ses efforts pour laisser aller l'enquête sur les impositions en Europe et amusa la commission des finances pour lui faire sentir que les systèmes fiscaux et financiers des pays étrangers étaient insatisfaisants. La tactique fiscale de L'Averdy consista donc à associer la magistrature pour qu'elle se rende compte d'elle-même que la position du ministre, comme celle de Bertin, celle d'un conservatisme teinté d'un certain réformisme «égalitaire», était la seule voie que l'on pouvait envisager dans l'immédiat pour tirer paisiblement la monarchie de ses difficultés présentes. ⁶

En sollicitant des informations sur les natures et les modes de perception des impôts à travers l'Europe, la monarchie française offre une source rare: une lecture synchronique et comparative sur une étendue territoriale aussi large et un temps aussi court. Le Mémoire livré sur les cantons suisses, les bailliages et certains de leurs alliés, ainsi que les deux publications qui lui font écho, ont échappé à l'attention des historiens suisses.

La version manuscrite est conservée aux Archives nationales de France. ⁷

Limites de notre étude

Dans un premier temps, nous considérerons les conditions de la diffusion et de l'exploitation du Mémoire. Nous le situerons ensuite dans le contexte politique et administratif de la royauté française. Le Mémoire porte plusieurs regards sur la Suisse des années 1760, à un moment où sa perception de l'extérieur est en train de se forger et de s'affirmer, en profond décalage avec les autres pays d'Europe: un peuple préservé à l'image de ses montagnes, des impositions le plus souvent justifiées par les circonstances et une pression fiscale acceptable. Nous les

⁵ Cité par Touzery, *op. cit.*, p. 161.

⁶ Félix, *op. cit.*, *infra* note 14.

⁷ Archives nationales (France), K 879, N^{os} 107 à 110.

examinerons moins sous l'angle de la pertinence des informations fiscales et des réalités financières, qu'en les confrontant avec les différentes représentations contemporaines de la Suisse.⁸

Autrement dit, l'objectif de notre contribution est de faire connaître aux spécialistes une source fiscale, sous l'angle formel et de l'image donnée à l'extérieur de la Suisse, qui n'est pas nécessairement celle partagée au sein du Corps helvétique.

Une publication redécouverte tardivement

Plusieurs raisons expliquent l'ignorance du Mémoire sur les impositions par les cercles de la recherche en Suisse. On peut y voir des retards historiographiques et un intérêt moindre pour une enquête qui n'a pas modifié le cours des événements. Cela dit, d'autres motivations peuvent être prises en compte. La diffusion des éditions de Moreau de Beaumont et de Poullin de Viéville fut des plus confidentielles : 108 bibliothèques à travers le monde possèdent à ce jour l'édition originale de 1768, seules deux bibliothèques suisses en proposent une version électronique.⁹ En 1778, Adam Smith, déjà cité, estimait à trois le nombre d'exemplaires en circulation en Grande-Bretagne.¹⁰

Peter Claus Hartmann reprit une partie de l'édition de 1768, en lui consacrant de longs commentaires. Il n'a pas tenu sa promesse de publier les mémoires laissés de côté dans un premier temps, parmi lesquels on compte celui sur les impositions dans la Confédération helvétique.¹¹ Delphine Laurens s'atta-

8 L'étude n'est guère possible en raison du manque de travaux correspondants dans les cantons concernés par l'enquête. En l'état, aucune n'est comparable aux recherches de Corrado Vivanti, *Le campagne del Mantovano nell'età delle Riforme*, Milano 1959 (Studi e ricerche storiche/Istituto Giangiacomo Feltrinelli, 8) et de Didier Ozanam, *Le système fiscal espagnol sous Charles III, d'après un document contemporain*, in: *Mélanges à la mémoire de Jean Sarrailh*, Paris 1966, pp. 205–234.

9 Selon les catalogues WorldCat et Swissbib (20.10.2020).

10 Cité par Touzery, *op. cit.*, p. 161.

11 Peter Claus Hartmann, *Das Steuersystem der Europäischen Staaten am Ende des Ancien Régime. Eine offizielle französische Enquete (1763–1768), Dokumente, Analyse und Auswertung, England und die Staaten Nord- und Mitteleuropas* (Beihefte der Francia herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris, 7), München/Zürich 1979. Parmi les comptes rendus, retenons celui de Jean-Claude Waquet, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine*, 29/n°2 (avril-juin 1982), pp. 343–344, consultable en ligne,

https://www.persee.fr/doc/rhmc_0048-8003_1982_num_29_2_1194_t1_0343_0000_1 (20.10.2020).

che à détailler les réponses des cours d'Espagne et de Naples.¹² Hermann Büchi¹³ et Martin Körner¹⁴ ne poussent pas la curiosité jusqu'à remonter aux éditions de Moreau de Beaumont et de Poullin de Viéville. Le second cite pourtant Hartmann.

Il faut attendre les recherches fouillées de Mireille Touzery¹⁵ et de Joël Félix¹⁶ pour mesurer l'importance de la double enquête et son inscription dans une période fertile en théories fiscales et placée «sous l'influence de l'extraordinaire sacrifice financier consenti pendant et après la guerre de Sept Ans».¹⁷ La thèse récente de Stefan Altorfer-Ong ignore le tout.¹⁸

Le déroulement de l'enquête sur les impositions en Europe

Dans le cadre du débat complexe sur la réforme fiscale de la monarchie française dont l'état général d'endettement est critique à la sortie de la Guerre de Sept ans (1756–1763), la double enquête devait produire des enseignements et des idées au Ministère des finances. Elle était voulue par le Roi lui-même pour les «bonheurs de ses peuples».¹⁹

12 Delphine Laurens, La genèse des mémoires sur les impositions en Europe de Moreau de Beaumont: des rapports diplomatiques à l'édition (1768), 1999, pp. 75–109 (Université Paris XII, Mémoire de maîtrise d'histoire moderne préparé sous la direction de Mireille Touzery). Je remercie Mme Mireille Touzery de m'avoir mis à disposition ce travail inédit.

13 Hermann Büchi, Solothurnische Finanzzustände im ausgehenden Ancien Régime (ca. 1750–1798), in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 15 (1916), pp. 56–116, <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=bgz-002%3A1916%3A15> (20.10.2020).

14 Martin Körner, Luzerner Staatsfinanzen 1415–1798: Strukturen, Wachstum, Konjunkturen, Luzern/Stuttgart 1981, pp. 97 et 472 (Luzerner Historische Veröffentlichungen; Bd. 13).

15 Mireille Touzery, L'invention de l'impôt sur le revenu: la taille tarifée, 1715–1789, Paris 1994 (Études générales), consultable en ligne, <https://books.openedition.org/igpde/206> (20.10.2020). Voir également supra note 3.

16 Joël Félix, Finances et politique au siècle des Lumières – Le ministère L'Averdy, 1763–1768, Paris 1999, voir compte rendu de Claudine Wolikow, Finances et politique au siècle des Lumières – Le ministère L'Averdy, 1763–1768, in: Annales historiques de la Révolution française, juillet-septembre 2001, pp. 128–130, https://www.persee.fr/doc/ahrf_0003-4436_2001_num_325_1_2538_t1_0128_0000_1 (20.10.2020).

17 Hartmann, op. cit., p. 21.

18 Stefan Altorfer-Ong, Staatsbildung ohne Steuern, politische Ökonomie und Staatsfinanzen im Bern des 18. Jahrhunderts, Baden 2010. Voir également Projet de recherche BeFin sur les finances bernoises à l'époque morne et transcription des sources, http://www.befin.hist.unibe.ch/BeFin_f.htm (20.10.2020).

19 Archives nationales (France), K 79 (1), no 39: Brouillon de Moreau de Beaumont de la lettre envoyée aux ambassadeurs à Madrid, Lisbonne, Naples et Vienne, le 30 juillet 1764, Touzery, op. cit., p. 162, note 27.

Le soin de recueillir sur place les données fut confié en France aux intendants et à l'étranger aux représentants du Roi.²⁰

Toutes les requêtes, fondées sur un questionnaire, furent adressées aux membres du corps diplomatique, en juillet 1764. Selon les cours, de manière inégale, il fallut deux ans pour collecter l'ensemble des informations.²¹

Moreau de Beaumont fut chargé de la mise en œuvre et de la coordination de l'enquête qu'il assuma de bout en bout. Il avait la confiance de sa hiérarchie et l'estime de son entourage. Il s'attacha à respecter à la lettre le protocole et les procédures.

Les réponses à l'enquête sont conservées avec l'ensemble des documents aux Archives nationales de France.²² Elles sont au nombre de trente et une, citées ci-après dans l'ordre de publication, avec leur nombre de pages: Angleterre (25), Suède (27), Danemark & Norvège (18), Villes hanséatiques (14), Bohême (19), Autriche (4), Hongrie (7), Transylvanie (3), Prusse (3), Silésie (7), Saxe (4), Hanovre (11), Bavière (7), Mayence 3), Suisse (32), Liège (5), Pays-Bas autrichiens (12), Hollande (32), Tyrol (5), Venise (5), Mantoue (9), Modène (8), Milanais (21), Sardaigne (30), Gênes (11), Toscane (5), Parme, Plaisance & Guastalla (44), Rome (7), Naples (67), Espagne (43) et Portugal (15). Aucune réponse ne parvint de Russie; la Pologne, dont le nom est évoqué dans les préparatifs de l'enquête, est absente au final;²³ l'Empire ottoman n'a pas été considéré par l'enquête.²⁴

Avant de soumettre les mémoires à la lecture, puis à la publication, Moreau de Beaumont se soucia du contrôle des informations et de la mise en forme des textes. Il améliora la clarté du contenu et de l'expression, supprima les redondances, convertit les monnaies étrangères en «monnaie de France», élimina toutes formes de critiques sur les pratiques de l'administration et la gestion de la fiscalité et adoucit de nombreuses formulations.

20 L'ensemble des étapes et des intervenants est décrit par Laurens, *op. cit.*, pp. 7–74, repris et élargi par Touzery, *op. cit.*, en particulier pp. 162–169.

21 Archives nationales (France), K 879, Documents n° 21 et 22. Le nom de la Suisse n'y apparaît pas (Information communiquée par Thierry Pin, des Archives nationales, Département des publics du site de Paris, le 7 juillet 2020).

22 Archives nationales (France), K 878 à K 882: Papiers de l'intendant des finances Moreau de Beaumont relatifs à l'enquête de Bertin puis de L'Averdy sur les impositions en Europe; correspondance et brouillons des rapports de L'Averdy (auto.), 1764–1768. Voir la carte en couleur publiée en accompagnement de son article par Mireille Touzery, «Los catastros, ¿documentos peligrosos?: bloqueos monárquicos a la expansión napoleónica: una visión europea», in: José Martínez Millán, Concepción Camarero Bullón, Marcelo Luzzi Traficante (éds), *La corte de los Borbones*, vol. I: Crisis del modelo cortesano, Madrid 2011, pp. 49–75 (Colección La Corte en Europa, Temas, 8). Le document représente insuffisamment le maillage complexe de la Suisse avec ses différents cantons, principautés épiscopales et abbaciales, bailliages communs, pays sujets, pays et villes alliés.

23 Hartmann, *op. cit.*, p. 31: «Il seroit bon de connoitre les impositions, droits, et Revenus de la Pologne tant en tems de Guerre qu'en tems de paix».

24 Voir le graphique établi par Touzery, *op. cit.*, p. 184.

Le livre de Moreau de Beaumont est désincarné. [...] Sont proscrits du livre de l'intendant des finances tous les aspects sociaux, économiques et politiques de l'impôt, particulièrement dans leurs dimensions conflictuelles. Le tout s'opère au profit d'une idéologie qui non seulement ne veut pas soulever les débats de l'époque, mais renforce une vulgate monarchique que l'on pourrait résumer en quatre propositions: l'administration a toujours raison, le peuple et les corps sont toujours dans leur tort, la noblesse et le trône sont des alliés indéfectibles, l'action des pouvoirs en place est toujours légitime. [...]. Les responsabilités personnelles des décideurs politiques dans la mise en œuvre des politiques fiscales sont passées sous silence.²⁵

L'édition a été précédée par la remise à Louis XV, au mois de janvier 1768, du *Rapport de la situation des finances par M. De Laverdy, contrôleur général des finances*,²⁶ à ce jour inédit, et du rapport, dont il ne reste que l'introduction, sur les impositions en France qu'il rédigea en juillet et en août 1768.²⁷ En fait, déjà dans le courant de l'année 1765, L'Averdy était intervenu devant la Commission des finances pour faire part du projet de réforme et de ses convictions sur le rôle de l'impôt et de la fiscalité.²⁸

Dans l'«Avertissement» à son volume premier de 1768, Moreau de Beaumont reprend, sans le citer, les idées de son supérieur, partageant la même conviction: la variété régionale constitue un frein puissant au développement d'une véritable politique économique. Les parties de phrases suivantes entre guillemets sont empruntées directement au *Rapport* susmentionné.²⁹

«La contribution est inhérente à la qualité de citoyen», «chaque individu est tenu de contribuer à la cause commune et nationale par ses travaux, par ses talents et dans la proportion de ses facultés». Le principe de la contribution fiscale par tous les membres de la société est le fondement de l'ordre, de l'harmonie et de la paix entre les différentes conditions de chaque individu, c'est-à-dire la garantie «des droits de la propriété» et de «l'exécution des lois». La nécessité prouvée de l'imposition dans la proportion des facultés de chacun obligeait donc à «en rendre la répartition aussi égale, et par cette circonstance la moins onéreuse qu'il est possible». «Il est des vices et des abus que l'on peut regarder comme étant dans l'essence même des choses». «Tout ce que le zèle le plus éclairé, et le plus actif peut faire, c'est d'en diminuer les effets, on ne peut se flatter de les détruire entièrement». Tout système fiscal, quel que soit le pays concerné, est le produit de circonstances historiques dans lesquelles il faut

25 Touzery, *op. cit.*, pp. 176–177, voir également Laurens, *op. cit.*, pp. 50–74.

26 Archives nationales (France), K 885, 137 folios.

27 Félix, *op. cit.*, pp. 297–298.

28 Félix, *op. cit.*, p. 287 et Archives nationales (France), K 879. Lettre aux intendants des généralités de taille réelle, 25 mars 1764.

29 Moreau de Beaumont (1787), *op. cit.*, pp. III–IX, ce que Félix, *op. cit.*, pp. 287–289, ne paraît pas avoir perçu.

rechercher «souvent le principe et la cause des inconvénients et en même temps un obstacle aux remèdes qui pourraient seuls les faire cesser».

Il appert de la lecture attentive des mémoires originaux et de la version imprimée «le manque d'objectivité et le parti pris politique» de Moreau de Beaumont. A travers les corrections de l'intendant, l'administration, la noblesse et le trône apparaissent toujours à leur avantage». ³⁰

Le manuscrit et la publication du *Mémoire sur les impôts en Suisse*

L'auteur du *Mémoire* est Pierre de Buisson de Beauteville (1703–1790),³¹ ambassadeur à Soleure de Louis XV et Louis XVI, du 10 octobre 1763 au 17 juillet 1775.³² Il livre un manuscrit, semble-t-il, dans le courant de l'année 1765,³³ parmi les plus copieux de l'enquête, à la même hauteur que celui de la Hollande, devancé par les mémoires sur Naples, Parme Plaisance & Guastalla, et l'Espagne. Le *Mémoire* doit sa longueur au fait que le texte de base fut peu retouché, à la différence de nombreux autres mémoires. Faut-il voir dans ce ménagement l'expression d'une faveur consentie par Moreau de Beaumont (son défaut d'objectivité a été déjà dénoncé plus haut) ou les effets des relations lointaines et particulières entretenues entre la France et la Confédération helvétique? Le fait d'accorder une notice à chaque canton et à leurs alliés pour un total de vingt entrées explique également le nombre élevé de pages.³⁴

La Suisse de l'Ancien Régime est une mosaïque de territoires, les uns souverains (les XIII cantons et leurs alliés), les autres, les bailliages communs, sujets des premiers. Entre eux, des régimes politiques différents, ce que l'intro-

³⁰ Laurens, *op. cit.*, p. 65.

³¹ Son nom apparaît dans la liste des ambassadeurs à consulter pour les besoins de l'enquête, Archives nationales (France), K 879, Document no 30, et dans le projet de lettre en relation avec l'enquête (ibid., Document no 16). Je remercie Thierry Pin d'avoir porté à ma connaissance ces deux documents.

³² Alexandre Dafflon, Les ambassadeurs ordinaires du roi à Soleure (XVI^e–XVIII^e siècles). Signification d'une présence continue, in: Alexandre Dafflon, Lionel Dorthe, Claire Gantet (éds), *La paix perpétuelle entre la France et la Suisse. Après Marignan, 1516–2016. Actes des colloques*, Paris, 27 septembre/Fribourg, 30 novembre 2016, Lausanne 2018, pp. 446 et 476 (*Mémoire et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande*, 4e série, t. XIV) et André Schluchter, Pierre de Buisson de Beauteville, in: *Dictionnaire historique de la Suisse*, version du 25 avril 2002, <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/032424/2002-04-25/> (25.4.21).

³³ Les lettres aux ambassadeurs français ne sont pas parties toutes en même temps. Celle concernant la Suisse appartenait à un groupe de destinataires «de second ordre»: Bavière, Bruxelles, Cologne le Liège, Florence, Francfort, Hambourg, Lübeck, Mayence, Saxe, Trèves, dont plusieurs ne se retrouvent pas dans l'édition de Moreau de Beaumont, voir Archives nationales (France), K 879, Document n° 30.

³⁴ Touzery, *op. cit.*, pp. 183–184.

duction au Mémoire réparti en trois classes. Celles-ci reflètent également des disparités démographiques, économiques et sociales :

On peut diviser les Etats de la Suisse sous trois classes différentes.

On parlera d'abord de ceux qui se sont les plus écartés de la liberté primitive, et qui par cette raison ont établi et levé plus d'impositions et de droits dans l'Etendue de leur territoire; tels sont les Cantons de Berne, Lucerne, Fribourg et Soleure, que l'on pourroit dire qui forment des Etats presque aristocratiques.

On considérera ensuite les Etats aristodémocratiques, dont les mœurs plus rigides forment la preuve d'une liberté plus Etendue et dans lesquels les impôts ne sont, dans les Cantons où il en existe, de nulle considération par leur médiocrité, et l'on rangera dans cette classe les Cantons de Zurich, Basle, Schaffouse et les villes de Saint-Gall, Malhouse [sic] et Bienne.

On examinera en 3^e lieu les Etats démocratiques, où les vertus du peuple sont quelquefois dangereuses par leurs Excès, et où la liberté ne peut que Gémir d'Etre Extrême: tels sont les Cantons d'Uri, Schwitz, Underwald, Zug, Glaris, Appenzel, et les Républiques des Grisons et du Valais, et l'on ne trouvera dans ces Etats que peu ou point d'impositions.

On terminera enfin ce Mémoire par les Etats qui suivent le Gouvernement Monarchique, tels que l'abbaye de St. Gall, l'Evêché de Basle, Et la Principauté de Neuchâtel.

Titre dans le manuscrit	Source originale	Publication de 1768
«No 16. Impositions En Suisse»	AN, n° 107 à 110 dossier XVIII	
«No 15 Suite la 1 ^{re} partie du Raport concernant la forme des impositions. Impositions dans les Etats de la Suisse» (1) «Suite de la 1 ^{re} partie du raport concernant la forme de ces Impositions. No» (3)	Archives nationales (France), K 879, n° 107 (pagination après coup, au crayon) 1-7	«Impositions dans les États de la Suisse» 149-151
«Impositions, droits et revenus dans les cantons aristocratiques»	7-43	151-163
Berne	7-17	151-156
Lucerne	17-21	156-158
Fribourg	21-24	158-160
Soleure	24-29	160-163

Titre dans le manuscrit	Source originale	Publication de 1768
«Impositions. Droits et Revenus dans les cantons Aristo-Démocratiques»	29-43	163-170
Zurich	29-32	163-164
Bâle	32-37	164-167
Schaffhouse	37-39	167-168
Ville de Saint-Gall	39	168
Mulhouse	40-41	168-169
Bienne	41-43	169-170
«Impôts, droits et revenus des Etats démocratiques de la Suisse»	43-55	170-177
Uri	43	170
Schwytz	43-44	171
Unterwald	44-45	171-172
Zoug	45-46	172
Glaris	47-49	172-173
République des Grisons	49-53	174-175
République du Valais	53-55	176-177
«Impositions, Droits et Revenus dans les Etats alliés de la Suisse qui suivent le Gouvernement Monarchique»	55-63	177-181
Abbaye de Saint-Gall	55-57	177-178
Evêché	57-62	178-180
Principauté de Neuchâtel,	62-63	181
Archives nationales de France, K 879, n° 108 (foliotation après coup, au crayon)		
«Tarif du Péage de Flüelen», mai 1693	1-3r	Néant
Archives nationales de France, K 879, n° 109 (foliotation après coup, au crayon)		
«Péage Pour le chemin de Passage a Morasco (= Morasco, hameau à l'entrée de Monte Piotino, à 700 mètres, et étape sur la route du	1-3v	Néant

Titre dans le manuscrit	Source originale	Publication de 1768
Gothard) Près de la montagne de Platif (ancien nom allemand Platifer) dans la vallée de Livin (= Léventine)», 17 octobre 1750		
Archives nationales de France, K 879, n° 110 (foliotation après coup, au crayon)		
«Tarif du Péage Etabli a Wasen (= Wassen), juin 1732»	1–2r	Néant

Fig. 1. Structure détaillée du Mémoire sur les impositions en Suisse, 1763–1768

L'analyse comparative du manuscrit du Mémoire et de son édition est riche d'enseignements.

Les distances que Moreau de Beaumont prend avec le texte original recourent celles déjà signalées pour l'ensemble des mémoires. Elles sont d'abord formelles. Dans le cas présent, il s'agit du remplacement des chiffres par des lettres et du 'et' par une esperluette, de l'accentuation du E de 'État', de l'utilisation de la majuscule au lieu de la minuscule et inversement.³⁵

Elles passent ensuite par des changements plus importants. Dans le préambule du Mémoire, Moreau de Beaumont remplace la phrase d'origine «ce désir de liberté qu'une terre marâtre leur inspiroit sans cesse, et dont leur position au milieu de montagnes très Elevées augmentoit la sécurité» par «ce desir de liberté qu'une terre marâtre leur inspiroit sans cesse, & que leur position au milieu de montagnes très-élevées, leur donnoit les moyens de se procurer plus facilement & de s'y maintenir».³⁶

Enfin, comme il le fait ailleurs, Moreau de Beaumont supprime les noms des personnes et les événements auxquels celles-ci étaient liées pour protéger ses sources et éviter des crises diplomatiques. Dans le cas de la Suisse, il a laissé par contre plusieurs faits datés, car ils étaient bien connus du côté français.³⁷

³⁵ Il ne signale pas les ratures figurant dans le manuscrit (pp. 6, 26, 37, 41 et 48).

³⁶ Ajoutons, pour être exhaustifs, le changement suivant: «Le Prince Evêque de Basle Est autorisé par les constitutions de l'Empire d'Allemagne» pour «LES Prince, Evêques de Bâle, sont autorisés par les constitutions de l'empire d'Allemagne».

³⁷ «Avant 1555, on étoit dans l'usage d'imposer dans le canton de Fribourg [...] une Taille [...]; depuis cette époque de 1555, cette taille ou contribution n'a point eu lieu». «Depuis environ soixante ans, toute personne qui entre dans la Magistrature ...» (Bâle); «Toutes les fois que les dépenses de la Bourse commune excèdent la recette, on a recours, dans le canton de Glaris, à une imposition dont le montant est déterminé entre les habitants des deux religions», la parité confessionnelle fut instituée le 21 novembre 1532; «Le montant de ces taxes a été jusqu'en 1730 d'Un florin par mille, & d'Un demi-florin par tête» (Glaris); «Depuis 1747, on s'est servi d'un cadastre qui contient l'estimation, qui été

Texte manuscrit	Edition publiée
<p>«Schwitz Depuis que le Canton de Schwitz a quitté l'alliance qu'il avoit avec la France, la nécessité de se procurer les secours que lui procuroient cette alliance a fait mettre en usage une manière assez extraordinaire pour retirer de l'argent, elle consiste à condamner sous les prétextes les plus frivoles, les Citoyens qui ont une certaine aisance en des amendes excessives envers le trésor public, et ces amendes doivent être payées sur le champ où quelquefois par faveur dans le mois qui suit l'Epoque de la condamnation».</p>	<p>«Schwitz On n'a point de connoissance qu'il se perçoive aucune somme à titre d'impôt dans ce Canton; la forme de son gouvernement paroît être directement opposée à tout ce qui pourroit être levé à ce titre: cette circonstance rend entièrement aux vues que l'on se propose, tout ce qui peut le concerne, & ce motif suffit pour faire sentir que les détails relatifs à l'administration de Canton, ne seroient d'aucune utilité pour l'objet dont on est occupé».</p>

Fig. 2. Notice «Canton de Schwytz»: état des différences entre le manuscrit et la version publiée

Le seul passage où la publication s'éloigne fondamentalement de l'original concerne la notice du canton de Schwytz. La réécriture s'explique par les relations tendues entre la France et les cantons suisses. Coïncidence curieuse, l'auteur du *Mémoire sur les impôts en Suisse*, le déjà cité Pierre Buisson de Beauteville, parvint en 1764 à conclure une capitulation générale avec les cantons catholiques (sauf Schwytz), à laquelle adhèrent aussi les protestants en 1772. Il fut écarté des négociations, peu après la mort de Louis XV (1774), à l'évidence en raison de désaccords avec le nouveau ministre des Affaires étrangères, Jean Gravier de Vergennes (1718–1794) qui voulait un renouvellement général de l'alliance franco-suisse.³⁸ Pour mémoire, le 9 mai 1715, seuls les cantons catholiques avaient signé cette alliance, à la suite de leur défaite lors de la seconde guerre de Villmergen (1712). L'intransigeance de Louis XIV à pactiser avec les cantons protestants et les troubles dans les cantons catholiques de Zoug, entre 1727 et 1736, et de Schwytz, entre les Durs et les Doux «Harten- und Lindenhandel» (1763–1764), débouchèrent sur le blocage de la situation, la dénonciation de l'alliance de Zoug en 1733, réintégré en 1736, et le licenciement de toutes les troupes schwytoises, en 1764.³⁹

faite par des Experts, des fonds de terre» (Evêché de Bâle); «Les Grisons n'ayant point eu de guerre depuis celle de la Valteline» (1620–1626).

³⁸ Un nouveau traité fut signé, à Soleure, le 28 mai 1777, par les treize cantons et certains alliés (l'abbé et la ville de Saint-Gall, le Valais, Mulhouse et Bienne), mais non par Neuchâtel et Genève, tenus à l'écart, voir Martin Körner, *Alliances*, in: *Dictionnaire historique de la Suisse*, version du 19 septembre 2006, <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/009802/2006-09-19/> (25.4.21).

³⁹ Renato Morosoli, Kaspar Michel, *Harten- und Lindenhandel*. *Affaires des Durs et des Doux*, in: *Dictionnaire historique de la Suisse*, version du 14 octobre 2009, <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/017204/2009-10-14/#HCantondeZoug> et <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/017204/2009-10-14/#HCantondeSchwytz> (25.4.21).

Nature de la fiscalité

Le tableau synoptique, placé à la fin de l'article, reflète et compare l'ensemble des impositions. Le génie de chaque canton est de faire face à ses obligations, principalement par des mesures transitoires, le recours à des impôts indirects sur les produits, ainsi que sur les péages. L'imposition surgit quand les caisses publiques sont vides. Elle se veut proportionnée, elle frappe certaines catégories de la population; la taxation n'est pas uniforme. La dîme est l'impôt privilégié. Si le service étranger constitue encore une ressource importante, ses revenus déclinent dans la plupart des cantons.⁴⁰ Par contre, le Mémoire signale l'impôt sur les artisans et les fabricants pour les cantons de Fribourg et de Zurich, la République des Grisons, la Principauté abbatiale de Saint-Gall et l'Evêché de Bâle, sur les commerçants et les négociants dans les cantons de Lucerne et de Bâle, ainsi que dans la ville de Mulhouse. Il fait allusion au profit provenant de la protoindustrie: le tissage des toiles, du lin, du coton, travaillé à domicile, selon le modèle du canton de Zurich développé dès les années 1714–1720 (*Verlagsystem*) qui marque l'économie de la Suisse orientale, en particulier dans la Principauté abbatiale de Saint-Gall et le canton de Glaris, ainsi que celle des cantons de Berne et de Schwytz.

Le canton de Berne présente la plus grande diversité en matière de taxes. Des rapprochements entre les cantons sont parfois établis,⁴¹ les revenus de certaines impositions ne sont renseignés que pour le canton de Soleure et la Principauté de Neuchâtel. L'auteur du Mémoire précise le plus souvent l'assiette fiscale, les organes de taxation et de recouvrement. On ne relève aucune trace bureaucratique lourde et permanente ni d'entraves rédhibitoires à la vie quotidienne.

Pour chaque lieu concerné, nous avons puisé dans le Mémoire une phrase qui caractérise le mieux la politique suivie.

Un Mémoire pour quelle mémoire ?

Le Mémoire rendu par Pierre de Buisson de Beateville n'est pas pour autant complet. Les informations sur les deux demi-cantons d'Appenzell, séparés depuis 1597 pour des questions confessionnelles, font défaut.⁴² A la différence d'anciens

⁴⁰ Il n'est évoqué que par les cantons de Berne et de Soleure, sans qu'on puisse comprendre les raisons de son absence dans d'autres cantons.

⁴¹ Ainsi entre Fribourg et Berne, Zurich et Berne, Zoug et Unterwald, Zoug et Uri, la ville de Saint-Gall et les cantons de Zurich et de Bâle.

⁴² Tant le Mémoire que l'édition de Moreau de Beaumont nomment Appenzell, sans qu'une notice lui soit consacrée, tout en précisant qu'«Appenzel» relève des «États démocratiques [...] tels sont les cantons d'Uri, Schwitz, Undervald, Zug, Glaris, les Républiques des Grisons & du Valais».

traités et de certaines cartes,⁴³ Genève, Rottweil ainsi que la ville et l'évêché de Constance sont absents du Mémoire. Le mémoire passe sous silence la pratique précoce et à vaste échelle du cadastre soutenu par des plans géométriques du canton de Berne dans ses bailliages alémaniques et romands. S'il hiérarchise les cantons selon leur statut, il tait la corruption de leurs autorités qu'elles soient «aristocratiques» ou «démocratiques», leurs relations antagonistes se réglant au travers de diètes (le nom de cet organe central n'apparaît pas dans le Mémoire, mais il est vrai que les questions fiscales ne relevaient pas de ses compétences).

Hormis les remarques dans la version manuscrite à propos de la situation dans le canton de Schwytz, le mémoire laisse de côté les mouvements de contestation des différents pouvoirs seigneuriaux et oligarchiques, les luttes entre factions, de même que les résistances des paysans à la modernité qui traversent plusieurs cantons et bailliages communs. Faut-il s'en étonner pour autant? Nous l'avons écrit plus haut: le but premier de l'enquête sur les impositions est d'obtenir un rapport sur la fiscalité et Moreau de Beaumont a délibérément retranché des mémoires toute considération politique sur la situation des pays consultés.

Sans y faire référence, le contenu du Mémoire trouve des explications dans les réalités démographiques et sociales auxquelles les cantons et leurs alliés étaient confrontés.

A titre d'exemple, le canton de Zurich voit sa population passer durant le XVIII^e siècle de 115'000 à 179'000 habitants, celle du canton de Glaris, de 10'498 habitants en 1700 à 22'300 en 1798, tandis que son voisin, le canton de Schwytz, dépasse déjà en 1743 les 25'815 âmes.⁴⁴ L'industrie du coton, dominante au XVIII^e siècle, modifie les conditions de travail et permet l'émergence d'ouvriers-paysans, alors que l'élevage, la céréaliculture et le service étranger continuent à constituer l'essentiel des ressources des cantons campagnards.

La force évocatrice et attractive de la Confédération des XIII cantons

Thomas Maissen fait état, dans un chapitre au titre significatif «Un Etat où on ne paie pas d'impôts» de son *Histoire de la Suisse*, des mêmes constats que ceux établis par Pierre de Buisson de Beauteville, et relayés dans la publication de Moreau de Beaumont, qu'il ne cite pas à l'appui de ses affirmations:

⁴³ Andreas Würzler, Which Switzerland? Contrasting conceptions of the early modern Swiss Confederation in European minds and maps, in: Beat Kümin (éds), *Political space in pre-industrial Europe*, Aldershot 2009, pp. 197-213.

⁴⁴ Anne-Lise Head-König, Population, in: *Dictionnaire historique de la Suisse*, version du 30.03.2012, <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/007946/2012-03-30/> (25.4.21).

Voilà donc la recette suisse: d'un côté, pas de guerre, pas d'armée permanente, une administration minimale, pas d'impôts directs ni de dettes; de l'autre, des revenus du capital ou des pensions qui pouvaient être redistribués. C'est ce qui a permis le bon fonctionnement du «pouvoir consensuel» dans les cantons. Si ce mode de gouvernement a pu être mis en place, c'est donc parce que même les habitants des pays sujets des Confédérés, qui n'avaient souvent guère de revenus ni de fortune, devaient verser beaucoup moins d'argent au pouvoir que les bourgeois et les sujets des nations plus riches comme la France ou les Pays-Bas.⁴⁵

Charles Louis de Secondat, baron de La Brède et de Montesquieu, dit Montesquieu (1689–1755), établit dans *De l'Esprit des lois* un rapport entre le régime fiscal et la liberté politique. Au chapitre XII «Rapport de la grandeur des TRIBUTS avec la LIBERTÉ», du livre XIII, il écrit:

REGLE GÉNÉRALE: on peut lever des tributs plus forts, à proportion de la Liberté des Sujets, & l'on est forcé de les modérer, à mesure que la servitude augmente. C'est une règle tirée de la Nature, qui ne varie point; on la trouve par tous les Païs, en Angleterre, en Hollande, & dans tous les États où la Liberté va se dégradant, jusqu'en Turquie. La Suisse semble y déroger, parce qu'on n'y paye point de tributs: mais on en sçait la raison particulière, & même elle confirme ce que je dis. Dans ces Montagnes stériles, les vivres sont si chers, & le Pais est si peuplé, qu'un Suisse paye quatre fois plus à la nature, qu'un Turc ne paie au Sultan.⁴⁶

Dans sa conclusion du *Mémoire sur les aides du royaume*, publié en 1789, c'est en Suisse que Nicolas-Louis-Juste Poulin de Viéville trouve le modèle d'une fiscalité paisible, servie par des habitants heureux de s'acquitter de ce qu'ils doivent:

Que notre sort est différent de celui de ces cantons, où chacun porte sans contrainte ce qu'il doit au Trésor public et se fait un principe de l'honneur et de conscience de n'en rien soustraire. Respectables citoyens, qui formerez bientôt la Nation assemblée, jetez les yeux sur ce peuple chéri de la nature et rapprochez-vous, s'il est possible, de son organisation économique!⁴⁷

L'enquête sur les impositions fait de la Suisse un peuple avant tout de paysans, chanceux, épris de liberté, non corrompus, soumis à une fiscalité modeste, harmonieuse et bien acceptée, vivant à l'intérieur de ses montagnes en toute sécurité et, si ses ressources sont modestes en raison d'un sol souvent ingrat, elles suffisent à le nourrir. Comment mieux caractériser les mœurs des habitants, en alléguant celles des Lucernois et leur esprit d'indépendance?⁴⁸ Il n'empêche que

⁴⁵ Thomas Maissen, *Histoire de la Suisse*, traduit de l'allemand par Yvan Mudry, Jean Steinauer et Christian Viredaz, Villeneuve d'Ascq 2019, p. 128 (Collection Histoire et civilisations).

⁴⁶ Charles-Louis de Secondat de Montesquieu, *De l'Esprit des Loix* [...], t. 1, Genève 1748, p. 348.

⁴⁷ Poullin de Viéville, *op. cit.*, t. V, p. 469 et Touzery, *op. cit.*, pp. 185–186.

⁴⁸ «Le penchant que les habitants du canton de Lucerne montrent pour l'entière indépendance est si marqué, que les Magistrats sont forcés de ne faire aucun usage des avantages que leur donneroit

le luxe affleure dans «quelques Cantons», soit les cantons urbains. Le tableau idéal présente quelques légères failles.

On ne connoît point de peuple en Europe, chez lequel les impositions moins multipliées et plus modiques que chez les Suisses: la raison en est simple.

Une partie du territoire qu'ils habitent, n'offre que des montagnes très-élevées & couvertes de Bois, dont l'exportation est, pour ainsi dire, impraticable; l'autre ne présente que des valons extrêmement resserrés, qui ne produisent que des paturages. Le gros bétail forme l'unique richesse de plusieurs des Etats helvétiques, et le tribut qu'une grande partie de la nation paye à la nature, semble la dispenser de ses soumettre à d'autres impôts.

Les exactions auxquelles se livroient les Gouverneurs autrichiens, haterent les pas rapides que les Suisses firent vers l'indépendance, Et réveillèrent en eux ce désir de liberté qu'une terre marâtre leur inspiroit sans cesse, et dont leur position au milieu de montagnes très élevées, augmentoit encore la sécurité.

Quelques cantons de la Suisse ont été forcés, par la nature du sol & du climat qu'ils habitent de conserver leur ancienne maniere d'être, et avec elle se sont perpétués l'amour de la liberté et l'Eloignement invincible pour toute espèce d'impôt, moins fixe et permanent.

De petites conquêtes, un sol moins ingrat, l'Espoir enfin de se civiliser qui entraine toujours avec lui une sorte de luxe, ont rapproché quelques Cantons des moeurs Européennes, ont mis quelques entraves à leur indépendance, & ont enfin conduit à la nécessité d'Etablir parmi eux quelques impôts.⁴⁹

Dans la réflexion conduite par les autorités française, la Confédération des XIII cantons constituait un cas singulier, formée d'entités disparates, aux régimes politiques diversifiés et aux usages reposant sur une tradition ancestrale et adaptés à leurs besoins. Pour un ministre français des finances, cette hétérogénéité constituait assurément un obstacle à l'introduction d'une politique économique rentable et efficace. De leur côté, les autorités de la Confédération helvétique n'entendaient pas partager leurs privilèges et des parts de pouvoir ni être subordonnées à un pouvoir central. Les siècles de coexistence avaient façonné leurs relations, sans les avoir simplifiées, et permis de surmonter toutes les crises, sans supprimer durablement les antagonismes. Ils justifiaient pour une partie des cantons, en particulier les cantons campagnards, immobilisme et conservatisme.

sur le peuple la forme de leur gouvernement, dans la crainte de voir au premier moment leur autorité s'évanouir».

⁴⁹ L'orthographe du manuscrit est respectée, pp. 3-7 (= Moreau de Beaumont (1768), *op. cit.*, t. 1, pp. 149-151).

Dans ce contexte, selon le point de vue choisi, ne faut-il pas considérer l'enquête sur les impositions en Suisse moins pour les informations fiscales qu'elle rapporte que pour l'image qu'elle produit ou reproduit de la Confédération des XIII cantons? Est-elle trompeuse pour autant?

Certes, nous l'avons déjà écrit, en raison même de l'objectif recherché, elle ne pouvait pas aborder les divisions confessionnelles, les tensions entre cantons urbains et cantons campagnards, la rigidité des gouvernements et des préceptes moraux et sociaux, les difficultés de modernisation de la société et de réaliser des réformes agraires, l'importance de l'émigration et des importations (sel, blé) pour l'économie. Le portrait fiscal ne pouvait pas être le portrait politique de la Suisse, même si l'un ne va pas sans l'autre.

Dans le chapitre «Les Suisses sont-ils heureux?», figurant dans *Une histoire de la Suisse*, François Walter s'interroge sur la réputation des Suisses d'être, au XVIII^e siècle, un peuple vertueux et connecté avec la nature. Elle lui apparaît surfaite. À l'appui de son affirmation, il rappelle la précarité de la condition paysanne, les mouvements de revendication et de rébellion qui troublent la tranquillité de plusieurs cantons. La Suisse n'est pas celle que l'on valorise. Même les faits contredisent cette image de stabilité fiscale: elle vole en éclats, en 1768, dans la Principauté de Neuchâtel – Claude Gaudot (1713–1768) qui défend la volonté du roi de Prusse de rationaliser la perception des dîmes et des cens est assassiné –, et dans le canton de Fribourg, en 1781, avec la décapitation et l'écartèlement de Pierre-Nicolas Chenaux (1740–1781), pour avoir combattu, entre autres, le projet d'instaurer un impôt sur le bétail.⁵⁰

Le Mémoire remis par Pierre du Buisson de Beateville intègre un autre regard, popularisé dès le XVII^e siècle par les scientifiques et les naturalistes, et qui tend à prévaloir dès la seconde moitié du XVIII^e siècle. Selon son auteur, la Suisse des XIII cantons c'est tout à la fois le modèle de gouvernement aristocratique en Europe représenté par le canton de Berne, et le pays de la démocratie, de la liberté personnelle et politique, de la conduite paisible du pouvoir, de la possibilité d'élaborer des consensus et des structures de gestion du pouvoir relativement rudimentaires, la modération, voire l'absence de toute imposition directe sur le rendement agricole, la pluralité des impositions indirectes à des taux variables et, pour certaines, de courte durée.

À l'époque des Lumières, l'accumulation de ces différentes représentations de la Suisse, auxquelles il faut ajouter celle de Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), puissamment élogieuse et largement dissertée, accrédite une image «exotique» (le mot est en fait du XIX^e siècle)⁵¹ en train de se consolider et dont

⁵⁰ François Walter, *Une histoire de la Suisse*, Neuchâtel 2016, pp. 203–208. Voir également, pp. 224–235.

⁵¹ Simona Boscani Leoni, La découverte des Alpes entre «science et exotisme», in: Claire Brizon, Chonja Lee, Etienne Wismer, Noémie Etienne (éds), *Une Suisse exotique? Regarder l'ailleurs en Suisse au siècle des Lumières*, Zurich 2020, pp. 291–303.

le pays va profiter largement, dès le XIX^e siècle, à travers le tourisme. On lui prête des valeurs fortes et authentiques, fondées sur le droit naturel. L'expression redoublée dans l'introduction au Mémoire, «Ces montagnes très élevées», fait partie du vocabulaire idéalisant et sublimant les Alpes au XVIII^e siècle, lieux privilégiés et intacts dont les visiteurs peuvent et doivent s'imprégner. Par effet miroir, les habitants de la Suisse sont porteurs de cette pureté originelle. «Se rendre dans les Alpes, c'était valoriser un modèle politique et social qui les consacrait en qualité de berceau des valeurs universelles, qu'elles fussent culturelles, esthétiques, médicales, physiques ou scientifiques». ⁵² La liste peut désormais incorporer la fiscalité.

Gilbert Coutaz, Route du Signal 23, 1018 Lausanne, gilbert.coutaz@citycable.ch

52 Laurent Tissot, *Tourisme*, in: *Dictionnaire historique de la Suisse*, version du 25 février 2014, <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/014070/2014-02-25/> (25.4.21).

Taxes/Impôts	Berne	Lucerne	Fribourg	Soleure	Zurich
Taille					
Capitation					
Revenu					
Corvées				X	
Fortifications				X	
Vin	X				
Droit d'habitation					
Droit de tenir auberge/Droit d'enseigne/ Cabaret/Boucherie					
Magistrature, charge et emploi	X	X			
Marchandises exportées/achetées					X
Fabrication de toiles/Fabricants					
Ventes			X		
Armement			X		
Garde	X				
Maréchaussée/Réparation des chemins	X				
Eclairage la nuit	X				
«Sortie du pays»/Mariage avec un étranger					
Service étranger	X				
Lettre de naturalité	X				
Séjour	X				
Recrutement	X				
Dîmes/Droits seigneuriaux	X	X		X	X
Rentes/Cens fonciers	X	X		X	X
Successions	X	X		X	X
Lods & Ventes	X	X		X	X
Péages/Douane/Transit sur les marchan- dises	X	X		X	X
Domaines/Propriétés	X	X			
Investissements	X	X			
Sel	X	X			
	<p>«Le canton de Berne, quoique le plus étendu & tenant le plus à l'Aristocratie lève néanmoins dans l'étendue de son territoire très-peu de ces Contributions qu'on puisse regarder comme de véritables Impôts».</p>				
	<p>On ne lève dans le canton de Lucerne aucune imposition pour les dépenses & les besoins de l'Etat, tant qu'il reste dans le Trésor public des fonds provenant des Rentes foncières, des Dixmes, des Péages, des Lods & autres droits seigneuriaux; mais lorsque le Trésor public est épuisé, chaque Habitants, sans exception, est taxé à une somme proportionnée à ses facultés; & dès que le besoin cesse, cette contribution cesse pareillement».</p>				
	<p>«Avant 1555, on étoit dans l'usage d'imposer dans le canton de Fribourg (mais dans des besoins pressans seulement), une Taille dont la répartition étoit faite sur tous les habitans, sans aucune exception, relativement aux facultés de chacun; depuis cette époque de 1555, cete taille ou contribution na point eu lieu».</p>				
	<p>«Le canton de Soleurre [sic] est, à l'exception de Genève, le seul Etat de la Suisse dans lequel on ait établi un Impôt pour la fortification de la ville».</p>				
	<p>«Ni le Magistrat, ni le Bourgeois, ni les Gens de la campagne ne payent aucune imposition; mais chaque Particulier, sans exception, qui a dix-neuf ou vingt ans, est obligé de se faire enrégimenter, & de servir & s'habiller à ses dépens: il doit toujours être prêt à marcher».</p>				

Rezensionen / Recensions / Recensioni

Prisca Roth, **Korporativ denken, genossenschaftlich organisieren, feudal handeln. Die Gemeinden und ihre Praktiken im Bergell des 14.–16. Jahrhunderts**, Zürich: Chronos, 2018, 428 Seiten, 11 Abbildungen und 24 Seiten, Illustration von Jon Bischoff.

Soviel vorneweg: Wer sich für die Geschichte von lokalen / kommunalen Organisationsformen interessiert, ist mit diesem Buch bestens bedient. Prisca Roth legt eine dichte, vielschichtige und aufschlussreiche Studie zu den Bergeller Gemeinden im ausgehenden Mittelalter vor, in der sie die Kommunen als Akteurinnen in einem über das Bündner Südtal hinausreichenden institutionellen Gefüge untersucht. Die Zürcher Dissertation beruht auf umfangreichen Arbeiten in verschiedenen Archiven.

Spätmittelalterliche Gemeinden, diese im 19. und 20. Jahrhundert als «Urzellen der Demokratie» symbolisch aufgeladenen Gebilde als Akteurinnen zu untersuchen heisst, sie als Kollektive zu abstrahieren, die sich gegenüber einander und gegenüber weiteren Institutionen (im vorliegenden Fall u. a. dem Bischof von Chur und den lombardischen Städten Chiavenna und Como) behaupten mussten und gleichzeitig in vielerlei Abhängigkeiten zu ihnen standen. In Roths Darstellung, die auf der präzisen Lektüre von Notariatsakten, Urkunden und Dorfstatuten fusst, kommen die Partikularinteressen innerhalb dieser Gebilde zwar deutlich zum Vorschein – insbesondere jene der lokalen Eliten – und es zeigt sich einmal mehr, dass das kollektive Handeln nicht vor dem Hintergrund einer wie auch immer gearteten Gleichheit erfolgte, sondern vielmehr darauf abzielte, das grosse interne Konfliktpotenzial angesichts sozio-ökonomischer Differenzen, einer unstablen Versorgungslage und gleichzeitig sich etablierender überregionaler Märkte, bewältigbar zu halten. Die Autorin kommt mehrmals auf die inneren Unterschiede zu sprechen, u. a. auf den Aufstieg von Geschlechtern aus dem Tal wie der Castelmur oder Salis. Auch Konfliktverläufe werden beschrieben. Damit erhalten die Gemeinden und die Talschaft Konturen als soziale Gefüge. Roth lässt sich aber nicht von den Geschichten einzelner Figuren oder Familien ablenken, sondern behält ihren Blick auf den Verbänden als analytische Einheit. Dabei zeigt sich: Je nach Problemlage war Konsens nach aussen oder Konflikt nach innen angesagt.

Dass Roth das ganze Tal in den Blick nimmt, ist ein Glücksfall, denn damit erschliesst sich ihr und den LeserInnen die Heterogenität des institutionellen Regimes. Nicht jede Siedlung hatte dasselbe politische Gewicht. Da waren die beiden «Grossgemeinden» Sopraporta und Sottoporta mit Soglio und Vicosoprano als jeweilige politische Zentren. Daneben existierten weitere räumliche und politische Einheiten, deren rechtlicher Status aufgrund der uneindeutigen Terminologie in den Dokumenten allerdings oft schwierig festzustellen ist. Roth unterscheidet aufgrund der Quellen zwischen Nachbarschaften (*vicinitas*) und Gemeinden (*communis*) und beschreibt die Handlungsspielräume dieser einzelnen Zusammenschlüsse, wobei sie auch Spezifika einzelner Dörfer ausschaltet. Auffallend ist, dass jene Nachbarschaften und Gemeinden, die keine eigenen Alpen besaßen, auch keine Bestrebungen nach politischer Eigenständigkeit (z. B. bei Wahlen oder bezüglich Gerichtsstandorten) an den Tag legten. Territorium, Ökonomie und Politik standen also in engem Wechselspiel. Mehrfach stellt Roth denn auch den Zusammenhang zur Commons-Forschung her.

Das Eingebundensein in überregionale politische Zusammenhänge wird ebenfalls sorgfältig herausgearbeitet. So zum Beispiel die Integration in Transportnetze mit europäischer Ausdehnung, die für die Geschichte des Tals zentral war – sowohl bezüglich Aufwand (z. B. Unterhalt der Maloja-Passstrasse) als auch bezüglich Ertrag (z. B. Niederlassung reicher Kaufleute).

Die Autorin umkreist ihren Forschungsgegenstand, beleuchtet die Gemeinden von verschiedenen Seiten und stösst dabei auf eine Vielzahl von Handlungsstrategien, die im Buchtitel ihren Niederschlag finden. Ressourcennutzung und weitere Reglementierungen des wirtschaftlichen Lebens, politische Organisationsformen, die Funktion der Kirche sowie die Frage nach sozialer Zugehörigkeit und Ausgrenzung sind die Hauptthemen ihrer Auseinandersetzung. Zu jedem Bereich nimmt sie Bezug zum alpinen Umland und zu Konzepten und Theorien aus verschiedenen Disziplinen, die sie anhand der Quellen prüft. In manchen Fällen drängt die Empirie dann eine Modifizierung der Modelle oder historiographischen Hypothesen auf. Besonders in Erinnerung bleibt die zunächst abstrakte und etwas sperrige, dann aber umso interessantere Auseinandersetzung mit dem Problembereich Inklusion / Exklusion, wo sie Niklas Luhmanns Systemtheorie als Ausgangspunkt wählt und seine Ansätze nutzt, um zu erläutern, dass das Bürgerrecht der Bergeller Gemeinden nicht eine fixe Linie zwischen Ausschluss und Zugehörigkeit markierte, sondern als Bereich gehandhabt wurde, der verschiedene Optionen von Integration bereithielt.

Am Schluss bleibt das Bild von mittelalterlichen Gemeinden als Beziehungsrahmen, die die Interaktionen zwischen denjenigen regulierten, die ihnen in unterschiedlicher Weise zugehörten. Regulieren und Verwalten erweisen sich als Kernanliegen und eigentliche Daseinsberechtigung dieser Gemeinden. Unschwer zu erkennen, dass sich diese Gebilde den juristisch-politischen Zuschreibungen des 19./20. Jahrhunderts weitgehend entziehen. Kondensiert werden die Ergebnisse der Studie in der von Jon Bischoff illustrierten Bildergeschichte «Ein Tag im Leben von Fredericus Salis». Es ist eine mutige und lohnende Entscheidung von Prisca Roth, ihre Resultate in dieser Alltagsbeschreibung visuell-sinnlich darstellen zu lassen. Die Komplexität und der hohe Ambivalenzgrad ihres Forschungsgegenstands erschliessen sich so auf einer Ebene, die dem rein sprachlichen Zugang verschlossen bleibt.

Rahel Wunderli, Möriken

Andrea Caracausi, Nicoletta Rolla, Marco Schnyder (éds.), *Travail et mobilité en Europe. XVI^e–XIX^e siècles*, Villeneuve d'Ascq: Septentrion Presses Universitaires, 2018, 268 pages, 17 illustrations.

In the past two decades, labour and mobility have become major analytical paradigms in the humanities and the social sciences. They now occupy a strategic position in scholarly debates that focus particularly on the structure of the labour market in global economies and the increase of migration flows across the world. The historical analysis of these transformations has led to insightful perspectives. Historians, anthropologists, geographers, and social scientists have challenged the assumption that major shifts in labour relations in global labour markets – such as labour precariousness and flexibility – have emerged with the rise of the «post-industrial» society and «neoliberal globalisation» in the second half of the twentieth century. Historians of migration have also shifted the scope of their analysis from late-nineteenth and early-twentieth century transatlantic migrations to migratory movements in previous epochs of human history. This approach

has significantly reconceptualized the historical dimension of migrations, including by defining labour mobility as a resource rather than a necessity.

The book *Travail et mobilité en Europe. XVI^e–XIX^e siècles* offers useful insights into these research strategies. The main intent of the book is to reconsider mobility and labour in light of the social and economic frameworks of preindustrial societies and to explore both as resources at the disposal of different historical actors. To this purpose, the nine essays that comprise the volume shed light on different labour contexts that incorporate various features of spatial and professional mobility. The focus is mostly on rural and urban labour markets in north-western Italy, France, and the Mediterranean. They also address Alpine migrations, and mobility patterns in commodity chains in Spain and Italy.

The exhaustive source-based analysis in each case study gives insight into the intensity of spatial and professional mobility in preindustrial Europe. The major contribution of the volume is to reappraise a long-established approach that linked regulated and (mostly) legal work to professional and geographical stability. The essays by Beatrice Zucca Micheletto, Aurélien Gras, Marco Schnyder, Francesca Chiesi Ermotti, and Richard Flamein explore the variety of ways through which the labour experience and economic viability of diverse members of early modern society – artisans, labourers, families, merchants – was based on preserving chances to migrate. To do so, early modern workers adopted various forms of individual and network-based strategies. For example, Swiss and Grisons migrants engaged in intermediary forms of spatial mobility and social integration – called «voluntary imperfect integration» here – up until the last decades of the eighteenth century. Both spatial and professional mobility reflected labourers' strategies in early modern urban agglomerations. Zucca Micheletto, for example, examines how pluri-activity became a resource for many urban workers particularly to avert labour precariousness and economic uncertainty.

The skills and abilities of workers significantly influenced the opportunities migrants had to participate in the labour market abroad. From wool weavers and carders in sixteenth- and seventeenth-century Huéscar and Padova (Andrea Caracausi & Rafael M. Giron-Pascual) to the Parisian bankers in eighteenth-century France (Richard Flamein), the authors investigate to what extent skills could be used as bargaining chips to aid in social and economic integration. Some case studies do not much investigate the impact of migrants' skills on the social and economic transformations of local manufacture, but others demonstrate how migrant workers and merchant-entrepreneurs used not just their skills and craftsmanship to access the labour market but also their reputation (Romain Grancher), their social prestige (Francesca Chiesi Ermotti), and their ability to build social relations (Aurélien Gras).

The authors also provide insight into the recent debate on the role of economic institutions in fostering and regulating labour mobility in the early modern period. On the one hand, they reappraise the role of the state by analysing the multi-layered migration policies shaped by intermediary actors, including merchant-entrepreneurs, ambassadors, and local authorities. It underscores the fact that state action was based on economic and social necessities, including safeguarding local employment, regulating the legal and financial situations of migrants, and trying to curb vagrancy, rather than on consolidated and uniform policies about labour mobility. On the other hand, the book contributions challenge the idea that work in urban agglomerations was performed exclusively in guilds or other forms of organized trade. By moving beyond the dichotomy of legal and illegal work, the essays demonstrate the importance of labour performed outside the control of

institutions in early modern societies (Zucca Micheletto; Aurélien Gras). In her essay on the building trades in eighteenth-century Piedmont, Nicoletta Rolla also shows how the degree of worker mobility was imbricated with devotional ceremonies carried out by guilds and brotherhoods, reflecting workers' opposition to employer control over their spatial mobility.

Still, both policy makers and employers had a common strategic interest: to synchronize the availability of the workforce with production needs. In order to do so, merchant-entrepreneurs, guilds, and brotherhoods used social and economic instruments including higher wages, health-care benefits, and employment contracts to bind migrant workers to specific activities (Andrea Caracausi & Rafael M. Giron-Pasqual). In some cases, wages were paid after the end of the employment period and, combined with oral and ambiguous employment contracts, reflected the entrepreneurs' efforts to control workers' mobility (Nicoletta Rolla). However, few of the essays investigate the structure(s) of wages in the various labour contexts. Overall, one gains useful insights into the intertwined relations between policy makers' efforts to immobilize the workforce and the degree of autonomy workers sought to obtain in specific labour relations.

Travail et mobilité en Europe XVI^e-XIX^e siècles offers intriguing perspectives for understanding labour mobility in the early modern period. By adopting innovative methodological approaches, the volume enriches our understanding of specific mobility patterns in preindustrial Europe, using wide-ranging historical analyses, in diverse labour contexts, that are based on substantial archival sources. One can only hope that it will find many readers beyond the French-speaking readership.

Gabriele Marcon, Florence

Carlo Moos, *Das «andere» Risorgimento. Der Mailänder Demokrat Carlo Cattaneo im Schweizer Exil 1848–1869*, Zürich: LIT, 2020 (Zürcher Italienstudien, Bd. 4), 574 Seiten.

Was unternahm Carlo Cattaneo während den zwei Jahrzehnten seines Tessiner Exils und wie beeinflusste er dabei die Geschichte des Kantons sowie diejenige der Schweiz? Diese Frage verfolgte Carlo Moos in seiner 1992 erschienenen Habilitationsschrift *L'«altro» Risorgimento*.¹ Dabei ging es ihm vor allem darum, den letzten Lebensabschnitt des streitbaren Staatsdenkers in der Schweiz der italienischen Geschichtsschreibung näher zu bringen. 28 Jahre später liegt nun die deutsche Übersetzung der Monografie vor, mit welcher Cattaneo auch der hiesigen Leserschaft bekannt werden soll. Die Neuauflage des Buches präsentiert sich allerdings nicht nur in einer anderen Sprache, sondern ist anhand kürzlich editierter Quellen nochmals gründlich überarbeitet worden (S. 4).

Nachdem Moos einleitend unterschiedliche Lesarten des *Risorgimentos* vorstellt und bespricht, handelt er in acht weiteren Kapiteln gleich mehrere, komplexe Fragen um Cattaneo ab. Erstens wird das staatstheoretische Denken des aus Mailand stammenden, radikal föderalistisch und basisdemokratisch ausgerichteten Cattaneos vor dem Hintergrund seiner Biographie vorgestellt. Zweitens werden dessen Überzeugungen, die angesichts des 1861 gegründeten italienischen Nationalstaats indes nie realisiert wurden, mit denjenigen seiner politischen Kontrahenten verglichen. Besonders dem wechselhaften Verhältnis Cattaneos zu Giuseppe Mazzini und Camillo Benso Cavour widmet Moos dabei tiefgründige, quellengesättigte Analysen. Drittens fragt der Autor nach dem Wirken des lombardischen Exilanten im Tessin, wo er sich nach 1848 bis zu seinem Tod von 1869 freiwillig niederge-

1 Carlo Moos, *L'«altro» Risorgimento. L'ultimo Cattaneo tra Italia e Svizzera*, Milano 1992.

lassen hatte. Die Leser*innen erfahren somit, wie sich Cattaneo von der Schweiz aus nicht nur weiterhin politisch für Italien engagierte, sondern ebenso als Gymnasiallehrer und späterer Vordenker der Gotthardbahn im damals noch jungen Bundesstaat meinungsbildend wirkte. Schliesslich fand Cattaneo in der föderalistischen Eidgenossenschaft vielmehr eine politische Heimat als in der konstitutionellen Monarchie der Apenninhalbinsel, deren Verfassung ihn zeit seines Lebens enttäuschte.

Die Ursache, weshalb Cattaneo hinter den italienischen Staatsgründern seiner Zeit zurückstand und sich daher kaum mit seinen Ansichten durchsetzen konnte, erkennt Moos einerseits darin, dass der umtriebige Mailänder nie das öffentliche Rampenlicht suchte. Cattaneo erscheint somit rückblickend weder als ein kämpferischer Sozialrevolutionär noch als ein Befürworter der impulsiven, politischen Aktion. Vielmehr spricht aus seinen Schriften ein bedachter Idealist, der seine Mitbürger*innen über Bildung und wohlüberlegte, basisdemokratische Strukturänderungen zu einer tiefgreifenden Staatsreform hinführen wollte (S. 543–550). In den turbulenten Jahren des *Risorgimento* erhielt Cattaneos daher schlussendlich keine wirkungsvolle Stimme, obschon er sich mit seinen politischen Weggefährten auf so manche hitzige Diskussion einliess (S. 550–556). Andererseits zieht Moos aber auch den Schluss, dass das von Cattaneo vertretene «andere» *Risorgimento* angesichts der um 1860 in Europa vorherrschenden, politischen Grosswetterlage ohnehin keine Akzeptanz gefunden hätte (S. 557).

Moos' Buch überzeugt Dank einer ausgesprochen profunden Quellenkenntnis, die von einer beeindruckenden Dokumentensammlung ausgeht. Für versierte sowie angehende *Risorgimento*-Forscher*innen liegt ein reichhaltiger Quellenfundus vor, der sich ideal für weiterführende Studien eignet. Ebenso begrüssenswert ist der mit Moos' Buch einhergehende Aufruf an die derzeitige Schweizer Geschichtswissenschaft, sich im Sinne einer Verflechtungsgeschichte vermehrt mit dem südlichen Nachbar auseinanderzusetzen. Beispielsweise geht Moos in einem Unterkapitel kurz darauf ein, weshalb Cattaneo den im ausgehenden 19. Jahrhundert mitunter im Tessin verbreiteten Irredentismus ablehnte (S. 357–363); womit er eine italienisch-nationalistische Bewegung anspricht, die von der Schweizer Geschichtsschreibung bislang relativ wenig beachtet worden ist.²

Hingegen wird nirgends ein methodischer Anschluss an die derzeit umso verbreitete, transnationale Historiographie gesucht:³ Inwiefern das *Risorgimento* und dessen Protagonisten Einfluss auf ihr nördliches Nachbarland ausübten und wie dieses im Gegenzug von Letzteren wahrgenommen wurde, würde hierfür eigentlich aussagekräftiges Anschauungsmaterial liefern. Leider lässt Moos aber solch theoriegeleitete Überlegungen aus. Zu bedauern ist ausserdem, dass er seiner umfangreichen Arbeit kein Literaturverzeichnis beigefügt hat. Der Forschungsstand, von dem seine Studien in den Achtzigerjahren ausgingen, erschliesst sich daher nur schwer. Überdies wurde die seit der italienischen Erstveröffentlichung erschienene Forschungsliteratur nur marginal berücksichtigt (S. 5). Ferner erschweren die zahlreichen unübersetzten, italienischen Zitate einer ausschliesslich deutschsprachigen Leserschaft wohl leider eine eingehende Lektüre. Die Quelleninterpretation liesse sich mithilfe von zusätzlichen, historischen Kontextangaben stellenweise ebenfalls einfacher nachvollziehen. Abgesehen davon bietet Moos aber aufschlussreiche Einblicke in das Leben und Wirken Cattaneos in Italien und im Tessin: Einmal mehr

2 Ferdinando Crespì, *Ticino irredento. La frontiera contesa: dalla battaglia culturale dell'«Adula» ai piani d'invasione*, Milano 2004.

3 Nathalie Büsser, u. a. (Hg.), *Transnationale Geschichte der Schweiz. Histoire transnationale de la Suisse*, Zürich 2020.

zeigt sich die feinmaschige, historische Verflochtenheit der Schweiz mit ihren Nachbarländern.

Sebastian De Pretto, Altdorf

Silke Margherita Redolfi, *Die verlorenen Töchter. Der Verlust des Schweizer Bürgerrechts bei der Heirat eines Ausländers. Rechtliche Situation und Lebensalltag ausgebürgerter Schweizerinnen bis 1952*, Zürich: Chronos, 2019, 456 Seiten, 9 Abbildungen.

Mehr als 85'000 Schweizerinnen verloren zwischen 1885 und 1965 aufgrund der sogenannten Heiratsregel das Schweizer Bürgerrecht. Wie es dazu kam und welche Folgen der Verlust des Schweizer Bürgerrechts bei der Heirat eines Ausländers für die betroffenen Frauen hatte, untersucht Silke Margherita Redolfi in ihrer engagierten Basler Dissertation. Dabei stehen die Schicksale der Betroffenen im Zentrum. Die Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bilden sowohl methodischen Zugang als auch inhaltliche Basis ihrer Forschung, die die Autorin in Anlehnung an Marc Blochs *Apologie der Geschichtswissenschaft* als «Beitrag zu einer Wissenschaft, die das Experiment wagt» (S. 20), versteht. Ein Experiment, das Redolfi im Grossen und Ganzen gelungen ist.

Die Autorin beschreibt die Geschichte des weiblichen Bürgerrechts in der Schweiz seit dem ausgehenden 19. bzw. beginnenden 20. Jahrhundert bis zur Wiedereinbürgerungsaktion von 1953 in drei Teilen. Als theoretischen Zugang wählt Redolfi Niklas Luhmanns Systemtheorie, in der gesellschaftliche Veränderung als eine Verschiebung der «Sinnngrenze» zwischen Umwelt und System artikuliert wird. Das gewandelte Verständnis weiblicher Staatsbürgerschaft nach dem Zweiten Weltkrieg ist dabei das Ergebnis erfolgreicher Intervention der Umwelt (Frauenverbände, Politiker und Juristen) in die Systeme des Rechts und der Behörden.

Von den 21 unterschiedlich langen Kapiteln fungieren fünf als Exkurse mit episodenhaftem Charakter. Im ersten Teil widmet sich Redolfi der Beziehung von Schweizer Bürgerinnen zu Staat und Recht. Besondere Aufmerksamkeit schenkt sie dabei der Entwicklung der Heiratsratsregel, die sich bereits im 19. Jahrhundert als Gewohnheitsrecht etabliert hatte und erst vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs durch den notrechtlichen Bundesratsbeschluss von 1941 verschriftlicht, verschärft und in den Dienst der «geistigen Landesverteidigung» gestellt wurde. Der Beginn des ordentlichen legislativischen Entstehungs- und Diskussionsprozesses, der sich mit der Rechtmässigkeit der Heiratsregel auseinandersetzte, verortet Redolfi im Jahr 1952 mit der Revision des Bürgerrechtsgesetzes. Ihre Darstellung des juristischen Diskurses zeigt eindrücklich auf, wie eine zutiefst patriarchale Familien- und Staatsvorstellung das Denken zeitgenössischer Rechtsgelehrter und Beamter wie Walter Burckhardt (1871–1939) oder Max Ruth (1877–1967) prägte. Frauen wurde keine bürgerrechtliche Eigenständigkeit zuerkannt und ihre Anbindung zum Staat stand in völliger Abhängigkeit vom Ehemann.

Was diese defizitäre Definition des Staatsbürgerrechts im Alltag von Betroffenen bedeutete, insbesondere während des Zweiten Weltkriegs und in der unmittelbaren Nachkriegszeit, thematisiert Redolfi im zweiten Teil ihrer Dissertation. Quellengrundlage bilden 24 Interviews, welche die Autorin zwischen 2005 und 2010 mit Direktbetroffenen und Kindern von Müttern, die das Schweizer Bürgerrecht verloren hatten, geführt hat. Ergänzt und verdichtet werden die Interviews mit Lebensbeschreibungen, Familiengeschichten sowie behördlichen Akten. Dabei analysiert Redolfi drei unterschiedliche Gruppen: Frauen, die nach der Heirat in der Schweiz lebten, frühere Schweizerinnen im Ausland und Jüdinnen schweizerischer Herkunft. Ihre Darstellung zeichnet ein komplexes

Bild der Schweizer Politik und Behördenpraxis im Spannungsfeld der gegensätzlichen Interessen von Bund und Kantonen bzw. Gemeinden und offenbart eine von Ängsten vor jüdischer «Überfremdung» geprägten Bürgerrechtspolitik – mit unterschiedlichen, teilweise tödlichen Folgen für die betroffenen Frauen und deren Kinder, wie Redolfi am Fallbeispiel der Schweizer Jüdin Lea Berr ausführlich darstellt. Berr verlor durch ihre Heirat mit dem Franzosen Ernest Berr das Schweizer Bürgerrecht. Das Ehepaar lebte in Frankreich, als 1942 die Deportationen in die Vernichtungslager einsetzten. Der Verlust des Bürgerrechts führte dazu, dass die Familie keinen diplomatischen Schutz der Schweiz beanspruchen konnte. 1944 wurde Lea Berr zusammen mit ihrem Sohn Alain in Auschwitz ermordet.

Der dritte Teil des Buches handelt schliesslich von der politischen Lobbyarbeit und dem unermüdlichen Engagement der Frauenvereine für die Besserstellung der Schweizerinnen im Bürgerrecht sowie der Wiedereinbürgerungsaktion von 1953. Berichte und Bildreportagen über die Lebenssituation von ehemaligen Schweizerinnen, die als «Fremde im eigenen Land» (S. 386) lebten, sensibilisierten anfangs der 1950er Jahre eine breitere Öffentlichkeit für das bürgerrechtliche System der Schweiz und die frauendiskriminierenden Wirkungen der «Heiratsregel». Diese Dokumentationen weckten grosses mediales Interesse und wurden vom Bund Schweizer Frauenvereine BSF sowie dem Katholischen Frauenverbund SKF gezielt im Kampf um das neue Bürgerrechtsgesetz von 1952 eingesetzt. Als wichtige Brückenbauerin zwischen SKF und BSF und als Schlüsselfigur in der Auseinandersetzung um die Durchsetzung der sogenannten Optionsregel würdigt Redolfi die katholische St. Galler Juristin und Publizistin Lotti Ruckstuhl (1901–1988). Anhand der Argumentationslinien von Frauenverbänden, Politikern und Juristen sowie Juristinnen zeigt Redolfi auf, wie sich in der Nachkriegszeit eine neue Idee weiblicher Staatsbürgerschaft etablierte, die die Frauen als vollwertige Mitglieder der Gemeinschaft anerkannte und ihre Stellung im Staat verankerte, ohne ihnen allerdings das Frauenstimmrecht oder bürgerrechtliche Gleichstellung zuzugestehen. Mehr als 32'000 frühere Schweizerinnen stellten 1953 einen Antrag auf Wiedereinbürgerung. Ein unbeschränkter Rechtsanspruch bestand allerdings nicht.

Für ihre Dissertation hat Silke Redolfi einen so umfangreichen wie vielfältigen Quellenkorpus bearbeitet. Ihre detaillierte Rekonstruktion der langwierigen politischen Auseinandersetzungen und juristischen Erwägungen in der Frage um das weibliche Bürgerrecht macht die Lektüre trotz sorgsamer Leserinnenführung stellenweise sehr anspruchsvoll. Die Exkurse lenken teilweise vom Hauptnarrativ der Arbeit ab, verweisen aber gleichzeitig auch auf wichtige Forschungsfragen, denen sich die Geschichtswissenschaft in naher Zukunft unbedingt noch annehmen sollte. Ihre zahlreichen Fallbeispiele verdeutlichen die Komplexität dieses dunklen Kapitels der Schweizer Rechtsgeschichte und illustrieren die Differenz zwischen juristischer Theorie und behördlicher Praxis. Dass dabei die betroffenen Personen sowie einzelne Handlungsträger gleichsam zu Wort kommen, ist eine Stärke von Redolfis wissenschaftlicher Arbeit. Mit ihrer geschlechterspezifischen Perspektive auf die Entwicklung der schweizerischen Staatsräson und der Funktion des weiblichen Bürgerrechts im 20. Jahrhundert schliesst Silke Redolfis Dissertation eine klaffende Forschungslücke.

Dominique Lysser, Freiburg i.Ü.

Georges Andrey, *L'histoire de la Suisse pour les nuls*, 3^{ème} édition, Paris: Éditions First, 2020, 586 pages, 8 illustrations.

Les trois éditions de cette histoire de la Suisse affichent un tirage cumulé de plus de 40'000 exemplaires. Beau résultat et preuve que les Suisses se passionnent pour l'histoire de leur pays. L'ouvrage sort dans une collection qui, soit dit en passant, n'est nullement destinée «aux nuls» mais bien plutôt aux amateurs éclairés, aux honnêtes femmes et hommes de notre temps. Et il n'en manque pas, fort heureusement.

L'auteur, servi par une plume élégante, sait rendre compréhensible ce qui peut paraître compliqué pour le profane. Il prend soin de définir de manière claire et précise les termes techniques qu'il emploie, ce que le lecteur, étranger ou peu au fait des institutions du pays, lui saura gré. Mais vulgariser ne signifie pas se contenter de répéter ce que l'on aura glané dans des manuels plus spécialisés, bien au contraire. Georges Andrey met l'accent sur l'histoire politique, une histoire qui se construit dans son contexte européen, au carrefour des trois grandes langues que ce pays partage avec ses voisins. Voilà qui constitue une approche novatrice. Pour lui, la Suisse n'est pas un cas à part; elle est profondément européenne, à commencer par sa géographie. Tout comme l'Europe, la Suisse est à la fois une et diverse.

Aux origines de la Suisse, il y a l'alliance de trois cantons. Mais aussi Guillaume Tell, héros de la liberté en Suisse... et dans le monde. Pour l'auteur, il n'est pas vain de se demander si le personnage appartient à l'histoire ou à la légende. Grosse déception lorsqu'en 1760 le Pacte fondateur est retrouvé à Schwytz. Tell ne figure pas dans le document. Voilà qui ne constitue pourtant pas une preuve de sa non-existence. À ce jour, la seule réponse qui peut être donnée à la question de l'historicité du personnage est: nous ne savons pas. Georges Andrey partage cette position avec Jean-François Bergier, pour qui l'existence de Tell n'est pas invraisemblable. Nos connaissances sur le monde alpin au Moyen Âge progressent, qui sait si Clio ne pourra pas un jour fournir une réponse qui satisfasse notre désir de clore ce dossier.

Georges Andrey innove également en rendant leur place aux femmes, non seulement à celles du XX^e siècle mais à celles de temps beaucoup plus anciens. Au XV^e siècle, Dorothee de Flüe élèvera seule les dix enfants qu'elle a eus avec Nicolas, lorsque celui-ci se retire du monde et jouera le rôle que l'on sait. Non seulement Dorothee accepte la chose, mais elle soutient son mari. Katharina von Zimmern, dernière abbesse de Zurich, acquise à la Réforme, prône le dialogue et la modération. À Genève, Marie Dentière, épouse du réformateur Antoine Froment, revendique, en 1539, des droits réservés aux hommes. Marie de Nemours (1625–1707), unique souveraine de la principauté de Neuchâtel, résiste aux pressions qui, au nom de la loi salique, visent à l'empêcher de régner; elle sera une souveraine appréciée de ses sujets. Julie Bondeli, Isabelle de Charrière et Anna Barbara Schulthess animent sous les Lumières des salons qui font florès. La Jurassienne Mariane Prudon, dite la Sans-Culotte, n'occulte pas son adhésion au jacobinisme. Marie Goegg-Pouchoulin fonde en 1868 l'Association internationale des femmes à Genève. Margarethe Faas-Hardegger revendique au début du XX^e siècle le droit à l'amour libre, à la maternité consentie, à l'avortement légal et aux droits politiques pour les femmes. Enfin Lydia von Auw, théologienne et médiéviste, résistante antifasciste, participe à la résistance intellectuelle qui s'organise en Suisse; elle s'éteint à Morges en 1994. Qui les connaît, hormis quelques spécialistes? Leurs héritières ont participé à la grève des femmes du 14 juin 2019.

Georges Andrey fait une place aux soulèvements qui ont lieu avant la naissance de la République helvétique. En 1723, Davel réunit des troupes afin de libérer son pays. Trahi par les siens, plus précisément par les édiles lausannois, il périt sur l'échafaud. Le Jurassien Pierre Péquignat lutte contre la suppression des franchises, voulue par le prince-évêque; il est exécuté en 1740. En 1737, une prise d'armes, menée par la bourgeoisie, a lieu à Genève. En 1755, comme elle l'avait fait en 1646, la Léventine se soulève contre son maître uranais. Aidé de contingents fédéraux, Uri a la main lourde; les franchises sont supprimées et les trois responsables de l'insurrection décapités. En 1767, toujours pour des raisons fiscales, Neuchâtel s'émeut. Le roi de Prusse, sagement, renonce à sa réforme. C'est le seul cas où les protestataires sont satisfaits. En 1781 le Gruérien Nicolas Chenaux, à la tête de 2000 paysans, assaille la ville de Fribourg afin de renverser le régime patricien. En fuite, Chenaux est assassiné par l'un des siens, appâté par la récompense promise à qui le livrerait mort ou vif.

L'auteur met en exergue l'apport de Napoléon Bonaparte et de la France à la naissance de la Suisse moderne, une Suisse plus respectueuse de ses minorités. La «consulta», qui débouche sur l'Acte de médiation, est à l'origine de la Suisse plurilingue; avec l'érection en cantons de Vaud et du Tessin, le français et l'italien deviennent, avec l'allemand, langues de la Confédération, quand bien même l'Acte de médiation est muet à ce sujet. Vision novatrice là aussi et qui n'est pas toujours acceptée dans le landerneau des historiens. Or, qu'on le veuille ou non, la Suisse issue de la Médiation a une dette envers Bonaparte qui lui a apporté paix et stabilité.

Georges Andrey analyse le rôle de la Suisse durant les deux Guerres mondiales, n'occultant ni les zones d'ombre, ni les marques de solidarité dont fit preuve la population. Il clôt son récit sur les dernières élections législatives fédérales marquées par une percée des femmes, des écologistes et des jeunes.

Vulgarisateur Georges Andrey? Oui, mais pas que. Son ouvrage est d'ailleurs utilisé au secondaire supérieur et même dans certains séminaires universitaires.

Jean-Pierre Villard, Lausanne

Johannes Willms, **Der General. Charles de Gaulle und sein Jahrhundert. Biographie**, München: C.H. Beck, 2019, 640 Seiten, 35 Abbildungen.

Ob als Namensträger des Hauptstadtflughafens, eines Flugzeugträgers oder mit in fast allen Dörfern und Städten vorhandenen Strassen «des 18. Juni [1940]» oder «des 25. August [1944]», Charles de Gaulle hat in der Geschichte Frankreichs Spuren hinterlassen – die von ihm begründete Fünfte Republik prägt seit mehr als 60 Jahren die Politik des Landes. Die Hintergründe schildert der Journalist und Frankreichexperte Johannes Willms in seiner gut lesbaren und mit prägnanten de Gaulle-Zitaten bestückten Biografie über «de[n] General». Zwar kann er keine grundstürzend neuen Ergebnisse beisteuern, fasst aber die Grundthemen und die Charaktereigenschaften des Mysteriums de Gaulle anschaulich zusammen und liefert somit ein insgesamt überzeugendes Porträt seines Protagonisten.

Charles de Gaulle wurde 1890 in Lille geboren und wuchs in einem katholisch-konservativen Milieu auf, das der Monarchie nachtrauerte und der Dritten Republik mit Skepsis begegnete. Er schlug eine militärische Laufbahn ein und absolvierte die Offizierschule. Wie so viele junge Männer auf beiden Seiten der Front wollte er sich im beginnenden Ersten Weltkrieg bewähren. Bei einem von ihm befehligten, «tollkühn[en] und militärisch unsinnig[en]» (S. 23 f.) Sturmangriff Mitte August 1914 wurde er schwer verletzt,

nach längerer Genesungszeit kehrte er an die Front zurück, geriet aber bei Beginn der Verdun-Schlacht Anfang März 1916 in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Zu Beginn der 1920er Jahre wurde der Weltkriegsheld Marschall Pétain zu de Gaulles Förderer, später sollten der Protagonist von «Vichy» und der Anführer des «freien Frankreichs» zu erbitterten Rivalen werden. Im Jahr 1940 konnte de Gaulle der militärischen und politischen Niederlage zunächst nur hilflos zusehen, doch wollte er sich mit ihr nicht abfinden und floh nach London. Premierminister Churchill hatte in dem jungen Brigadegeneral zunächst nur einen «nützlichen 'Beifang'» (S. 76) gesehen, aber da sich kein namhafterer Repräsentant fand, wurde de Gaulle zur Stimme des «freien Frankreichs». In seiner berühmten Radioansprache aus London setzte er am 18. Juni 1940 erstmals effektiv das Mittel der politischen Rede ein, das während des Krieges und später als Präsident zu seinem Markenzeichen werden sollte. Anschaulich beschreibt Willms den Kampf de Gaulles um Anerkennung und Selbstbehauptung gegenüber Briten und Amerikanern, mit US-Präsident Roosevelt, der ihn gegenüber Churchill nur als «Primadonna» bezeichnete, verband ihn eine tiefe Abneigung. Umso erstaunlicher und zugleich beeindruckender war es, dass de Gaulle am 25. August 1944 als der allseits anerkannter und umjubelter Repräsentant Frankreichs in Paris einziehen und wirkungsvoll den Mythos von der angeblichen Selbstbefreiung inszenieren konnte.

Der relative frühe Abgang des Generals Anfang 1946, der sich als Befreier des Vaterlandes nicht mit den für die Vierte Republik bald typischen parteipolitischen Querelen herumschlagen wollte, erwies sich laut Willms perspektivisch als Vorteil, denn er «verfügte über einen unbeschädigten Nimbus» und wurde nicht mit den zunehmenden Problemen des Landes in Verbindung gebracht. Je stärker Frankreich in die Krise schlitterte, desto stärker galt de Gaulle als «ein Messias auf Abruf» (S. 317).

Es war insofern folgerichtig, dass der Kriegsheld 1958 ein zweites Mal auf die Bühne trat, um Frankreich zu «retten». Es brauchte freilich eine veritable Krise wie den Algerien-Krieg, der mit dem Aufstand französischer Offiziere in Algier auf das Mutterland übergreifen drohte, um diese Situation herbeizuführen. Nun handelte de Gaulle für sich optimale Bedingungen aus, das Parlament verzichtete temporär auf seine Mitwirkungsrechte, und in wenigen Monaten konnte eine stark auf den Präsidenten zugeschnittene Verfassung erarbeitet werden, die den Einfluss der Parteien begrenzte – bei aller Kritik sollte sie sich in den kommenden Jahrzehnten als sehr effektiv erweisen und dem Land eine bis dahin nicht gekannte Stabilität bringen.

Zu Beginn standen der Algerien-Krieg und seine inneren Folgen im Fokus. Mit der Mehrheit der Forschung geht Willms davon aus, dass de Gaulle die Aufgabe Algeriens schon bei Amtsantritt 1958 fest im Blick hatte und, dass er die Algerienfranzosen und Militärs, die ihn wesentlich an die Macht zurückgebracht hatten, mit seinem berühmten «Je vous ai compris» bewusst im Unklaren liess. Die Franzosen unterstützten de Gaulle gleichwohl bei seinem schrittweisen Weg zur Beendigung des Krieges. Die Attentate, die ehemalige Militärs der Untergrundorganisation OAS auf ihn verübten, beförderten die Mythenbildung weiter.

Neben der krisenhaften Entwicklung des europäischen Integrationsprozesses mit dem französischen Präsidenten in der «Hauptrolle» und dem Weg der deutsch-französischen Aussöhnung mit dem bundesdeutschen Bundeskanzler Adenauer widmet sich Willms auch der Aussenpolitik der «Grandeur». Hier kommt der Autor zu einer sehr negativen Bewertung. Der Präsident habe viel Porzellan zerschlagen und wenig erreicht, sei es bezogen auf den Austritt aus der militärischen Struktur der NATO über den Kurs-

wechsel in der Nahostpolitik hin zur aufsehenerregenden Kanada-Reise mit dem provokanten Ausruf «Vive le Quebec libre». Das Urteil, die de Gaullesche Aussenpolitik sei «ein durch Überschätzung des französischen Machtpotentials verursachter Irrtum» (S. 507) gewesen, ist dennoch übertrieben. In Verbindung mit der neuen «force de frappe» gelang es de Gaulle durchaus, Frankreich auf die Weltbühne zurückzuführen. Und bezogen auf das Verhältnis zu den osteuropäischen Staaten und zur Sowjetunion mit einem «Europa vom Atlantik bis zum Ural» war er ein früher Vordenker der Détente-Politik.

Entscheidend für das vorzeitige Ende seiner Herrschaft war jedoch die Innenpolitik, wo ein gewisser Reformstau, Defizite in der Hochschulpolitik und ein Generationenkonflikt zusammenkamen, so dass Frankreich im Mai 1968 am Rande eines Umsturzes stand. Allerdings gelang es de Gaulle nach einer Schockphase noch einmal, mit einer mitreisenden Ansprache, der Mobilisierung seiner bürgerlichen Unterstützer und einer Kabinetts-umbildung das Blatt zu wenden. Doch nur wenige Monate später zog er sich nach einem verlorenen Referendum enttäuscht ins Privatleben zurück.

Was Willms in seinem Bismarck-Porträt nicht geglückt war, nämlich den Protagonisten aus seiner Zeit heraus zu verstehen und ihn entsprechend gerecht zu beurteilen, ist ihm beim «General» und dessen Verständnis vom «ewigen Frankreich» deutlich besser gelungen.

Philip Rosin, Potsdam

Elife Biçer-Deveci, Die osmanisch-türkische Frauenbewegung im Kontext internationaler Frauenorganisationen. Eine Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte von 1895 bis 1935, Göttingen: V&R unipress, 2017 (Ottoman Studies / Osmanistische Studien, Bd. 4), 259 Seiten.

Ausgehend vom Ansatz der «*Entangled History*», untersucht Elife Biçer-Deveci in ihrer hier besprochenen Berner Dissertationsschrift drei türkischsprachige Frauenzeitschriften aus der Zeit des späten Osmanischen Reichs und der frühen Republik Türkei. Sie zeigt auf, wie osmanisch-türkische Feminismusvorstellungen oft in direktem Bezug bzw. in Abgrenzung zum Westen formuliert wurden. Umgekehrt war für internationale Frauenorganisationen «der Orient» als Ort der Frauenunterdrückung ein wichtiges Referenzobjekt. Biçer-Deveci hinterfragt in diesem Zusammenhang, inwieweit euro-amerikanische Feministinnen tatsächlich durch Denkmuster geprägt waren, welche die Forschungsliteratur prägnant als «feministischen Orientalismus» bezeichnet hat. Überzeugend weist die Autorin auf zeitgenössische Dekonstruktionen orientalistischer Vorurteile hin (z. B. S. 117f.) und argumentiert, dass das Bild eines rückständigen Orients sowohl von osmanisch-türkischer als auch von euro-amerikanischer Seite gezielt und zweckbewusst eingesetzt wurde (S. 200).

Die Einleitung des Buchs bietet neben theoretischen und methodischen Erläuterungen eine hilfreiche Aufarbeitung der türkischsprachigen Forschung zur osmanisch-türkischen Frauenbewegung. Das folgende Kapitel 1 gibt einen historischen Überblick, der jedoch stärker auf die Fragestellungen der Studie hätte ausgerichtet werden können und in dieser Form zu lang wirkt. Die zentralen Kapitel 2–4 widmen sich der inhaltlichen Analyse der drei in Istanbul veröffentlichten Zeitschriften *Hanımlara Mahsus Gazete* (1895–1908), *Kadınlar Dünyası* (1913–1921) und *Türk Kadın Yolu* (1925–1927). Kapitel 5 betrachtet die Beziehungen internationaler feministischer Organisationen zum

Osmanischen Reich respektive zur Türkei. Das abschliessende Kapitel 6 fasst die Ergebnisse zusammen.

Die betrachteten Zeitschriften erschienen in den distinkten Zeiträumen der autokratischen Herrschaft Abdülhamids II., der konstitutionellen Monarchie (*İkinci Meşrutiyet*) sowie der Anfangsjahre der Republik und erlauben so aussagekräftige Beobachtungen hinsichtlich der Konstanten und Veränderungen im Emanzipationsdiskurs. Interessant ist, dass die *Hanımlara Mahsus Gazete* trotz der Pressezensur unter Abdülhamid ein vielfältigeres Meinungsspektrum bot als die beiden anderen Zeitschriften, die jeweils im Umfeld zentralisierender Regierungsprojekte anzusiedeln sind. Aufschlussreich ist Biçer-Devecis Bemerkung zum Doppelsinn des Begriffs *terakki*, einerseits als Fortschritt und andererseits als Emanzipation (S. 65), was die enge Verbindung von Feminismus und gesellschaftlicher Modernisierung im Osmanischen Reich und der Türkei illustriert. Im Gegensatz zur *Hanımlara Mahsus Gazete* erschienen *Kadınlar Dünyası* und *Türk Kadın Yolu* bereits als Organe von Frauenvereinen, die sich aktiv um Kontakte zu feministischen Organisationen im Ausland bemühten. Schlüsselfiguren in der internationalen Vernetzung waren Aktivistinnen, die in Opposition zu Abdülhamid im europäischen Exil gelebt und gewirkt hatten. Auch amerikanische Missionarinnen nahmen über ihre Bildungseinrichtungen in Istanbul und mit ihren Berichten über die Situation vor Ort eine wichtige Mittlerfunktion ein (S. 69). Jedoch wurde erst 1926 der Türkische Frauenbund (*Türk Kadınlar Birliği*), Herausgeber des *Türk Kadın Yolu*, Mitglied einer internationalen Organisation. Dieser Schritt sei, wie Biçer-Deveci hervorhebt, als Teil des Strebens der jungen Republik Türkei nach internationaler Anerkennung anzusehen (S. 223).

Biçer-Devecis Studie zeichnet sich durch eine quellengestützte Argumentation aus, welche die besprochenen Texte regelmässig selbst zu Wort kommen lässt. Eine nicht zu unterschätzende Leistung ist die Begleitung übersetzter Zitate durch eine Umschrift des osmanisch-türkischen Originals ins moderne Türkisch. Erhellend in Bezug auf die Funktion der osmanischen Presse ist die Feststellung, dass die *Hanımlara Mahsus Gazete* auch als Mittel zur sozialen Vernetzung diente und beispielsweise Kontakte zwischen Europäerinnen und osmanischen Feministinnen ermöglichte (S. 104). Der Ansatz der *«Entangled History»* hätte meines Erachtens aber noch gewinnbringender sein können, wenn Biçer-Deveci «Europa» bzw. den «Westen» nicht als Einheit dem Osmanischen Reich bzw. der Türkei gegenübergestellt hätte. Die zitierten Quellen selbst offenbarten oft in stärker differenzierter Weise eine Orientierung an Frankreich, das dann mit anderen europäischen Ländern kontrastiert wurde (S. 82, 87). Überraschend ist, wie häufig die osmanisch-türkischen Stimmen auf die Schweiz Bezug nahmen, die «als idealer sittlicher Ort für einen [Studien-]Aufenthalt muslimischer Frauen» (S. 134) beschrieben wurde oder deren Massnahmen gegen den Alkoholkonsum von Müttern problematisiert wurden (S. 162).

Problematisch ist im Osmanisch-Türkischen aufgrund der Mehrdeutigkeit des arabischen Alphabets die Identifikation von Personennamen. Anstatt jedoch die Problematik möglicher Lesungen zu thematisieren, priorisiert Biçer-Deveci bei den ihr unbekannt Namen eine spekulative Schreibweise, die in mehreren Fällen nicht zutreffend ist. So verbirgt sich hinter «Ellen Kostar» die amerikanische Feministin J. Ellen Foster, «Henriette Hevernique» ist als Henriette Hornik zu identifizieren, und «Margrit Caulra» schrieb sich richtig Marguerite Colrat. Im Falle von «Dorani Montilla» liesse sich spekulieren, ob hier nicht eine im Drucksatz fehlerhafte Schreibung der Journalistin Marguerite Durand vorliegt.

Trotz der angemerkten Schwächen hat Biçer-Deveci eine erkenntnisreiche Grundlagenstudie zum Emanzipationsdiskurs im Osmanischen Reich und der frühen Republik Türkei vorgelegt, die zahlreiche Anknüpfungspunkte für die weitere Forschung bieten dürfte.

Ulrich Brandenburg, Zürich

Sabina Bossert, **David Frankfurter (1909–1982). Das Selbstbild des Gustloff-Attentäters**, Wien / Köln / Weimar: Böhlau, 2019, 550 Seiten.

Im vergangenen Jahr sind gleich zwei beeindruckende Studien erschienen, die sich mit dem Gustloff-Attentäter David Frankfurter und dem Umfeld des NSDAP-Landesgruppenleiter der Schweiz, Wilhelm Gustloff, befassen. Der unlängst verstorbene, frühere Ordinarius für Geschichte der Universität Luzern, Guy Marchal, lässt in seinem letzten Buch das Lesepublikum ungewohnt nahe an seiner Recherche teilhaben. Der «Forschungskrimi» «Gustloff im Papierkorb» beginnt damit, dass der Autor Jahrzehnte zuvor von seinem Vater einige Papierschnipsel erhalten hat, die, wie sich im Verlauf der Recherchen herausstellt, Widerstand im Kleinen dokumentieren. Die Schnipsel führen zur Nazi-vergangenheit des Geschäftspartners und Schwagers von Marchals Vater und schliesslich zu Wilhelm Gustloff sowie den Netzwerken ins nationalsozialistische Deutschland. So beleuchtet der Autor die Agitation der Nationalsozialisten in der Schweiz und wie es diese nach dem Krieg verstanden, sich von ihrer Vergangenheit reinzuwaschen.

Einen klassischeren Weg historischen Arbeitens wählte Sabina Bossert, Fachreferentin für jüdische Zeitgeschichte am Archiv für Zeitgeschichte in Zürich. Sowohl die Forschungszintention im Rahmen ihrer Qualifikationsarbeit als auch die Quellenlage präsentieren sich hier anders. Innovativ ist Bosserts umfangreiche Dissertation «David Frankfurter (1909–1982). Das Selbstbild des Gustloff-Attentäters» dennoch, da sie die Sichtweisen und Motive des Täters in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung stellt und damit die Forschung um eine zentrale Perspektive erweitert.

Am 4. Februar 1936 erschiessst der aus dem heutigen Kroatien stammende, an der Universität Bern eingeschriebene Student David Frankfurter den NSDAP-Landesgruppenleiter Wilhelm Gustloff in dessen Wohnung in Davos. Wenig später stellt sich Frankfurter der dortigen Polizei. Die Geschichte von David Frankfurter ist somit «die Geschichte eines Mordfalls, bei der der Täter von Anfang feststeht», hält Sabina Bossert einleitend fest. Nichtsdestotrotz haben sich die historische Forschung sowie zahlreiche publizistische Beiträge ausschliesslich mit Frankfurters Tat und dem anschliessenden Prozess in Chur beschäftigt, der national wie international grosses Aufsehen erregte. Kürzere Untersuchungen beschäftigten sich mit der Rezeptionsgeschichte in der Schweiz und in Deutschland oder mit Frankfurters Begnadigung nach Kriegsende. David Frankfurters Memoiren hingegen, seine persönliche Sicht auf die Tat, blieben mit Ausnahme von ein paar wenigen Beiträgen wie etwa einem Aufsatz von Thomas Willis aus dem Jahr 2009 aussen vor. Eine populäre Ausnahme bildet der Film «Konfrontation» des bekannten Schweizer Regisseurs Rolf Lyssy von 1975, der sich für die Motive des Attentäters interessierte. Doch wie wir Bosserts Studie entnehmen können, war David Frankfurter, der im Film selbst zu Wort kommt, mit dem Produkt und den von Lyssy gesetzten Schwerpunkten mehrheitlich nicht einverstanden. Bossert ergänzt nun die Forschung zu Frankfurter durch seine Memoiren und Briefe, die durch ergänzende Quellen flankiert werden.

Sabina Bossert erzählt die Geschichte David Frankfurters chronologisch in vier Kapiteln. Sie bilden den inhaltlichen Kern des Buches. Frankfurter kommt in Daruvar in

der damaligen Habsburgermonarchie 1909 zur Welt. Nach einer weitgehend «ungetrübten» Kindheit und Jugend in einer Rabbinerfamilie beginnt er seine Studienzeit in Leipzig und wechselt von dort nach Frankfurt am Main, wo er die Machtergreifung der Nationalsozialisten erlebt. Vor dem Hintergrund des rasch wachsenden Antisemitismus quälen ihn bereits damals erste Mordgedanken. 1935 übersiedelt er nach Bern, wo die Idee, einen politischen Mord zu begehen, weiterreift. Dies geht nicht zuletzt aus seiner in den Memoiren festgehaltenen Interpretation der schweizerischen Gründungsmythen hervor: «der Tyrannenmord war die eigentliche Stiftungsakte dieser europäischen Demokratie. Die Armbrust Tells, die Waffe, mit der er den Zwingherrn niederstreckte, der aller Menschenrecht und aller Menschen Würde mit Füßen getreten – sie war zum Wahrzeichen der Schweiz geworden». Dem folgenreichen Jahr 1936 ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Es beginnt mit der Reise nach Davos Ende Januar, der Tat vom 4. Februar und endet mit den letzten Vorbereitungen für den Mordprozess im Dezember desselben Jahres. Es folgen die Schilderung des Prozesses samt Urteilsverkündung vor dem Churer Strafgericht sowie die schwierige Zeit in der Strafanstalt Sennhof. Ein weiteres Kapitel behandelt die Jahre nach Kriegsende mit Frankfurters Entlassung aus der Haftanstalt, seiner Übersiedlung nach Palästina sowie seinem Leben in Palästina / Israel bis zu seinem Tod 1982. Dieser Teil basiert nicht mehr auf Frankfurters Memoiren, gibt aber einen vielfältigen Einblick in sein Leben in der Alija.

Diesem biografiegeschichtlichen Teil vorangestellt sind Kapitel zum Forschungsstand sowie zum methodisch-theoretischen Zugang. Neben den Bemerkungen zum lebensweltlichen Ansatz, der insbesondere an der Universität Basel gepflegt wird, sowie zum Themenkomplex «jüdischer Widerstand», gilt es vor allem Bosserts Ausführung zum quellenkritischen Umgang mit David Frankfurters Memoiren zu beachten. Diese entstanden nämlich erst zehn Jahre nach der Tat, im Frühjahr 1946 in Palästina. In einem über mehrere Wochen dauernden Austausch mit dem deutsch-israelischen Religionswissenschaftler Schalom Ben-Chorin, schrieb dieser Frankfurters Erinnerungen nieder. Man kann Sabina Bossert Position teilen, dass es sich bei den Memoiren um David Frankfurters Selbstsicht handelt, allerdings gilt es zu ergänzen, in den Worten Ben-Chorins. Der historische Mehrwert dieser Selbstsicht-Perspektive wird dennoch sogleich sichtbar, nämlich in dem Sinn, dass Frankfurters Memoiren eine kontroverse Position zu den bestehenden Quellen einnehmen. Dies ist während des Prozesses der Fall. David Frankfurter Einschätzung der Tat weicht vom Gutachten ab, das vom heute teilweise umstrittenen Psychiaters Johann Benedikt Jörger verfasst wurde. Ähnliches gilt auch während des Begnadigungsverfahrens. Zwar hatten bereits David Frankfurter und Ben-Chorin die Prozessakten eingefordert, doch diese wurden ihnen aus rechtlichen Gründen nicht ausgehändigt. In Bosserts Studie konnten nun diese unterschiedlichen Positionen in die Analyse einbezogen werden. Aufschlussreich sind schliesslich auch Bosserts exkursartigen Überlegungen zum jüdischen Widerstand. Sie bezeichnet Frankfurters Attentat auf Gustloff als frühe Widerstandstat und ordnet diese einem erweiterten Widerstandsbegriff zu. Zwar war Frankfurter in der Schweiz anders als bekanntere spätere Widerstandskämpfer wie die Kombattanten im Warschauer Ghetto oder die jüdischen Partisanen in den Wäldern Osteuropas nicht an Leib und Leben gefährdet, doch machte er mit seiner Tat zu einem frühen Zeitpunkt auf die Verbrechen eines tyrannischen Regimes aufmerksam.

Bossert erweitert die Forschung zu David Frankfurter in einem zentralen Punkt und ergänzt damit die Forschungen zur Geschichte der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialis-

mus. Bildhafter Ausdruck dieses wissenschaftlichen Mehrwerts sind auch die zahlreichen, teilweise erstmals veröffentlichten Fotografien, die den schönen Band illustrieren.

Patrick Kury, Luzern

Susan Barton, *Internment in Switzerland during the First World War*, London: Bloomsbury Academic, 2019, 240 Seiten, 28 Abbildungen.

Internierung im Ersten Weltkrieg ist derzeit ein Trendthema der historischen Forschung. Susan Bartons Buch «Internment in Switzerland during the First World War» ist ein typisches Beispiel für diesen Forschungszweig, der bis heute von Studien zu einzelnen Lagern oder Nationen dominiert wird.⁴ Bartons Pionierstudie widmet sich den insgesamt über 60'000 in der Schweiz ab 1916 internierten Kriegsgefangenen belgischer, französischer, britischer und deutscher Nationalität.⁵ Dabei handelte es sich hauptsächlich um verwundete Kriegsgefangene, die aufgrund von Abkommen zwischen der Schweiz und mehreren Kriegsparteien im ganzen Land, von den Walliser Alpen bis nach Davos, meist in Hotels und Sanatorien untergebracht wurden. Das Buch versteht sich als Gegenstück zu all jenen Studien zum Ersten Weltkrieg, die sich auf Leiden und Sterben konzentrieren, und möchte eine «positive» Dimension inmitten der allgegenwärtigen Gewalttätigkeit beleuchten. Von der Internierung profitierten zum einen die Kriegsgefangenen selbst, die so den oft prekären Bedingungen in den Gefangenenlagern der kriegführenden Mächte entkamen, andererseits aber auch die Schweiz, die ihren internationalen Ruf als humanitäre Nation unter Beweis stellte und gleichzeitig finanzielle Einbussen durch das kriegsbedingte Ausbleiben von Touristen teilweise wettmachen konnte.

Das Buch ist logisch aufgebaut: Nach einer kurzen Einführung beschreibt Barton die Verhandlungen zwischen der Schweiz und den kriegführenden Staaten bezüglich der Internierung ihrer vom Kriegsgegner gefangengenommenen Staatsangehörigen in der neutralen Alpenrepublik. Der Rest des Buches ist den Internierten selbst und ihrem Alltag gewidmet. Barton thematisiert ihren Empfang in der Schweiz, die Internierungsbedingungen, Arbeit und Weiterbildungsmöglichkeiten, Sport, Freizeit sowie Religion, bevor sie sich im Schlusskapitel ihrer Abreise widmet. Die Studie wird von mehreren Forschungsfragen geleitet wie zum Beispiel, inwiefern Internierung in einem neutralen Land sich von dem Aufenthalt in regulären Kriegsgefangenen- und Internierungslagern der kriegführenden Mächte unterschied, oder auch wie diese Internierungen die Schweiz beeinflussten.

Für Leser die mehr über den detaillierten Alltag der Internierten lernen möchten, ist dieses Buch eine wahre Fundgrube. Dank der vielen verwerteten Selbstzeugnisse, den von den Internierten herausgegebenen Zeitungen, zeitgenössischen Schweizer Zeitungen sowie offiziellen Quellen, hauptsächlich aus den britischen *National Archives*, kann Barton den Alltag eindrücklich beschreiben. Vermutlich aus sprachlichen Gründen konzentriert sie sich vor allem auf englischsprachige Zeugnisse. Interessant sind Verknüpfungen zu grösseren Themenkomplexen wie beispielsweise Ausführungen zur medizinischen Entwicklung während des Kriegs. Hier kann Barton aufzeigen, dass die schweizerischen Mediziner dank der Behandlung der internierten Kriegsverletzten Fortschritte erzielten und so

⁴ Für eine der einzigen Ausnahmen siehe: Matthew Stibbe, *Civilian Internment during the First World War. A European and Global History, 1914–1920*, London 2019.

⁵ Es hielten sich nie mehr als 30'000 Internierte gleichzeitig in der Schweiz auf, und unter den Internierten befanden sich nicht nur Angehörige der Streitkräfte, sondern auch Zivilisten. Siehe: Anja Huber, *Fremdsein im Krieg. Die Schweiz als Ausgangs- und Zielort von Migration, 1914–1918*, Zürich 2018, S. 208f. Die zivilen Internierten werden von Barton allerdings nur am Rande erwähnt.

den Anschluss an die internationale Medizin wahren konnten. Speziell hervorgehoben werden muss das Kapitel zu Familienleben und Verwandtenbesuchen. Das Thema findet in der gängigen Kriegsgefangenenliteratur kaum Beachtung, weil es den Angehörigen in der Regel nicht möglich war, die in Kriegsgefangenenlagern internierten Verwandten zu besuchen. Aufgrund ihrer Neutralität und geographischen Lage war dies in der Schweiz anders. Besuche von Verwandten wurden sogar aktiv gefördert, nicht zuletzt, um der Schweizer Tourismusbranche neue Einkommensquellen zu eröffnen. Viele faszinierende Fotos, zum Beispiel von Hochzeiten Internierter in der Schweiz, illustrieren die entscheidenden Ausführungen Bartons.

Das Buch weist auch Schwächen auf, so etwa die oft fehlende analytische Komponente. Barton erwähnt zwar interessante Aspekte mit viel Erklärungspotential, geht jedoch selten in die Tiefe. Allgemein scheut sie sich vor klaren Aussagen, präsentiert lediglich zeitgenössische Sichtweisen und lässt diese oft ohne historische Einordnung im leeren im Raum stehen. Auffallend ist auch, wie häufig die Autorin Begriffe und Aussagen ohne jegliche Kritik oder Kontextualisierung direkt aus den Quellen übernimmt. So wird erwähnt, dass Sikhs aus Britisch-Indien in der Schweiz interniert wurden. Dazu fehlt leider eine Untersuchung, wie diese die Schweiz sahen und vice versa, oder wie das Verhältnis zu den anderen Internierten war. Kommentare von Zeitgenossen, zum Beispiel zu den «weissen Zähne» der Sikhs, werden ohne Einordnung wiedergegeben. Teilweise ähneln die Kapitel einem Sammelsurium an kuriosen Fakten und Ereignissen. Das Buch bleibt folglich sehr deskriptiv und die wirklich wichtigen, übergreifenden Fragen bleiben unbeantwortet. So ist etwa unklar, inwiefern für die beteiligten Schweizer Eigeninteressen im Vordergrund standen, oder ob sie hauptsächlich aus humanitären Gründen handelten. Eher beiläufig erwähnt Barton etwa, dass Schweizer Ärzte, die in die Kriegsgefangenenlager entsendet wurden, um die «passenden» Internierten auszuwählen, nicht diejenigen aussuchten, welche die Erholung in der Schweiz am meisten benötigten, sondern diejenigen Gefangenen aus guten finanziellen Verhältnissen. Diese Praxis entsprang der Hoffnung, dass deren Familien dann mit den Internierten gemeinsam in der Schweiz leben und somit den hiesigen Tourismus unterstützen würden. Ob dies den Tatsachen entsprach oder ob es sich lediglich um Gerüchte handelte, wird nicht erläutert.

Schliesslich enthält das Buch diverse kleine Fehler und Unsauberkeiten. Barton schreibt zum Beispiel, dass Gustave Ador während des Kriegs Bundespräsident war (Kapitel 2). Ador wurde jedoch erst 1917 in den Bundesrat gewählt und übernahm das Amt des Bundespräsidenten erst 1919. Der Staatssekretär des deutschen Reichskolonialamts wird «Dolf» genannt, sein Name war aber Solf. Schweizerdeutsche Ortsnamen wie «Allmendhubel» werden auf derselben Seite einmal korrekt und einmal inkorrekt buchstabiert (Kapitel 6). Insgesamt ist Bartons Studie sehr lesbar, ein besseres Lektorat und mehr Kontextualisierung wären allerdings wünschenswert gewesen.

Tamara Cubito, Birmensdorf

Lea Moliterni Eberle, «Lassen Sie mein Leben nicht verloren gehen!» **Begnadigungssuche an General Wille im Ersten Weltkrieg**, Zürich: NZZ Libro, 2019, 488 Seiten, 49 Abbildungen.

Lea Moliterni Eberle untersucht in der vorliegenden Arbeit, mit der sie 2017 an der Universität Zürich promovierte, Begnadigungsfälle in der Schweizer Militärjustiz während des Ersten Weltkriegs. Gnadenherr war damals General Wille. Von 3391 Fällen hat die Autorin anhand inhaltlicher Kriterien 100 ausgewählt und ausgewertet, 38 stellt sie einge-

hender dar. Anhand von 120 Briefen an Wille fragt Moliterni Eberle erstens nach Motiven, mit denen die Gesuchstellenden um Gnade baten, und rekonstruiert Strategien, mit denen diese den Gnadenherrs zu überzeugen versuchten. Zweitens untersucht sie die Gnadenpraxis, das heisst die Gründe für einen Entscheid und das Verfahren dahinter. Dazu verwendet sie Untersuchungsakten der Militärjustiz, insbesondere Empfehlungen von Auditoren, die die Gesuche prüften und eine Empfehlung zugunsten Willes abgaben. Moliterni Eberle vertritt die These, dass Emotionen, insbesondere Mitleid, beim Ersuchen um und Gewähren von Gnade zentral waren. Willes Entscheide seien zudem von seinem Eigensinn geprägt gewesen. Die Arbeit basiert auf textlinguistischen und emotionsgeschichtlichen Ansätzen: Ein Text habe ein sogenanntes «Emotionspotenzial». LeserInnen könnten ihn nicht nur kognitiv verstehen, sondern auch die Gefühle darin nachempfinden (sogenannte «Emotionalisierung»). Diese könnten ihr Handeln leiten. Um die Bedeutung von Emotionen aufzuzeigen, will die Autorin die Tiefenstruktur der Gesuche auf lexikalischer und syntaktischer Ebene analysieren. Hermeneutisch-interpretierend schliesst sie auf das kognitive und emotionale Wissen, auf das damalige Leser bei der Textarbeit zurückgriffen. Darauf gestützt will sie das Emotionspotenzial der Gesuche einschätzen.

Anhand des Modellfalls Rudolf Urech zeigt die Autorin im zweiten Kapitel exemplarisch die Strategien auf, mit denen Urech und seine Angehörigen um Gnade baten, und zeichnet den Weg von der Einreichung der teils emotionalen Gesuche bis zum negativen Gnadenentscheid nach. Im dritten Kapitel thematisiert sie die Themen Militär, Justiz und Gnade, die den Kontext der Begnadigungsfälle bildeten. Die Schweizer Militärjustiz, der während des Ersten Weltkriegs auch die Zivilbevölkerung unterstellt war, verfügte mit dem Militärstrafgesetz von 1851 über ein veraltetes, unvollständiges, uneinheitliches und drakonisch strafendes Gesetz. Die Begnadigung war die einzige Möglichkeit, Fehl- und überharte Urteile zu korrigieren. Der Gnadenherr genoss weitgehende Entscheidungsfreiheit, sah sich jedoch dem Dilemma ausgesetzt, mit einer Begnadigung rechtsstaatliche Interessen, beispielsweise das Verbot von Willkür, zu verletzen. Das vierte Kapitel ist mit rund 230 Seiten der eigentliche Hauptteil der Arbeit. In neun Unterkapiteln vertieft die Autorin die Motive und Strategien der Gesuchstellenden und schliesst auf deren «Befindlichkeiten, Gefühle und Alltags Erfahrungen» (S. 366). Anhand der Empfehlungen und Entscheide thematisiert sie, wer weshalb und unter welchen Umständen begnadigt wurde. Emotionen seien, resümiert Moliterni Eberle, bei Gnadenbitten «sehr erfolgreich» (S. 381). Dass Wille wiederholt Abklärungen anordnete und von den Empfehlungen der Auditoren abwich, wertet sie als Beleg für dessen Eigensinn.

Der Aufbau der Arbeit überzeugt. Der Modellfall erleichtert den Einstieg ins Thema. Mit dem dritten Kapitel vermag die Autorin bedeutende Problemfelder der Militärjustiz und der Gnade aufzuzeigen, auf die sie später teilweise zurückkommt. Die Untersuchung der Motive und Strategien der Gesuchstellenden ist umfangreich, doch die Abgrenzung zwischen den einzelnen Teilkapiteln manchmal schwammig. Ist der Gnadenpraxis beim Modellfall noch ein eigenes Unterkapitel gewidmet, wird sie nun anhand der einzelnen Begnadigungsfälle dargestellt. Damit rückt sie im Vergleich zu den Gnadenmotiven in den Hintergrund. Die Autorin analysiert die Begnadigungsgesuche und die Empfehlungsschreiben teils detailliert, gerade im zweiten Kapitel. Erhellend sind hier die Rückschlüsse auf damaliges emotionales und kognitives Wissen. Im vierten Kapitel wird die Untersuchung allerdings deskriptiver und bisweilen repetitiv.

Ob und welche Bedeutung den Emotionen beim Bitten um und Gewähren von Gnade zukam, ist nicht immer nachvollziehbar. Das hat mehrere Gründe: Es bleibt bis am Ende offen, was genau die Autorin unter Emotionen versteht. Vor allem die Abgrenzung von kognitivem und emotionalem Wissen ist unklar. Auch die angekündigte vertiefte Untersuchung der Sprache, des Emotionspotenzials von Texten und der Emotionalisierung der Leser finden kaum statt. Zudem ist anhand der meist nur kurzen Ausführungen Willes nur selten aufzuzeigen, welche Gefühle er beim Lesen der Gesuche (nach)empfand. Fälle emotionaler Gesuche, die er ablehnte, lassen zweifeln, ob und inwiefern Willes Handeln von Emotionen geprägt war. Schliesslich fehlt eine klare Unterscheidung von Motiven und Strategien. Es bleibt deshalb stellenweise unklar, ob die Gesuchstellenden die dargestellten Emotionen tatsächlich empfanden oder bloss vortäuschten. Dass Wille über einen spezifischen Eigensinn verfügte, belegt die Autorin verschiedentlich. Stellenweise präzise schliesst sie auf die Gründe für sein Handeln. Interessant wäre gewesen, diese Ergebnisse vor dem Hintergrund einschlägiger Forschung zu Wille zu diskutieren.

Moliterni Eberles Studie bietet einen wertvollen Beitrag zur noch lückenhaften Forschung zur Schweiz im Ersten Weltkrieg. Vor allem die kulturgeschichtliche Perspektive auf Wehrmänner und ihre Angehörigen sowie deren Erfahrungen ist bereichernd. Zudem vermag die Autorin die Problemfelder der damaligen Militärjustiz anschaulich aufzuzeigen. Dank seiner verständlichen Sprache und der guten Leserführung ist das Werk auch einem breiteren Publikum zugänglich.

Mario Podzorski, Birmensdorf / Aarau

Frank Jacob, Riccardo Altieri (Hg.), **Die Wahrnehmung der Russischen Revolutionen 1917. Zwischen utopischen Träumen und erschütterter Ablehnung**, Berlin: Metropol Verlag, 2019 (Alternative Demokratien. Studien zur Geschichte der Sozialdemokratie und des Sozialismus, Bd. 3), 450 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Der Band widmet sich der Wahrnehmung der Russischen Revolutionen aus einer «kritischen geschichtswissenschaftlichen» Perspektive (S. 23). Die Herausgeber Frank Jacob, Professor für Globalgeschichte (19./20. Jahrhundert) an der Nord Universität in Norwegen, und Riccardo Altieri, Doktorand an der Universität Potsdam, haben schon mehrfach zusammengearbeitet. Sie legen 17 Beiträge vor, welche die Wahrnehmung der Revolution in Deutschland, die Revolution und die Juden, lokale, soziale und transnationale Perspektiven sowie den theoretischen Diskurs mit Historiografie, Darstellung und Vermittlung der Revolution abdecken sollen. Nach welchen Kriterien die Auswahl der Beiträge erfolgt ist, erschliesst sich nicht und wird von den Herausgebern auch nicht erläutert. So zeigt der Sammelband eine grosse Bandbreite an Themen, die aber weitgehend unverbunden nebeneinander stehen.

Nur wenige Autorinnen und Autoren folgen dem moralischen Urteil der Herausgeber, das – in methodisch fragwürdiger Weise – Ausgangspunkt und Leitmotiv der Untersuchungen sein soll: «die Verderbtheit ihrer [der Revolutionäre] Ideale durch Lenin und seine bolschewistischen Gefolgsleute» (S. 14), «der finale Verrat der Ideale der Revolution» (S. 16). Lenin habe bereits «im Oktober 1917 wissent- und willentlich die Revolution verraten», die Macht «mit Terror gesichert», den «marxistischen Staat [...] korrumpiert und zu einer Diktatur, der sich Stalin später nur noch bedienen musste, ausgebaut» (S. 17). Diese Fixierung auf einen fast dämonisierten Lenin und auf die Bolschewiki als eine homogene Gruppe entspricht nicht dem Forschungsstand zu 1917 und den ersten Jahren danach. Zahlreiche Studien belegen im Übrigen, dass es nach der Oktoberrevoluti-

on keine einlinige Entwicklung hin zum Stalinismus gab, sondern immer wieder offene Situationen eintraten, die Alternativen möglich machten. Einige Autorinnen und Autoren setzen denn auch die von ihnen untersuchten Wahrnehmungen mit den jeweiligen historischen Verhältnissen in Beziehung. Ohnehin gelangen sie im Einzelnen vielfach zu wichtigen Ergebnissen.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Rezension sämtliche Beiträge vorzustellen. Nur einige Aspekte seien herausgegriffen. So ist die Distanz der Mehrheitssozialdemokratie zur Russischen Revolution schon oft dargestellt worden, ebenso die unterschiedlichen Positionen innerhalb der sozialistischen und kommunistischen Linken zwischen den Polen Wladimir Lenin und Rosa Luxemburg. Dazu finden sich im Sammelband immerhin interessante Differenzierungen, etwa von Lutz Häfner, der sich mit Wahrnehmungen der «russischen revolutionären Erfahrungsräume» (S. 115) in sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien Deutschlands beschäftigt. Riccardo Altieri zeichnet sorgfältig die anfangs voneinander abweichenden Haltungen von Rosi Frölich-Wolfstein und Paul Frölich gegenüber Lenin und Luxemburg nach. Vincent Streichhahn kommt in seiner Rezeptionsgeschichte der Kontroverse zwischen Luxemburg und Lenin zu dem Ergebnis, dass es mehr Gemeinsamkeiten zwischen beiden gab, als gemeinhin angenommen wird. Die Unterschiede seien weniger prinzipieller Art als der jeweiligen historischen Situation geschuldet. Die eher «dogmatische» Rezeption erklärt er mit den politischen Kämpfen seit Beginn der 1920er Jahre. Auch Andreas Morgensterns Ausführungen zu der privatwirtschaftlich orientierten Konzeption eines kontinentaleuropäischen Wirtschaftsraumes unter Einbeziehung Russlands, die von Vertretern des revisionistischen Flügels der SPD in den *Sozialistischen Monatsheften* vorgelegt wurde, eröffnet neue Perspektiven. Klasseninteressen und kleinere Nationen spielten kaum eine Rolle, die Bolschewiki störten eher. Einen anderen Blick richtet Anke Napp auf die Revolutionswahrnehmung. Sie setzt sich mit deutschen Bildbänden – Bildrollen, die wie ein Film vorgeführt werden konnten und sich deshalb für die Propaganda eigneten – zum Thema Oktoberrevolution und ihre Folgen für die Zeit von 1929 bis 1941 auseinander. In ihrer präzisen Bildanalyse arbeitet die Autorin die antikommunistische Stossrichtung heraus, verbunden mit der Angst vor einer durch den kommunistischen Machtapparat gelenkten «seelenlosen, mechanisierten Masse» (S. 436). Die Verbindung von antijüdischer und antikommunistischer Orientierung in den Wahrnehmungen der Apostolischen Nuntiatoren in Deutschland, namentlich von Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., belegt eindrucksvoll Christoph Valentin. Die Revolutionäre seien hauptsächlich von Juden gesteuert, die als «widerlich», «schlau» (S. 187) und «einfache Kriminelle» (S. 191) gekennzeichnet werden.

Weiterführend ist der Schwerpunkt, den mehrere Beiträge auf die Beschäftigung mit anarchistischen Bewegungen und Gedankengängen setzen. Diese werden immer noch viel zu selten erforscht, obwohl sie eine bedeutende Rolle im revolutionären Prozess spielten. Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, sich vollständig auf dieses Themengebiet zu konzentrieren. Frank Jacob untersucht den Wandel in Emma Goldmanns (und Alexander Berkmanns) Blick auf die Russische Revolution von anfänglicher Zustimmung bis zur Gegnerschaft. Zugleich gibt er eine Übersicht über die Geschichte der anarchistischen Bewegung in Russland im Zusammenhang mit dem Revolutionsprozess. Mit seinen Untersuchungen will er dazu beitragen, in zukünftigen Revolutionen eine «Korruption» wie bei der Oktoberrevolution zu vermeiden (S. 357). Damit knüpft er konsequent an sein in der Einleitung formuliertes moralisches Urteil als Leitmotiv seiner Arbeiten an. Carsten Schapkow arbeitet die Verbindung von anarchistischem mit jüdisch-messianischem Gedanken-

gut bei Gustav Landauer heraus. Da er die Russischen Revolutionen von 1917 als einen «Wendepunkt aus jüdischer Perspektive» (S. 161) betrachtet, wäre es für die Leserinnen und Leser hilfreich gewesen, wenn er Landauers Stellenwert innerhalb jüdischer Einstellungen zu den Vorgängen in Russland skizziert hätte. Zwei Autoren besprechen die Rezeption der Oktoberrevolution in syndikalistischen Gewerkschaften: Jule Ehms wendet sich der 1919 gegründeten Freien Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) zu und Richard Stoenescu der 1920 konstituierten Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands (AAUD). Die FAUD war nach anfänglicher Begeisterung wesentlich kritischer gegenüber der Entwicklung in Russland eingestellt als die AAUD. Ihr ging die Revolution nicht weit genug, und sie lehnte den Staat ebenso ab wie die Wirtschaftspolitik oder die Unterdrückung linker Gruppen. Für sie stand die «Befreiung der ArbeiterInnen» im Mittelpunkt (S. 239). Die Bildung der Internationalen Arbeiter-Assoziation 1922 bedeutete den endgültigen Bruch mit dem (Staats-) Kommunismus. Zu dieser Zeit hatte auch die AAUD den Bruch vollzogen – nämlich auf dem Dritten Weltkongress der Kommunistischen Internationale 1921 –, nachdem sie zunächst viele Massnahmen der Bolschewiki, sogar die Arbeitsarmeen, gutgeheissen hatte. Ausschlaggebend war hier die Erfahrung, von den Bolschewiki nicht «als gleichberechtigter Diskussions- und Gesprächspartner» (S. 263) angesehen zu werden, sowie die wachsende Einsicht, dass die Realität der russischen Verhältnisse nicht dem Anspruch gerecht wurde. Allerdings hatte der Bruch eine Spaltung der Bewegung zur Folge. Es bleibt zu hoffen, dass der Sammelband weitere Forschungen in diesem Bereich anregt.

Heiko Haumann, Basel / Elzach-Yach

Carlo Moos, Habsburg post mortem. Betrachtungen zum Weiterleben der Habsburgermonarchie, Wien / Köln / Weimar: Böhlau, 2016, 414 Seiten.

Carlo Moos begibt sich in seiner Studie auf die Suche nach Spuren des Weiterlebens der Habsburgermonarchie nach 1918. Dabei geht er zunächst auf ein grundlegendes Problem ein, vor das sich die politischen Repräsentanten Deutschösterreichs im Umfeld der Pariser Friedensverhandlungen gestellt sahen: Wie liess es sich vermeiden, dass die kleine – und bitterarme – Nachkriegsrepublik die Verantwortung für die Kriegspolitik des untergegangenen Imperiums zu tragen hatte? In der Diskussion um das Verhältnis Deutschösterreichs zum Habsburgerreich spielten, angesichts der Ausgangslage wenig überraschend, Argumente für eine strikte Distanzierung von der Monarchie eine wichtige Rolle. Bemerkenswert ist aber auch, dass sich in den Akten des Aussenministeriums genügend Beispiele für ein dezidiert positives Bild des Vielvölkerreichs finden. Wie wichtig die bürokratischen und verfassungspolitischen Kontinuitätslinien zwischen Monarchie und Republik im Österreich der 1920er und 1930er Jahre waren, zeigt Moos im folgenden Kapitel, während der nächste Abschnitt die Gesamtheit der Nachfolgestaaten in den Blick nimmt. Hier geht es ihm um die Politik der Grenzziehung in einer historisch gewachsenen Region, die mit Willkür und Gewalt einherging und bis heute in revisionistischen Tendenzen nachwirkt. Es war die Erfahrung mit dem Gewaltpotential dieser Politik des Ein- und Ausschliessens in den Jahren bis zum Zweiten Weltkrieg, die beispielsweise Joseph Roth und Stefan Zweig dazu brachten, die Habsburgermonarchie als Versuch einer multiethnischen Ordnungsstruktur den Terrorregimen der 1930er Jahren gegenüber zu stellen. Die dadurch zum literarischen Topos geronnene nostalgische Sicht des untergegangenen Imperiums ist Gegenstand des zweiten Hauptteils. Nach einem Kapitel über das einstige Kaiserhaus zwischen Erstem Weltkrieg und Gegenwart, wendet sich Moos den

Auseinandersetzungen um das Habsburgergesetz und den relativ wirkungslosen legitimistischen Bestrebungen in Österreich zu. Das umfangreichste Kapitel dieses Hauptabschnitts behandelt Erinnerungskultur und geschichtstouristisches Marketing – ein ergiebiges Thema historischer Reflexion, wie spätestens Valentin Groebner demonstriert hat. Allein mit dieser Dimension des konstruierten Weiterlebens der Habsburgermonarchie hätte sich ein Buch füllen lassen, aber Moos erweitert seinen Untersuchungsgegenstand im dritten Hauptteil noch einmal um «Varianten eines Kultur-Wegs». Hier geht er auf Malerei und Architektur in «Wien um 1900» ein, auf die «literarische Erinnerung» von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard und schliesslich auf das «musikalische Nachleben der Monarchie» von den Gedenkfeiern an bedeutende Komponisten bis zu Arnold Schönbergs Auseinandersetzung mit dem musikalischen Erbe der Habsburgerzeit.

Es ist ein grosser Bogen, den Moos schlägt. Was hält die Studie zusammen? Zunächst einmal, so betont Moos, soll das Buch nicht etwa ein «multikulturelle[s] Kitschbild» (S. 11) der Habsburgermonarchie transportieren. Er macht aber keinen Hehl daraus, dass er «das Verschwinden des Reiches – für einen Schweizer vielleicht ungewöhnlich – immer als ausgesprochen bedauerlich empfand» (S. 10). Zustimmung zitiert er Brigitte Mazohl, die in der Habsburgermonarchie «ein Modell für ein einigermaßen friedliches Mit- und Nebeneinander unterschiedlicher Volksgruppen und Nationen in einem grösseren gemeinsamen politischen Verbund» (zitiert S. 396) sieht. Mit fast schon übergrosser Bescheidenheit, schliesst Moos mit der Hoffnung, «mit meinem Sammelsurium von Betrachtungen und Impressionen unterschiedlichster Art aus den Wiener Archiven, Konzertsälen, Museen und der Nationalbibliothek – wenngleich vielleicht nur *ex negativo* – eine kleine Illustration zu diesem schönen Urteil geliefert zu haben.» (S. 396) Tatsächlich hinterlässt die Lektüre des Buches den Eindruck, einen Blick auf viele Facetten des Weiterlebens des Habsburgerreichs geworfen zu haben, von konkreten politischen Konfliktlagen des kurzen 20. Jahrhunderts bis zum reichhaltigen hochkulturellen Erbe Wiens im langen 19. Jahrhundert. Eine klare Argumentationslinie zeichnet sich dabei nicht ab, aber es geht Moos ja offenkundig gerade darum, die Vielfalt möglicher Herangehensweisen an das Thema vor Augen zu führen. Es nimmt für den Autor ein, dass er sich zu seinem eher eklektischen Zugriff bekennt und auch nicht verschweigt, dass Zufallsfunde und Bekanntschaften die Quellen- und Literaturauswahl mitbestimmt haben. So offenerzig geschildert wie hier, liest man das kaum jemals (S. 12 f.). Die Auswertung von unpublizierten Qualifikationschriften, der Blick in einzelne Aktenbestände des Ausserministeriums oder der Generaldirektion für öffentliche Sicherheit fördert immer wieder interessante Deutungsansätze und Quellen zu Tage, die den Forschungsstand ergänzen. Die häufig herangezogenen Berichte aus der Neuen Zürcher Zeitung über Aspekte des Weiterlebens der Habsburgermonarchie wären auch als Quellen zur gegenwärtigen Geschichtskultur aufschlussreich. So ist die Lektüre durchaus anregend, trotz oder wegen der Kollagentechnik des Autors. Allerdings stellt sich die Frage, an welche Leserschaft sich das Buch richtet. Ohne Vorkenntnisse der Politik- und Kulturgeschichte der späten Habsburgermonarchie und der Republik Österreich sind die vielfältigen Aspekte und Anspielungen wohl kaum verständlich. Die entsprechend informierten Leserinnen und Leser werden aber die Passagen über Saint Germain, Kaiser Karls Politik oder die Wiener Secession eher entbehrlich finden. Das sollte sie allerdings nicht von der Lektüre abhalten.

Günther Kronenbitter, Augsburg

Philippe Vonnard, *L'Europe dans le monde du football. Genèse et formation de l'UEFA (1930–1960)*, Brüssel / Bern / Berlin / New York / Oxford / Wien: Peter Lang, 2018, 408 Seiten.

Als im März 1957 die Vertreter von sechs dem Westen zugehörigen Ländern die Römischen Verträge unterzeichneten, die als Meilenstein des europäischen Integrationsprozesses in die Geschichte eingegangen sind, existierte bereits seit drei Jahren eine andere europäische Organisation, die 30 Mitgliedsländer von beiden Seiten des Eisernen Vorhangs umfasste: Der europäische Fussballverband UEFA. Der Vorgeschichte, Entstehung und frühen Konsolidierung dieser Organisation widmet sich Philippe Vonnards Buch, das auf einer 2016 verteidigten Lausanner sportwissenschaftlichen Dissertation beruht. Vonnard interessiert sich dabei insbesondere für drei Punkte: Die Rolle internationaler Organisationen bei der Entwicklung des grenzüberschreitenden Fussballspielbetriebs, das Verhältnis der Führungselite des internationalen Fussballs zur Politik und die Gründe der Schaffung der UEFA zur Mitte der 1950er Jahre. Dabei wird neben den Akten des internationalen Fussballverbandes FIFA erstmals auch das in der Geschäftsstelle in Nyon (VD) gelagerte Archiv der UEFA ausgewertet.

Der erste Hauptteil des Buches analysiert die Entwicklung der FIFA in den 1930er und 1940er Jahren. Der internationale Fussballverband festigte in den 1930er Jahren seine administrativen und finanziellen Strukturen und versuchte sich aus internen Konflikten der nationalen Fussballverbände herauszuhalten. Auch politische Einflüsse sollten nach dem Willen der FIFA-Führungselite möglichst vom Verband ferngehalten werden, was allerdings nicht immer gelang. Mit dieser Linie gelang es dem Verband, den Zweiten Weltkrieg zu überleben. Die FIFA, die 1904 von einer Handvoll ausschliesslich kontinentaleuropäischer Verbände aus der Taufe gehoben worden war, blieb auch zu jener Zeit immer noch stark europäisch dominiert. Der «andere Kontinent» Amerika hatte aber immerhin 1930 die erste Weltmeisterschaft der FIFA in Uruguay organisiert. Ausserdem war in Südamerika bereits 1916 angesichts der Kriegswirren in Europa der Kontinentalverband CONMEBOL entstanden, der nach dem Zweiten Weltkrieg dann zum Vorbild für weitere Kontinentalverbände werden sollte. Ab 1938 wurde den Südamerikanern ein fixer Platz im FIFA-Exekutivkomitee zugestanden – ein Präzedenzfall für die spätere strukturelle Umgestaltung der FIFA auf der Basis von Kontinentalverbänden. Der Schwerpunkt der FIFA lag aber weiterhin klar auf Europa und mit den beiden in Europa ausgetragenen Weltmeisterschaften 1934 (in Italien) und 1938 (in Frankreich) sowie den beiden «FIFA-Spielen» 1937 (Westeuropa gegen Osteuropa) und 1938 (Kontinentaleuropa gegen England) veranstaltete der Verband auch grosse Anlässe, die zur weiteren Entwicklung des Spielbetriebs in Europa beitrugen. Allerdings kontrollierte die FIFA in den 1930er Jahren nur einen Teil des europäischen Fussballs: Sowohl die vier britischen Verbände als auch die Sowjetunion blieben dem internationalen Verband bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs fern. Ausserdem existierte – von Vonnard nicht erwähnt – in der Zwischenkriegszeit im Rahmen des sozialistischen Arbeiterfussballs ein internationaler Spielbetrieb ausserhalb der FIFA, der in den frühen 1930er Jahren auch eine Europameisterschaft einschloss. Zudem kamen wichtige Impulse für eine stärkere europäische Integration des Fussballs nicht direkt von der FIFA – etwa die «Coupe des Nations» von 1930 in Genf, die in Europa weit stärker beachtet wurde als die zeitgleiche Weltmeisterschaft in Montevideo, oder die sog. «Mitropa»-Wettbewerbe für Vereins- und Nationalmannschaften. Nach 1945 änderte sich die Struktur der FIFA stark. Die einsetzende Dekolonisation vermehrte die Zahl der aussereuropäischen Mitglieder. Die Rückkehr der britischen Ver-

bände in die FIFA warf die Frage nach einer neuen Zusammensetzung der wesentlichen Gremien auf und der Beitritt der Sowjetunion 1947 schuf in der FIFA eine starke Ostblockfraktion. Vor diesem Hintergrund setzten Debatten um eine Reorganisation des internationalen Fussballverbandes im Sinne einer «Kontinentalisierung» ein. Die Mitgliedsländer sollten sich in Kontinentalverbänden organisieren, die in den FIFA-Gremien nach festen Schlüsseln Sitze erhalten sollten.

Diese Debatten und die daraus entstehenden neuen Strukturen bilden den Gegenstand des zweiten Hauptteils von Vonnards Buch, der die Jahre 1949 bis 1960 abdeckt. Die langwierigen, von Vonnard detailliert nachgezeichneten Diskussionen über eine Strukturreform der FIFA zur Anpassung an die Nachkriegssituation mündeten 1953/54 in eine Reorganisation auf Basis kontinentaler Gruppierungen. Zum Durchbruch kam diese Idee aufgrund einer Allianz der Südamerikaner mit ihrem jahrzehntealten Kontinentalverband und der Westeuropäer, die dadurch die Institutionalisierung eines Sowjetblockes innerhalb der FIFA verhindern wollten, der zusammen mit den frisch dekolonisierten Staaten die alten Fussballnationen zu majorisieren drohte. Eine Konsequenz dieser Reform war 1954 die Bildung einer europäischen Gruppe innerhalb der FIFA und noch im selben Jahr die Gründung der UEFA als europäischer Kontinentalverband. Wie Vonnard wiederholt hervorhebt, war die UEFA mit ihrer den Eisernen Vorhang überschreitenden Mitgliedschaft in der europäischen Integrationslandschaft der 1950er Jahre ein absoluter Sonderfall. Allerdings stellte sich rasch die Frage der geographischen Grenzen des fussballerischen Europas, die mit den Beitrittsgesuchen der Türkei und Israels aktuell wurde. Beide Gesuche wurden 1956 nach Konsultationen mit der FIFA mit geographischen Argumenten abgewiesen. Während Israel bis Anfang 1990er Jahre vom europäischen Spielbetrieb ausgeschlossen blieb, konnte die Türkei trotzdem an europäischen Wettbewerben teilnehmen und wurde dann 1962 doch noch Vollmitglied der UEFA, nachdem der türkische Fussballverband seinen Sitz von Ankara nach Istanbul verlegt hatte. Für die rasche Abnabelung der UEFA von der FIFA war in den Gründungsjahren die Initiierung europäischer Wettbewerbe zentral: Der 1955 auf Vorschlag von Sportjournalisten ins Leben gerufene Europacup der Meisterklubs, der ab 1958 erstmals ausgespielte Europapokal der Nationen als Vorläufer der Fussball-Europameisterschaft sowie der 1960 gestartete Europacup der Cupsieger führten zu einer Verstetigung des internationalen europäischen Spielbetriebs und ermöglichten der UEFA eine eigenständige Medialisierung ihrer Aktivitäten, insbesondere im rasch an Bedeutung gewinnenden Fernsehen. Dadurch konnte die UEFA, deren Grundidee sich am CONMEBOL orientiert hatte, ihrerseits für Südamerika Vorbild werden: Mit der 1960 erstmals ausgerichteten «Copa Libertadores» folgte der südamerikanische Verband den Integrationsstrategien seines europäischen Pendantes.

Insgesamt führt Vonnard anschaulich und detailreich durch die organisatorischen Debatten in der FIFA und der UEFA des behandelten Zeitraums und setzt die strukturelle Entwicklung immer zu sportlichen und aussersportlichen Faktoren in Bezug. Dadurch entsteht ein interessantes Gesamtbild, das Sport- und Integrationsgeschichte zusammendenkt und zugleich aufzeigt, warum die scheinbare strukturelle «Provinzialisierung Europas» im internationalen Fussball in Wirklichkeit die europäische Vorherrschaft für weitere Jahrzehnte verstetigte.

Christian Koller, Zürich

Mario König, Marietta Meier, Magaly Tornay, **Testfall Münsterlingen. Klinische Versuche in der Psychiatrie, 1940–1980**, Zürich: Chronos, 2019, 334 Seiten, 30 Abbildungen.

In den letzten Jahren rückten klinische Medikamentenversuche immer stärker in den Fokus der schweizerischen Psychiatriegeschichte. Die Thurgauer Klinik Münsterlingen mit Roland Kuhn, Pionier der Antidepressivaforchung und langjähriger Oberarzt sowie Direktor der Klinik, gehörte zu den ersten psychiatrischen Einrichtungen, die öffentlich für ihre Tests mit neuen psychoaktiven Stoffen in die Kritik geriet. Nach und nach erhartete sich der Eindruck, dass Kuhn zwischen 1940 und 1980 unter ethisch fragwürdigen Bedingungen nicht zugelassene Versuchspräparate an zahlreiche PatientInnen verabreichte – ohne deren Wissen und Zustimmung.

Um den Anschuldigungen auf den Grund zu gehen, gab der Kanton Thurgau 2015 eine historische Aufarbeitung in Auftrag. Daraus ging die Studie *Testfall Münsterlingen* hervor, die dank des umfangreichen privaten Nachlasses von Roland und Verena Kuhn (45 Laufmeter) tief in die Praxis klinischer Versuche in der Schweiz blicken lässt. Die sorgfältig durchgeführte Studie verbindet einen chronologischen mit einem thematischen Aufbau. Die fünf Hauptkapitel verfolgen Kuhns Karriere als klinischer Prüfer und verorten seine Methoden im historischen Kontext. Thematische Schlaglichter auf die ProbandInnen (Kap. 3), fatale Zwischenfälle (Kap. 7) und Material- sowie Finanzflüsse zwischen den Basler Pharmafirmen und Münsterlingen (Kap. 5) ergänzen die bisweilen dichten Schilderungen in den chronologischen Kapiteln.

Kuhn gehörte zu den ersten klinischen Prüfern in der Schweiz. Die langjährige Zusammenarbeit mit der Basler Firma Geigy nahm ihren Anfang in den 1940er Jahren (Kap. 1). Damals hatte die Pharmaindustrie der Psychiatrie, abgesehen von Schlaf- und Beruhigungsmitteln mit hohem Suchtpotential, noch kaum etwas zu bieten. Die ersten Versuche in Münsterlingen, welche die Studie nachweist, drehten sich um das sogenannte «Parpanit». Unter Fachleuten galt die Substanz als Hoffnungsschimmer für die Behandlung von Bewegungsstörungen. Rückblickend erwies sie sich als zweifacher Türöffner, zum einen für Kuhns Karriere als klinischer Prüfer, zum andern für die Firma Geigy, die mit dem Medikament ihren ersten grossen Auftritt auf dem pharmazeutischen Markt feierte.

In Kapitel 2 widmet sich die Studie den ereignisreichen 1950er Jahren, in denen Kuhn rasch zum seriellen Prüfer aufstieg und mit «Tofranil», dem weltweit ersten Antidepressivum, seinen grossen Coup landete. Kuhns Prüfmethoden waren explorativ, seine Versuchsanlagen offen angelegt. Er war ein exakter Beobachter, der statistischen Auswertungen zeitlebens skeptisch gegenüberstand, selbst als sie ab den 1960ern zum geläufigen Methodenhandwerk gehörten. Seine Verfahren machten ihn zu einem begehrten Mann in der klinischen Prüflandschaft. Phasenweise führte er mehrere Tests parallel durch und kombinierte freihändig Prüfstoffe mit bereits registrierten Medikamenten. Der Übergang zwischen Test und Standardtherapie war oft fliessend. Mahnungen von Basler Pharmaunternehmen gab es selten, auch weil klinische Versuche zu dieser Zeit nur geringen Regulierungen unterlagen. *Testfall Münsterlingen* verliert nie den Kontext aus dem Blick und historisiert die Massstäbe, an denen Kuhns Versuche gemessen werden, ebenso wie die Prüfungen selbst – das ist eine der grossen Stärken der Studie.

Kuhns Probandenauswahl folgte oft klaren Mustern (Kap. 3). Grundsätzlich wählte er für die Prüfungen ein breites Spektrum an PatientInnen, unabhängig vom sozialen Status. Auch Kinder und Jugendliche im Ambulatorium erhielten Prüfsubstanzen. Es gibt aber keine Hinweise darauf, dass Heimkinder systematisch betroffen waren. Verträglich-

keitsprüfungen hingegen führte Kuhn häufig gezielt bei chronisch Schwerkranken durch. Zudem fällt der Studie ins Auge, dass auch das Pflegepersonal, vor allem Schwestern, bisweilen Prüfstoffe erhielt – dieser Befund eröffnet ein neues Blickfeld für die Psychopharmakaforschung. Laut Kuhn sei das Pflegepersonal geeignet gewesen, da es sachkundig über die Wirkung eines Präparats Auskunft geben könne. Eine Aufklärung der Betroffenen fand aber nicht immer statt. An diesem neuralgischen Punkt betont die Studie, dass es aus empirischer Sicht schwer zu beurteilen sei, ob und inwieweit die PatientInnen über die Versuche informiert waren. Verschiedene Indizien sprechen aber dafür, dass die PatientInnen bis in die 1980er Jahre nur fragmentarisch informiert wurden. Ein prägnantes Beispiel dafür ist Kuhns Praktik der Einfärbung: 1960 etwa regte er an, eine neue Prüfsubstanz wie das bereits zugelassene «Tofrasil» einzufärben, «sodass die Patienten gar nicht merken, wenn sie ein anderes Präparat bekommen» (S. 111).

Wie die Studie in Kapitel 4 darlegt, gab es aber bereits in den 1960er Jahren Bemühungen um eine stärkere Regulierung der klinischen Tests. Der Contergan-Skandal von 1962 schaffte in einer Zeit, in der Medikamente zu Massenkonsumgütern aufstiegen, ein neues Risikobewusstsein. Nach den USA verschärfte auch die *Interkantonale Kontrollstelle für Heilmittel* die Anforderungen bei der Arzneimittelzulassung. Für die Pharmafirmen stellten sich dadurch neue Kosten-/Nutzen-Abwägungen. Damit erklärt die Studie, weshalb die grosse Innovationswelle der Nachkriegszeit in den 1960ern abflachte. Ethische Überlegungen hinkten diesen Entwicklungen nach. Zwar verankerte der Weltärztebund 1964 mit der *Deklaration von Helsinki* das Prinzip des «*informed consent*» (informierte Einwilligung) in der Medizinethik. Dieses Bewusstsein gelangte aber stark verzögert in die Schweiz. Erst 1970 veröffentlichte die *Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften* vergleichbare Richtlinien für Forschungen am Menschen. Kuhns Methoden hielten mit diesen Standardisierungswellen nicht Schritt, er entwickelte sich in den 1960ern allmählich zu einem «anachronistischen Prüfer» (S. 269).

Bevor die Studie in die 1970er Jahre übergeht, liefert sie in Kapitel 5 die nackten Zahlen: Zwischen 1940 und 1980 gelangten knapp drei Millionen Versuchspräparate nach Münsterlingen, die grössten Lieferungen erfolgten zwischen 1957 und 1965. Mindestens 67 Substanzen wurden in Münsterlingen getestet, mindestens 3000 Menschen waren von den Versuchen betroffen. Alle diese Berechnungen sind konservativ, die Dunkelziffern mutmasslich sehr hoch. Für eine saubere statistische Auswertung seien die Quellenbestände schlicht zu wenig zuverlässig. Die Dimensionen der «Versuchsstation Münsterlingen» lassen sich aber ohnehin nur schwer verorten, da zu anderen Kliniken der Schweiz keine vergleichbaren Arbeiten vorliegen. Auch zu den 36 fatalen Zwischenfällen (Kap. 7), die sich kurz oder lang nach einer Prüfung ereigneten, müssen Fragen offenbleiben. Die Todesfälle lassen sich nicht zweifellos mit den Versuchssubstanzen in Verbindung bringen. Die AutorInnen schätzen, dass Kuhn mit Honoraren und Erfolgsbeteiligungen ein privates Vermögen von, auf heute umgerechnet, rund acht Millionen Franken erwirtschaftete. Wiederholt bezeichnete er die Prüfungen als «persönliches Werk» in seiner «Freizeit» (S. 183) und ignorierte dabei die Tatsache, dass der gesamte Betrieb in die Tests involviert war.

In den 1970er Jahren blieben die grossen Durchbrüche aus (Kap. 6). Kuhn war unterdessen Klinikdirektor und hauptsächlich mit der Öffnung der Psychiatrie beschäftigt. Das Zeitalter der Doppelblindstudien drängte den altmodischen Prüfer an den Rand. Nach der Pensionierung 1980 beschäftigte er sich zunehmend mit der eigenen Biografie

(Kap. 8). Kuhn war bis ans Lebensende um seine wissenschaftliche Hinterlassenschaft bemüht.

Silas Gusset, Basel

Marietta Meier, **Spannungsherde. Psychochirurgie nach dem Zweiten Weltkrieg**, Göttingen: Wallstein, 2015, 391 Seiten.

In einer einprägsamen Studie stellt die Wissenschaftshistorikerin Marietta Meier Aufstieg und Niedergang der Lobotomie dar. Als Lobotomie oder Leukotomie wird ein technisch relativ einfacher operativer Eingriff ins Hirn bezeichnet, bei dem die Verbindung zwischen den zwei Hirnhälften, zwischen Thalamus und Frontallappen getrennt wird. Meier analysiert die politischen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Hintergründe für die breite Akzeptanz dieser folgenschweren Operation an Patienten und Patientinnen der psychiatrischen Kliniken nach dem Zweiten Weltkrieg.

In neun Kapiteln untersucht die Autorin im Wechsel zwischen Mikro- und Makroebene die Entwicklung in den psychiatrischen Kliniken der Schweiz, nicht ohne den Blick auch auf die internationale Diskussion zu werfen. Theoretisch-methodische Grundlagen bilden Michel Foucaults Konzept der «Problematisierungen», Jacques Revels «Jeux d'échelles» und Ludwik Flecks «Denkstile».

Titelgebend ist die Vorstellung der zeitgenössischen Psychiatrie, dass psychische Störungen durch «affektive Spannungen» ausgelöst werden, die im Gehirn lokalisiert werden können. In einer mechanistischen Vorstellung von Gehirnfunktionen sollte die Trennung der beiden Hirnhälften durch den chirurgischen Eingriff die «Spannungsherde» beseitigen können (S. 72f.). Faktisch stellte man die PatientInnen nur ruhig, entlastete so die überfüllten Kliniken (S. 96), nahm aber die gravierenden Persönlichkeitsveränderungen in Kauf.

Meier verwendet für die Operationen den generalisierenden Begriff «Psychochirurgie», weil er ihr den Einbezug kleinerer Variationen der Operation erlaubt, die eine Verbesserung der traditionellen Lobotomie versprochen, aber auch um nach dem Ende der Lobotomie praktizierte Eingriffe einbeziehen zu können.

In der Schweiz wurden erstmals 1946 Leukotomien durchgeführt. Der Leiter der Zürcher Psychiatrischen Klinik Burghölzli, Manfred Bleuler, hatte sich in Skandinavien in die Techniken einführen lassen und wandte sie kurz darauf selbst vor allem an PatientInnen an, die schon vorher zahlreichen anderen somatischen Behandlungen unterzogen worden waren. Die Leukotomie galt für die PatientInnen als «letzte Chance» (S. 172). Ende 1948 wurden bereits an 19 Kliniken der Schweiz psychochirurgische Eingriffe ausgeführt (S. 107).

Auffallend ist, dass Frauen sehr viel häufiger lobotomiert wurden. Das zeigen zahlreiche internationale Studien (S. 205). In der Schweiz waren es durchschnittlich etwa doppelt so viele (S. 206). Das hänge – so Meier – hauptsächlich damit zusammen, dass ihr Verhalten im Klinikalltag als besonders störend empfunden wurde und dass sie in den Augen des Klinikpersonals häufiger Symptome zeigten, die eine Operation rechtfertigten: Sie waren aggressiv, unsauber und machten einen hohen Pflegeaufwand nötig. Vergleiche zeigen, dass das Verhalten der Frauen nicht anders als dasjenige der Männer war, aber bei Frauen als «krank» empfunden wurde. Sie verletzten damit nicht nur die Ordnung, sondern auch geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen (S. 211). Am Beispiel der Patientinnen zeigt sich also deutlich, dass es nicht zuletzt eine Frage der Einschätzung der Ärzte und des Pflegepersonals war, wer wann lobotomiert wurde, und dass die Wahrung

von Ruhe und Ordnung in der Institution höher bewertet wurde als das individuelle Schicksal der PatientInnen, auch dann noch, als man sich über die schwerwiegenden Folgen und die Kurzfristigkeit der «Verbesserung» längst im Klaren war.

Laut einer Schätzung wurden seit den 1940er Jahren in Skandinavien über 10'000 Operationen durchgeführt, in den USA etwa 40'000, in Grossbritannien etwa 17'000 (S. 86). Andere Länder folgten nach dem Zweiten Weltkrieg. «Wie viele Patienten insgesamt operiert wurden, lässt sich kaum abschätzen» (S. 95) so Meier. Aus den Jahresberichten der staatlichen Kliniken in der Schweiz geht hervor, dass zwischen 1946 und 1971 über 1200 Eingriffe stattfanden. Meier rechnet aber damit, dass die Anzahl «um einiges» höher war, da die Berichte lückenhaft waren (S. 109). Die Anzahl der Eingriffe lag bis 1951 zwischen ca. 120 und 190 pro Jahr, nahm aber seit 1953 deutlich ab. Neben der Einführung der Neuroleptika, war dafür die zunehmende Skepsis gegenüber den Erfolgsversprechungen der Operation wichtig. Misserfolge «wurden beim Namen genannt» (S. 270) und Ärzte sahen sich nun zunehmend weniger als Verteidiger der Klinikordnung, denn als Vertreter der Rechte der Patienten. Neben dieser auf gesellschaftlichen Veränderungen beruhenden Sichtweise wurde auch eine Wandlung der wissenschaftlichen Paradigmen wichtig. Die intensive Erforschung psychischer Prozesse seit den 1950er Jahren führte zu vermehrten psychotherapeutischen Behandlungen (S. 263). Allerdings ersetzte die Psychotherapie die Lobotomie nicht. Schlug die Behandlung bei «schwierigen» (S. 274) Patienten fehl, folgte nicht selten trotzdem eine Lobotomie.

Auch die Entwicklung von Psychopharmaka änderte das nicht. Sie wurden 1953 zuerst in der Universitätsklinik Basel (S. 279) eingeführt, ab 1954 wandte man sie in allen Schweizer Kliniken an, in Zürich neben den Fieber-, Schlaf- und Schockkuren und – wenn auch immer seltener – auch neben der Lobotomie. Die letzten PatientInnen wurden 1971 lobotomiert. (S. 276).

Bereits einleitend hält die Autorin fest, dass das Ende der Lobotomie die Ära der Psychochirurgie nicht abschloss (S. 11). Es kamen selektivere Techniken zur Anwendung. Meier vermutet, dass die Anzahl der Anwendungen weiter steigen dürfte, falls sich der Trend verstärken sollte, die Tiefenhirnstimulationen, die bisher bei Epilepsie und Parkinson angewendet wird, auch bei psychischen Störungen anzuwenden. Und das, obwohl – wie die Autorin abschliessend festhält – die Lobotomie als «dunkles Kapitel der Medizingeschichte» gilt, «von dem man sich entschieden distanzierte» (S. 316).

Die Studie ist geprägt von der Bemühung um eine nüchterne Darstellung der Entwicklung und der Vermeidung der Historikerin, sich die «Rolle einer RichterIn» anzumassen. Eine Bemühung, die auch in Meiers späterer Forschung zu den Medikamentenversuchen in der Klinik Münsterlingen deutlich wird.⁶ Die Auseinandersetzung mit der sprachlichen Metaphorik ist ein wichtiger Teil der Analyse. Dass die zahlreichen zusätzlichen Informationen in die Anmerkungen verwiesen wurden, schafft einen sehr gut lesbaren Haupttext.

Die Publikation wurde inzwischen sowohl in der Tagespresse wie in wissenschaftlichen Zeitschriften intensiv rezensiert. Zwei Kritikpunkte, die in den ausnahmslos positiven Würdigungen zur Sprache kamen, möchte ich herausgreifen: Die Autorin habe der Zustimmung zur Operation durch die PatientInnen und der ethischen Frage, ob Psychiatrie-PatientInnen eine (rechtsgültige) Zustimmung geben können, zu wenig Aufmerk-

6 Vgl. dazu die Rezension von Silas Gusset in diesem Heft.

samkeit geschenkt.⁷ Ich würde hier ergänzen, das gilt auch für die Frage, wie die Zustimmung von PatientInnen bzw. ihrer Vormünder zustande kam. Die Enttäuschung darüber, dass Marietta Meier der jüngsten Entwicklung der Psychochirurgie (zu) wenig Raum gibt, ist verständlich.⁸ Ich teile sie allerdings nicht. Die klare und nüchterne Darstellung der schwerwiegenden Folgen der Operation für die Patienten und Patientinnen, die «Ungeheuerlichkeit» (Hafner) der historischen Therapieformen schärfen den Blick für neuere Entwicklungen, ohne ihn schon durch abschliessende Urteile einzuengen.

Regina Wecker, Basel

Volkhard Knigge, *Geschichte als Verunsicherung. Konzeptionen für ein historisches Begreifen des 20. Jahrhunderts*, hg. von Axel Dossmann im Auftrag der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Göttingen: Wallstein, 2020. 629 Seiten, Abbildungen.

Axel Dossmann hat mit Blick auf die Emeritierung von Volkhard Knigge, dem langjährigen Leiter der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora sowie Inhaber der Jenaer Professur für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit, eine umfangreiche Zusammenstellung von Referaten, Gesprächen und Texten von Volkhard Knigge veröffentlicht. Die 48 Texte sind thematischen Teilen zu- und dort chronologisch angeordnet. Dies ermöglicht, Argumentationen thematisch in ihrer Entwicklung über die Jahre hinweg zu verfolgen. Der Titel der Publikation «Geschichte als Verunsicherung» zielt dabei ins Zentrum des Denkens und Handelns von Knigge: Historisches Lernen soll verunsichern – oder anders formuliert, soll die Chance bieten, langegehegte, erlernte, verlangte, immer wieder verteidigte Sicherheiten, aufzuweichen und zur Disposition zu stellen, um ein Geschichtsbewusstsein zu ermöglichen, in dessen Kern die Würde des Menschen, ja, aller Menschen steht.

Der erste Teil befasst sich mit den theoretischen Grundlagen von Knigges Wirken. Dessen Benennung «Geschichtsaneignung, Subjekttheorie und Psychoanalyse» weist auf die einigermassen ungewöhnliche disziplinäre Kombination hin, mit der Knigge die Geschichtsdidaktik verbindet: Wohl wesentlich getrieben von seiner Frage nach dem sogenannten «trivialen Geschichtsbewusstsein» hatte er sich früh auch der Psychoanalyse zugewendet. Fragen nach individuellen Verarbeitungsprozessen, nach Umdeutungen von historischer Evidenz sowie nach der Zurückweisung (offiziell) verretener Geschichtsdeutungen erhalten damit eine völlig neue und wichtige Dimension.

Die Texte des zweiten Teils kreisen um Knigges Konzept der «negativen Erinnerung» und die Formen des selbstkritischen Umgangs damit. In der Thematisierung der Ermordung der europäischen Juden – und im differenzierenden Vergleich von Gesellschaftsverbrechen des 20. Jahrhunderts – geht es ihm einerseits um die Kenntnisnahme spezifischer Voraussetzungen und Rahmenbedingungen «unannehmbarer Geschichte» (Kertész), die er letztlich nur mit einer willentlichen Selbstverunsicherung für bearbeitbar hält. Es gelte, aufgrund der Sorge um sich selbst Geschichte als historisch informierte Grundlage von Entstehungsmöglichkeiten und -bedingungen von Gegenmenschlichkeit zu nutzen. Auch und vor allem, um den Zustand der «Entborgtheit» und «Bodenlosigkeit» (S. 69) aushalten zu können, der nach Hannah Arendt aus der Einsicht in die abso-

⁷ Eric J. Engstrom: M. Meier: Spannungsherde, auf www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-23634 (12. 11. 2020).

⁸ Urs Hafner, Schnitt ins Hirn, in: Neue Zürcher Zeitung, 10. August 2016, auf <https://www.nzz.ch/feuilleton/buecher/eine-geschichte-der-psychochirurgie-schnitt-ins-hirn-ld.109980> (12. 11. 2020).

lute Sinnlosigkeit des nationalsozialistischen Mordens resultiert, und um derart solidarische, verantwortungsbewusste Existenz als einzige Möglichkeit zu erkennen und zu leben.

Knigge hat sich nie gescheut, deutliche Worte zu finden für sein Anliegen einer Förderung einer demokratischen und den Menschenrechten verpflichteten Gesellschaft mittels individueller und gesellschaftlicher Selbstverunsicherung angesichts der Befassung mit verstörender Geschichte. Mit Klarheit formuliert er dies auch in jenen Texten, die sich mit Teilaspekten dieses Ziels befassen: So etwa in seinem Beitrag zur Problematik des Umgangs mit Zeitzeugen, oder, wie im dritten Teil, zu Spuren, Artefakten und Denkmälern. Er vertritt mit Nachdruck, dass zwar der Umgang mit diesen Elementen darauf beruhen müsse, dass sie, entsprechend ihrer spezifischen Charakteristik wichtig genommen und als Überreste bzw. Zeugen von Vergangenheit wertgeschätzt werden. Gleichzeitig sei aber eine wissens- und theoriebasierte, sinnermöglichende Inszenesetzung unverzichtbar, damit von ihnen Aussagen entgegengenommen werden können, die historisches Lernen unterstützen. Dabei gehe es immer auch darum, neben dem Zeigen des Vorhandenen, Fehlendes, Leerstellen und Abwesendes erkenn- und reflektierbar zu machen.

Der vierte Teil befasst sich mit Knigges Reflexionen über die Erinnerungskultur, wie sie sich in den letzten rund zwanzig Jahren entwickelt hat. Angesichts der Normalisierung der Befassung mit dem Nationalsozialismus und der Shoa (über staatliche Förderung des Gedenkens und die Festschreibung der Thematik als Pflichtteil von Curricula von Schulen) und ihrer gleichzeitigen Historisierung (als sichtbarstes Zeichen wird jeweils das (Ver-)Schwinden der Täter und Opfer, also der Zeitzeugen genannt) kritisiert Knigge das, was er als «Erinnerungsimperativ» bezeichnet. Er fordert, Erinnerung mit der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu ersetzen und dabei mit einem «nicht kognitivistisch verengten Begriff von Geschichtsbewusstsein» (S. 217) die komplexe Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft diskutier- und verstehbar zu machen. Die Verfügung über Wissen und die Klärung des eigenen und gesellschaftlichen Werthorizontes erlaube erst eine sinnhafte Erkenntnis darüber, dass das gesellschaftliche Versagen in Gestalt des deutschen Nationalsozialismus überwunden sei, gleichzeitig aber eine gegenwärtige Möglichkeit ist, der entgegenzutreten in der Gegenwart unabdingbar ist (S. 218). Welche Rahmung und welche (didaktischen) Prinzipien sich aus dieser Zielrichtung für eine Pädagogik «nach Auschwitz» (S. 219) ergeben, skizziert Knigge auf äußerst bedenkenswerte Weise. Dabei bezieht er den Sachverhalt mit ein, dass in jüngster Zeit zusätzlich auch trivialisierende Thematisierungen in der Geschichtskultur die wissensbasierte und wertorientierte Korrektur erforderlich machen. Dies mit der Absicht, die Potentiale der «Erinnerung» für die kritische Auseinandersetzung mit Geschichte und damit für ein gesellschaftliches Handeln im Sinne steten Bemühens um die Geltung von Menschenwürde und Demokratie zu nutzen.

Der fünfte Teil gilt vor allem der Kunst nach dem Zivilisationsbruch bzw. dem künstlerischen Schaffen ehemaliger KZ-Häftlingen wie Imre Kertész, Jorge Semprún, József Szaina u. a. Hier setzt auch die Auseinandersetzung Knigges mit dem lange gepflegten und erst in den 1990er Jahren überwundenen Selbstbild von Weimar ein. Die Stadt wollte sich lange in völliger Abgrenzung zum Konzentrationslager und in der Betonung von Unkenntnis und Schuldlosigkeit bezüglich der Vorgänge in und um Buchenwald als Kulturstadt Goethes, als Zentrum der Klassik verstanden wissen und war nicht bereit, über die schwierigen Verflechtungen zwischen Weimar und Buchenwald nachzudenken.

Die Fiktion der geteilten Welten Weimar und Buchenwald, in der die einen nichts von den anderen gewusst haben wollten, spielt auch in Texten eine Rolle, die sich mit der

spezifischen Funktion von Gedenkstätten, mit museums- bzw. gedenkstättenpädagogischen Überlegungen sowie konzeptionellen Fragen befassen (Teil sechs). Eine wesentliche Grundlage spielt dabei die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Motivationen der Besuchenden. Ausserdem berichtet Knigge von den permanenten Forschungsanstrengungen der Institution, die sich der Dokumentation der Häftlinge und ihrer Schicksale, den Vorgängen in Buchenwald und Mittelbau-Dora, der Entwicklung der Örtlichkeiten nach 1945 sowie der Aufarbeitung der historischen Instrumentalisierung von KZs seit der Gründung der beiden deutschen Staaten widmen. Buchenwald hatte gemäss Knigge der DDR als Legitimation ihrer Existenz als «besseres Deutschland» gedient, indem sie sich auf die dort inhaftiert gewesenen Kommunisten fokussierte und das Gedenken an die übrigen Häftlinge aussparte. Die Dekonstruktion des staatlich verordneten Gedenkens der DDR nach der Wiedervereinigung paarte sich mit der Eröffnung der Diskussion um die ambivalente Moderne in Weimar. Dabei (insbesondere im siebten Teil) legt Knigge seine Überzeugung dar, dass nur die öffentliche Auseinandersetzung mit der breiten und (teilweise) begeisterten Unterstützung der deutschen Bevölkerung für den Nationalsozialismus und mit der staatlich instrumentalisierten kommunistischen Heldenerzählung während den DDR-Zeiten ermöglichen würde, als Gesellschaft zu einem selbstkritischen und dezidierten Einstehen für Menschenrechte und Demokratie zu gelangen.

Der Band wird abgeschlossen mit Interventionen Knigges (Interviews und «Thüringer Erklärung») in aktuellen Auseinandersetzungen um Geschichtsrevisionismus, völkisches und nationalistisches Gedankengut und Verneinung von Menschenrechten vor allem seitens der AfD – auch gegen deren Versuche, das KZ Buchenwald zu instrumentalisieren, um ihre Ideologie dort zu zelebrieren. Volkhard Knigges klares Denken und überzeugtes Einstehen für die Menschenwürde und sein historisch begründeter Kampf gegen Demokratie- und Menschenrechtsgegner ist mit diesem Band gewürdigt worden. Die Auseinandersetzung mit den darin vereinigten Texten ist notwendig und überaus gewinnbringend.

Béatrice Ziegler, Bern

Sabina Bellofatto, **Die italienische Küche in der Schweiz. Wahrnehmung – Vermarktung – Etablierung**, Zürich: LIT, 2017 (Zürcher Italienstudien; Bd. 3), 347 Seiten, 54 Abbildungen.

Mit ihrer 2015 an der Universität Zürich verteidigten Dissertation über die italienische Küche in der Schweiz hat Sabina Bellofatto einen auf breiter Quellenbasis erarbeiteten Überblick über die Geschichte der Wahrnehmung, Vermarktung, Rezeption und Etablierung italienischer Speisen in der Schweiz verfasst, der auch jenseits eines Fachpublikums auf Resonanz stossen wird. Ihr Fokus liegt auf der imaginären Dimension, d.h. auf der Entstehung und Veränderung kulinarischer Fremd- und Selbstbilder, die sie im Kontext der dominanten italienischen Migration in die Schweiz für den Zeitraum vom sog. Italiener-Abkommen 1948 bis Mitte der 1970er Jahre untersucht. Dabei versteht sie weder die Schweiz noch Italien als einen einheitlichen Raum mit homogener Nationalküche; vielmehr interessiert sie sich für spezifische transnationale Austauschprozesse und regionale Differenzierungen, wobei der Schwerpunkt klar auf der Deutschschweiz liegt. Ihre Untersuchung stützt sich, neben einer Vielzahl von (lokalen) Printmedien, vor allem auf den auflagenstarken *Schweizerischen Beobachter* und die Migros-Zeitung *Wir Brückenbauer*. Weiter wurden zahlreiche Kochbücher, Speisekarten und Reiseführer sowie Archivalien der Rorschacher Konservenfabrik herangezogen, die als erstes Unternehmen

in der Schweiz Teigwaren in Dosen anbot. Ergänzt werden diese Quellen durch statistisches Material und die Jahresberichte der Migros und Coop sowie der italienischen Tourismuszentrale (ENIT).

Bellofatto verbindet in ihrer Studie migrations- und konsumhistorische Perspektiven und definiert die kommerziell angebotene italienische Küche als ein «Massekonsumprodukt» (S. 19), das nach 1945 – nicht nur in der Schweiz – mit Vorstellungen von Modernität und hedonistischem Genuss verknüpft wurde und damit Distinktionsbedürfnisse der Konsument:innen erfüllte. Die Arbeit ist thematisch, nicht strikt chronologisch aufgebaut und beginnt mit einem Kapitel, das Schweizer Hetero- und Autostereotype über *die* italienische und Schweizer Küche mittels prägnanter Quellenzitate – «wir essen Rösti und keine Vögel und Katzen» (zit. nach S. 62) – herausarbeitet. Zudem zeigt die Autorin, wie im Laufe der 1960er Jahre die Ernährungsgewohnheiten der italienischen Migrant:innen zunehmend ins Visier migrationsfeindlicher politischer Bewegungen gerieten. Die Bedeutung kulinarischer Stereotype für die Klassifizierung bzw. Abqualifizierung bestimmter Gruppen wird hier sehr klar herausgestellt. Weniger überzeugend ist hingegen die Kopplung wachsender Überfremdungsängste mit der zunehmenden Zahl von Migrant:innen aus dem Süden Italiens; hier wäre m. E. eine stärkere Reflexion auf rassistische Eigenlogiken denn auf die tatsächliche Grösse einer bestimmten Migrantengruppe angezeigt, denn bekanntlich gedeiht Rassismus auch ohne die Präsenz als ‘anders’ gelabelter Personen.

In einem besonders reich illustrierten Kapitel wertet Bellofatto bisher noch wenig beachtete Werbeanzeigen und -filme für italienische bzw. italienisch kodierte Lebensmittel aus und zeigt, wie Amerikanisierungs- und Internationalisierungsstrategien bei der Vermarktung mit der Zuschreibung von *italianità* interagierten. Spannend ist die für die Schweiz spezifische Rolle des Tessins, wurden doch in den frühen 1950er Jahren die Ravioli der Rorschacher Konservenfabrik noch mit Tessin-Bildern und damit als einheimische Spezialitäten beworben, bevor Ende der 1950er Jahre italienische Motive gewählt wurden – zeitgleich mit dem deutlich gewachsenen Italiens-tourismus.

Im Zuge des Auslandstourismus fanden Eierspeisen und Kartoffeln Eingang in die Speisekarten in Italien, wie die Autorin zeigt. In der Schweiz wiederum vervielfältigte sich das Gemüse- und Obstangebot; ab 1960 wurden Artischocken, Fenchel, Peperoni, Zucchini und Auberginen nicht nur aus Italien importiert, sondern auch selbst angebaut. Die anschließende Analyse der Schweizer Kochbuchliteratur zeigt zum einen, dass bereits seit Ende der 1940er Jahre Tessiner Gerichte, bald auch als italienisch deklarierte Speisen einen festen Bestandteil von Rezeptsammlungen in der Schweiz bildeten – und damit früher als in anderen Ländern. Zum anderen thematisiert Bellofatto die zahlreichen Adaptationen, die vorgenommen wurden, wie die Verwendung von Tomatenpüree statt frischer Tomaten oder die Popularisierung (und Helvetisierung) der Pizza als einer Art Wähe.

Das letzte Kapitel der Dissertation widmet sich der Geschichte der italienischen Gastronomie (in Zürich) und des Handels mit italienischen Lebensmitteln. 1963 war die Schweiz nach der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich der drittgrösste Abnehmer italienischer Erzeugnisse. Bellofatto unterstreicht die Rolle italienischer Migrant:innen für diesen intensivierten Aussenhandel: Das Warensortiment bei Coop und Migros wurde nicht zuletzt aufgrund dieses Kundenkreises italianisiert, wie sie anhand von Werbeanzeigen, die sich explizit an eine italienische Kundschaft wendeten, belegt. Spätestens Mitte der 1970er Jahre aber war die Nachfrage auch auf Seiten der nicht-italienischen

Bevölkerung der Schweiz so weit gestiegen, dass italienische Produkte sich fest im Schweizer Warensortiment etabliert hatten.

Indem Bellofatto die Analyse der widersprüchlichen Italienbilder und -narrationen, wie sie in der Werbung einerseits und in Diskursen über Assimilation und Überfremdung andererseits zirkulierten, mit quantitativen Aussagen über den wachsenden Aussenhandel verknüpft, gelingt ihr eine mehrdimensionale und zugleich anschauliche Darstellung der Geschichte der italienischen Küche in der Schweiz. In Übereinstimmung mit vergleichbaren Transferstudien kommt die Autorin zu dem Schluss, dass nicht *die* italienische Küche in die Schweiz importiert wurde, sondern etwas kulinarisch Neues geschaffen wurde: eine schweizerisch-italienische «Koproduktion» (S. 260). Das Ziel, die Beteiligung der italienischen Migrant:innen an dieser Koproduktion aufzuzeigen, hat Bellofatto erreicht, auch wenn sie die Rolle italienischer Migrant:innen als aktive Vermittler:innen in den von ihr untersuchten kulinarischen Hybridisierungsprozesse eher gering einschätzt; die lediglich temporären Aufenthaltsbewilligungen wie auch Überfremdungängste auf Schweizer Seite hätten einer solchen kulturellen Mittlerfunktion enge Grenzen gesetzt.

Viele Fragen nach konkreten Transferwegen und Modi der Beeinflussung und Aneignung müssen aufgrund fehlenden Quellenmaterials zwangsläufig offenbleiben. Auch die avisierte regionale Differenzierung – und damit eine genauere Beschreibung der in der Forschung meist pauschalisierend als transnational deklarierten Austauschprozesse – bleibt eher blass. Dasselbe gilt für Differenzierungen nach Schicht oder Geschlecht, die nur in Ansätzen einbezogen werden. Überraschend ist zudem das Ende des Buches, das mit der Feststellung schliesst, dass es nicht zuletzt die Vielfalt und Kombinationsmöglichkeiten sind, welche die italienische Küche so erfolgreich machen. Denn dasselbe liesse sich auch für die türkische Küche behaupten, die trotzdem global keinen vergleichbaren Siegeszug angetreten ist. Es scheinen demnach weniger intrinsische Merkmale einer (stets im Wandel befindlichen) Küche zu sein als vielmehr kontextspezifische soziokulturelle und ökonomische Bedingungen, die einer Küche zum Durchbruch verhelfen – Faktoren also, welche die Autorin mit ihrer detaillierten Analyse der Italien-Images und des Warenhandels überzeugend herausgestellt hat.

Maren Möhring, Leipzig

Zoé Kergomard, Wahlen ohne Kampf? Schweizer Parteien auf Stimmenfang, 1947–1983, Basel: Schwabe, 2020, 444 Seiten.

Die Spuren- und Fährtsuche nach Wahlkampf in der Schweiz war für Zoé Kergomard sehr ergiebig. Die Wahlkämpfe seit den 1940er bis in die 1990er Jahre galten hierzu-lande als «Nichtereignis», als «uninteressante» oder «höfliche Angelegenheit». Für «zelebrierten Wahlkampf» schien sich in der historischen Politikforschung kaum jemand zu interessieren. Diese «erstaunliche Forschungslücke» (S. 24) hat Zoé Kergomard mit ihrer Dissertation 2018 bei Damir Skenderovic und Brigitte Studer an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i.Ü. gut angefüllt, selbstverständlich aber noch nicht geschlossen.

Weil Parteien nicht in der Lage sind, Wählerstimmen durch «nichts tun» zu gewinnen, bot sich der Historikerin im Wahlkampf-Tun ein weites Feld. Sie hat es mit ihrem Forschungsansatz breit, etwas zu breit abgesteckt. Vorgenommen hat sie sich, Wahlkampf-Spannungsfelder über ein halbes Jahrhundert unter parteipolitischen, organisationalen, kommunikativen, inhaltlichen, technischen und gesellschaftlichen Aspekten in der vermeintlich «erstarrten Schweizer Politik» darzustellen. Um den weitschweifenden Blick

nicht zu verlieren, waren Einschränkungen unerlässlich. Sie fokussierte auf die vier grössten Parteien (CVP, FDP, SP, BGB / SVP), vier «historische Momente» (1947 Nachkriegswahl, 1959 Antikommunismus und Zauberformel, 1971 die Folgen von «1968» und die Frauenwahl, 1983 die beginnende Polarisierung und das Aufkommen der Grünen) und schliesslich drei Kantone mit je kulturellen, sprachlichen sowie konfessionellen Eigenheiten (Tessin, Waadt, Zürich).

Die «Kampagnenmaterialien» untersuchte sie mit den Methoden der Textanalyse, *Visual History*, narrativer Analyse und einem «entnaturalisierten Blick». Allerdings verschaffte der «entnaturalisierte Blick» als historisch-wissenschaftliche Erkenntnismethode, was immer damit gemeint sein mag, dem Rezensenten keinen analytischen Mehrwert; eine entsprechende Eingabe auf Duden.de ergab «keine Treffer». Die Forschungsreise dauerte sieben Jahre und die Expeditionsergebnisse werden – nach der Einleitung (weshalb eine Geschichte des Wahlkampfs?) und einer «historischen Einbettung» der Parteien – in fünf grossen Kapiteln und einem Schlusskapitel «Parteien und Wahlkämpfe im Wandel» auf 442 Seiten präsentiert. Dem Thema angemessen inszeniert Kergomard die Hauptkapitel entlang der «exemplarischen Handlungsphasen eines Wahlkampfs»: Vorbereitung (Ziele, Ressourcen), Definieren (Wählerschaft), Darstellen (von sich und der Welt erzählen), Verkörpern (Kandidierende) und Mobilisieren (Parteifeste / -kongresse, Alltag).

Die Untersuchung des riesigen Kampagnenmaterials bringt ihrerseits eine grosse Materialfülle hervor – eine Art Historien-Supermarkt mit schier unerschöpflichem Angebot. Geboten wird bereits Entdecktes: z. B. der SP-Wahlkampf 1959 mit Unterstützung der amerikanischen Werbeagentur *NOWLAND Organization*. Letztere versprach für das SP-Parteiprogramm die «besten Wirkungsbedingungen bei dem beeinflussbaren Wähler». Man wollte «einmal etwas Neues» wagen. Ein Problem sahen die «Parteikader» nur im «amerikanischen Ursprung» der Agentur. Sie befürchteten, die Bürgerlichen könnten dies im Wahlkampf «zum Schaden der SP» ausnutzen. Der «marktorientierte Charakter der Firma» oder ihre «Distanz zur Arbeiterbewegung» fielen nicht ins Gewicht (S. 98). Die FDP arbeitete mit der GfS (Schweizerische Gesellschaft für praktische Sozialforschung) zusammen. So half in der «unübersichtlichen, vermassten Gesellschaft», «ein repräsentatives Echo auf die eigenen Massnahmen» zu erhalten. Die Autorin macht für den Wahlkampf 1959 einen «neuen Wettbewerb» aus, zwischen den Parteien und zwischen «Umfragefirmen».

Erkenntnisse liefert auch der Wahlkampf 1971. Der «Eintritt der Frauen in den politischen Markt» verlieh ihm einen «ausserordentlichen Charakter». Er sollte zum «spannendsten Wahlkampf in diesem Jahrhundert» werden, schrieb ein SP-Sekretär (S. 121). Die «erhoffte Neulegitimierung der etablierten Politik» ist nach Kergomard 1971 nicht eingetreten. Aber das «dominante Staatsbürgergesellschaftsmodell des Bürger-Soldaten wurde in Frage [gestellt] und verankerte dauerhaft die Frage der politischen Repräsentation von Frauen in die politische Agenda» (S. 374). Im Ergebnis war der «historische Moment» der 1971er-Wahl nicht weltbewegend, immerhin brachte der Wahlkampf eine Premiere. Nach der helvetischen Malaise der 1960er Jahre mit ihrer «Krise der Parteien» und den «desinteressierten, wählerischen Standardbürgern», gaben sich die Parteien offen und «entideologisiert». «Die CVP ging in diesem Punkt am weitesten.» Sie schlug im Wahlkampf «Koalitionsgespräche» vor, denen ein «gemeinsames Regierungsprogramm» folgen sollte (S. 373).

Die Studie bietet auch Feuilleton; z. B. Wahlwerbekonzepte (FDP: «Zurück zum Wähler», 1983!); die «ersten (und letzten) Werbespots» (1971); Werbemittel (orange «Poschettli» für Männer, für Frauen orange Tüchlein mit der Aufschrift «Damen!») Welche Partei lockte wohl 1971 – neben den Männern – nicht Frauen, sondern Damen an die Wahlurnen? Die SRG wagte ein «Experiment»: Sie erlaubte den Parteien «Portrait-Spots im Radio und Fernsehen (direkt nach der Tagesschau)». Max Frisch trat für die SP als «parteiloser Wähler» auf. Die FDP lies «einfache Bürger» Partei-Postulate vorstellen. Die Liberalen zeigten eine «Wettvorhersage». Der LdU produzierte ein «TV-Partnerquiz». Ein Clown warb für ein Sowohl-als-Auch der BGB: «Europäische Zusammenarbeit: Ja – aber auch nationale Unabhängigkeit» (S. 210 f.).

Die Masse der verschiedensten Ergebnis-Spots fordern selbst den sehr interessierten Leser. Der Grund liegt in der komplexen Grundstruktur und den (zu) vielen Ebenen, die in der Studie verwoben sind. Hilfreich wäre ein detaillierteres Personen- und Sachregister gewesen, um zu finden, bevor die Suche losgeht. Die dichten, klar formulierten Zwischenfazite sowie die stringenten Schlussreflexionen sind die grösste Stärke des Buches. Dazu gehört unter anderem die Erkenntnis, dass die Wahlkämpfe in der Schweiz «höchst kantonal geprägt und heterogen» bleiben (S. 381). Dem Wahlkampfforschungsfeuerwerk von Zoé Kergomard ist deshalb zu wünschen, dass vertiefende Studien folgen und weiter Licht in diese «zentralen Momente» (S. 139) der Politik bringen. Denn Wahlkämpfe sind mehr als «Rituale» (S. 36). Sie sind in einer demokratischen Gesellschaft die Orte, «um sich selbst zu beobachten und sich in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft neu zu denken» (S. 39).

Hilmar Gernet, Hergiswil NW

Heinrich Hartmann. **Eigensinnige Musterschüler. Ländliche Entwicklung und internationales Expertenwissen in der Türkei (1947–1980)**, Frankfurt am Main / New York: Campus, 2020 (Globalgeschichte, Bd. 31), 460 Seiten, 32 Abbildungen, 2 Tabellen.

Heinrich Hartmann untersucht in der zu besprechenden Studie die ländliche Modernisierung in der Türkei während der Nachkriegszeit und die Rolle der internationalen Entwicklungshilfe in diesem Prozess. Die Objekte seiner Untersuchung sind Experten der Entwicklungshilfe, zumeist US-Amerikaner, philanthropische Stiftungen wie die *Rockefeller Foundation*, zahlreiche internationale Organisationen wie die *Ford Foundation* und der *Population Council* sowie die *Food and Agriculture Organization* (FAO), die *World Health Organization* (WHO) und die *Organization for Economic Co-operation and Development* (OECD). Die ländliche Modernisierung umfasst dabei die Landwirtschaft, die Gesundheit und die Bevölkerungsstatistik sowie viele andere Bereiche wie Schule, die Ausbildung im traditionellen Beruf der Hebammen, Aufklärung über Fortpflanzung und Verhütungsmittel für Frauen. Hartmann interessiert sich für Prozesse der Wissensgenerierung und geht davon aus, dass es kein «globales» Wissen gibt. Er will das «Wissen» aus den verschiedenen Blickwinkeln der Wissenschaftler und internationaler Experten lokalisieren.

Das Quellenmaterial ist dicht und heterogen. Es besteht aus Archivalien und Publikationen der oben erwähnten Organisationen, Akten der amerikanischen *Presidential Libraries* und wissenschaftliche Studien. Letztere umfassen Monographien zu einzelnen Dörfern, Untersuchungen aus der «Dorfsoziologie» sowie statistische Erhebungen. Der Autor verweist auf die Problematik dieses disparaten Quellenkorpus: «Weite Teile Zentralanatoliens sowie des kurdischsprachigen Südostens bleiben untererforscht.» (S. 39).

Das erste Kapitel nimmt den Marshallplan zum Ausgangspunkt, um den Kontext der Nachkriegszeit darzulegen. Im Zentrum der Analyse stehen die *Rockefeller Foundation* und ihre Rolle im Ausbau des türkischen Gesundheitswesens, die Rolle internationaler Experten in der landwirtschaftlichen Modernisierung sowie die Bedeutung von Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Disziplinen in der Entwicklung der «Dorfsoziologie» und der Bevölkerungsstatistiken. Der daraus entstandene wissenschaftliche Diskurs über 'das Dorf' hat die folgenden Jahrzehnte geprägt, und zwar insbesondere hinsichtlich der landwirtschaftlichen Modernisierung.

Im zweiten Kapitel geht es um den Zeitraum von 1947 bis 1958. Der Marshallplan definierte die Rolle der Türkei als «Kornkammer» für Europa und schrieb ihr somit einen festen Platz in der europäischen Wirtschaftsordnung zu. Die Modernisierung scheiterte jedoch aus mehreren Gründen: das schnelle Wachstum der landwirtschaftlichen Produktion in einigen Ländern Europas, vielschichtige Hindernisse auf dem Land (etwa die gescheiterte Vermittlung, wie Traktoren zu bedienen sind), die Mobilität der Bevölkerung und die Bestrebungen der türkischen Regierung, die Modernisierung in der Türkei vom Marshallplan zu entkoppeln. Wissensgeschichtlich war die Entwicklung insofern von Bedeutung, als statistische Methoden wichtige Bestandteile von Modernisierungsprogrammen wurden. Strukturelle Probleme wie die versteckte Arbeitslosigkeit wurden zum ersten Mal als Hemmschuhe erkannt.

Das dritte Kapitel handelt vom Zeitraum 1958 bis 1963. Die internationale Entwicklungshilfe wurde nun geprägt vom Erstarren der Bundesrepublik Deutschland, die von nun an eine Führungsrolle einnahm. Dabei spielten ehemalige Exilwissenschaftler in der Türkei und Landwirtschaftsexperten eine entscheidende Rolle. Sie stärkten die institutionellen und akademischen Kooperationen. Aus wissenshistorischer Sicht sind Entwicklungen in der Verhaltensforschung zu erwähnen. Der Schwerpunkt lag nun vermehrt auf Gesundheits- und Geburtenprogrammen.

Im vierten Kapitel stellt der Autor die späten 1960er und 1970er Jahre als Hochphase neuer Entwicklungsprojekte und verschärfter Nationalisierung dar. Die Entwicklungshilfe wurde geprägt von neuen Ansätzen der Modernisierungstheorie, insbesondere von der Dorfsoziologie und von Studien zu «knowledge», «attitudes» und «practices». Die Türkei wurde somit zu einer interessanten Fallstudie für die Anwendung neuer Methoden (Fragebogen, Interview, Lochkarte).

Das Buch bietet eine grosse Dichte von Informationen über die Modernisierung der Landwirtschaft in der Türkei, in welcher Wissenschaft und internationale Entwicklung eine bedeutende Rolle spielten. Die «nichttürkische» Perspektive schadet indes dem Anliegen des Autors, eine «transnationale Geschichte der türkischen ländlichen Entwicklung» (S. 17) zu verfassen. Für ein solches Anliegen ist gerade der Einbezug von lokalen Perspektiven in die Untersuchung von Bedeutung, um dem Anspruch der transnationalen Geschichtsschreibung zu erfüllen. Die immer wieder zu findenden Verweise auf lokale sozialpolitische Entwicklungen zeigen, dass ohne die Berücksichtigung der «türkischen» Perspektive viele Phänomene der Wissensgenerierung nicht möglich wären. Eine Vertiefung lokaler Aspekte hätte geholfen, die Misserfolge und das Scheitern der Entwicklungsprojekte konkreter zu erklären.

Ein für die türkische Landwirtschaft wichtiges Produkt ist schliesslich Opium. Seine Bedeutung war seit dem frühen 20. Jahrhundert auch Thema internationaler Expertendiskurse. Der Anbau wurde in der Nachkriegszeit von der internationalen Staatengemein-

schaft verboten.⁹ Das Thema wird vom Autor jedoch nicht angesprochen. Dabei hätte seine Berücksichtigung erlaubt, die internationale Entwicklungshilfe im Hinblick auf das «Kurdenproblem» zu problematisieren. Das Verbot des Opiumanbaus führte nämlich zur Verarmung der breiten ländlichen Bevölkerung in mehrheitlich kurdischsprachigen Regionen, was die bewaffneten Konflikte in dieser Region nährte.

Nichtsdestotrotz machen detaillierte Schilderungen und ausführliche Kontextualisierungen das Buch zu einer wichtigen Studie, nicht nur für Türkeiforschende, sondern auch für die HistorikerInnen der internationalen Entwicklungshilfe.

Elife Biçer-Deveci, Zürich

Georg Kreis, *Gerechtigkeit für Europa. Eine Kritik der EU-Kritik*, Basel: Schwabe, 2017, 329 Seiten, 17 Abbildungen.

Ratlosigkeit herrscht, wie es mit dem europäischen Integrationsprozess weitergehen soll. Grossbritannien hat die EU verlassen, rechtspopulistische Regierungen fordern «Brüssel» heraus, auch die Schweiz hadert mit ihrem Verhältnis zu Europa. Das Buch von Georg Kreis ist deshalb aktueller denn je. Der Autor widerspricht einer generalisierenden EU-Kritik und fordert nicht mehr (aber auch nicht weniger) als Gerechtigkeit gegenüber einem der komplexesten politischen Projekte der europäischen Geschichte, auf zwischenwie auch auf überstaatlicher Ebene. Kreis' Buch stellt eine eingängige, gut lesbare Mischung zwischen zeitgeschichtlicher Analyse und politischem Plädoyer dar. Der Autor stützt sich neben umfangreicher Literatur zur Entwicklung der EU vor allem auf Medienberichte, um die öffentliche Diskussion in den EU-Ländern zum europäischen Integrationsprojekt zu dokumentieren.

Kreis nimmt drei zentrale Motive der EU-Kritik auf und widmet ihnen jeweils eines der Hauptkapitel seines Buches. Dabei geht es um die allgemeine Skepsis gegenüber dem Integrationsprojekt, den Ruf nach mehr Demokratie sowie das Stocken der politischen Einigung. Den Beginn eines allgemeinen Missmuts datiert Kreis auf den Beginn der 1990er Jahre. Vorher habe es in erster Linie punktuelle Kritik an einzelnen Politikfeldern gegeben, die nicht mit einer allgemeinen Infragestellung des Integrationsprojekts verbunden gewesen sei. Der Autor erläutert, wie die EU verschiedensten politischen Strömungen als Projektionsfläche diene. Stichworte wie «Bürokratie», «Überregulierung» oder «Zentralismus» sind bekannt. Ein konstanter Ruf nach Reformen begleitete das Integrationsprojekt. Kreis wirft auch die Frage nach einer europäischen Identität auf. Wieviel Emotion, wieviel Identifikation braucht der Integrationsprozess? Kenntnisreich referiert der Autor die Publikationen dazu, die seit den 1970er Jahren entstanden sind. Als Beigabe gibt er auf den folgenden Seiten eine Reihe treffender, oft sehr pessimistischer Karikaturen aus den 1970er und 1980er Jahren wieder, die sich mit dem Zustand der Gemeinschaft befassen: So entpuppt sich beispielsweise das Europäische Parlament als Papptempel im griechischen Stil, hinter dessen Staffage die nationalen Regierungen weiterhin das Sagen haben.

Im Folgenden befasst sich Kreis eingehend mit dem Diskurs fehlender Mitspracherechte, wobei der Titel des entsprechenden Kapitels – «Das *vermeintliche* Demokratiedefizit» – in nicht ganz unproblematischer Weise bereits das Resultat der Analyse und die damit einhergehende Kritik Kreis' an der direkten Demokratie vorwegnimmt. Bereits in der Frühzeit des Integrationsprozesses waren sich verschiedene Interessengruppen unein-

⁹ Vgl. Walter Posch, Narcos: Türkei, in: Zenith 22/2 (2020). S. 24–29, hier S. 25.

nig, ob Europa besser *bottom-up* oder *top-down* verfasst sein sollte. 1975 wurde beschlossen, Direktwahlen ins Europäische Parlament durchzuführen, 1979 fanden diese zum ersten Mal statt – die Wahlbeteiligung ist seither von ursprünglich 62 % konstant zurückgegangen.

Kreis führt an, dass die politische Öffentlichkeit auf gesamteuropäischer Ebene schwach ausgeprägt sei, und dass die ausbleibende Diskussion in der Bevölkerung ein wichtiger Grund für die fehlende Beteiligung sei. Das Thema wird anhand verschiedener Abstimmungen ausgeführt und kommentiert. Immer wieder wird extensiv auf die *Neue Zürcher Zeitung* als Quelle zurückgegriffen, was zu einer etwas einseitigen Darstellung der Schweizer Aussensicht führt. Wichtig ist Kreis' Hinweis auf die EU-Volksrechte, insbesondere auf die sogenannte Bürgerinitiative. Eine solche kann seit 2011 bei der Europäischen Kommission eingereicht werden, bedarf einer Million Unterschriften aus mindestens einem Viertel der Mitgliedsländer und hat zwar symbolischen, aber keinen verpflichtenden Charakter.

Abschliessend geht Kreis auf die Frage der politischen Union ein, die seit den Gründungsjahren gefordert wie auch gefürchtet wird. Von Beginn an wurde die wirtschaftliche Union gegenüber der politischen Union priorisiert. Es gab jedoch zu keinem Zeitpunkt eine einheitliche Vorstellung davon, in welche Richtung der Integrationsprozess führen würde, wie umfassend er sein sollte und mit welcher Geschwindigkeit er ablaufen würde. Die Europäische Politische Zusammenarbeit von 1970 (die erst 1986 vertraglich verankert wurde) bedeutete, wie Kreis zutreffend festhält, bloss «leicht ausgebauter Konsultation und leicht verbesserte Koordination» (S. 223), die sich überdies bloss auf ausserpolitische Fragen bezog. Besonders explizit wurden Erweiterung und Vertiefung im Hinblick auf die Osterweiterung zu Beginn des 21. Jahrhunderts gegeneinander in Stellung gebracht. Eine andere Variante war die seit den 1990er Jahren immer wieder formulierte Idee eines «Kerneuropa», das stärker politisch integriert sein sollte als die restlichen Mitgliedstaaten. Im März 2017, zur Feier des 50. Jahrestags der Unterzeichnung der Römer Verträge, veröffentlichte die Kommission ein Weissbuch mit verschiedenen Szenarien zur Zukunft der EU. Diese reichen von Weiterentwicklung in kleinen Schritten bis zum flächendeckenden Integrationsschub in allen Politikbereichen. Auch unterschiedliche Integrationsgeschwindigkeiten werden explizit thematisiert.

Kreis ruft mit seinem Buch zu mehr Fairness auf. Selbstverständlich kann und soll die EU kritisiert werden, aber mit Augenmass. Nicht jedes Scheitern dürfe dazu führen, der EU die Existenzberechtigung abzuspochen. Denn nicht nur das «Nichtfunktionieren», auch das Funktionieren in vielen Politikbereichen müsse ein Thema sein. Und nicht zu vergessen: 75 Jahre ununterbrochener Friede in Westeuropa. Vielfach kämen – so Kreis – billige Klischees über «Brüssel» zum Zug, ohne dass sich die Kritiker_innen ernsthaft mit der EU, ihrer Geschichte und ihren aktuellen Herausforderungen auseinandersetzen würden. Der Nationalismus feiert zwar ein Comeback, doch das tagespolitische Geschehen – nicht zuletzt auch in Form der Covid-19-Pandemie – zeigt, dass der klassische Nationalstaat kaum noch ausschliessliche Referenzgrösse für die Zukunft sein kann.

Rebekka Wylter, Erstfeld

Markus Mirschel, *Bilderfronten. Die Visualisierung der sowjetischen Intervention in Afghanistan, 1979–1989*, Wien / Köln / Weimar: Böhlau, 2019 (Osteuropa in Geschichte und Gegenwart, Bd. 5), 570 Seiten, 151 illustrations.

Ces dernières années, on assiste à un certain regain d'intérêt, dans l'historiographie de l'URSS, sur l'intervention de l'armée soviétique en Afghanistan (1979–1989). Face à l'impossibilité d'accéder aux archives étatiques qui sont encore largement fermées, les recherches qui portent sur ce thème mobilisent d'autres types de sources pour saisir ce conflit. Une large place est ainsi accordée à la question de la mémoire de la Guerre d'Afghanistan qui cherche une place à côté du récit omniprésent de la Seconde Guerre mondiale. Mais d'autres recherches portent également sur le conflit en lui-même, à travers l'analyse des expériences vécues par les vétérans, en mobilisant divers types de sources comme les ego-documents, la littérature, les chansons, entre autres. Dans cet ouvrage tiré de sa thèse, Markus Mirschel apporte, lui aussi, une pierre tout à fait cruciale et forcément originale à l'édifice de la recherche sur la Guerre d'Afghanistan du point de vue soviétique.

De manière générale, l'ouvrage se propose d'analyser les représentations photojournalistiques de l'intervention en Afghanistan dans la presse officielle soviétique pour saisir la position du pouvoir sur le conflit (p. 19), de comprendre les stratégies visuelles et les représentations des producteurs de médias qui agissent sous la direction de quatre secrétaires généraux qui se succèdent sur la période du conflit (p. 22), la manière dont ces images s'inscrivent ou non dans la tradition visuelle soviétique, le discours qu'elles produisent, ainsi que la question des interactions entre le *in war community* et le *out of war society* (p. 23). Avec beaucoup de pertinence, M. Mirschel a choisi deux publications quotidiennes, la *Pravda*, organe de presse du Comité central et journal le plus diffusé et consulté en URSS, et *Krasnaja Zvezda* (Étoile rouge), organe de presse du Ministère de la Défense et situe sa recherche à la croisée de l'histoire visuelle – et son concept d'«archéologie du regard» –, du discours médiatique, de la politique de sécurité et de l'histoire culturelle. L'analyse comporte, d'une part, un volet quantitatif: pour chaque publication sont comptabilisés non seulement le nombre de photographies publiées – bien sûr plus nombreuses dans *Krasnaja Zvezda*, mais qui montre tout de même que l'intervention en Afghanistan n'occupe pas une place prépondérante dans l'espace médiatique soviétique – mais également le nombre d'images par sujets (militaires et civils) avec une analyse sérielle iconographique.

Le volet qualitatif, d'autre part, – le plus intéressant et conséquent – est développée au sein du chapitre 7 et propose une analyse précise et détaillée de divers sujets (représentations des femmes soviétiques et afghanes, des apports soviétiques en Afghanistan, des soldats, des soins médicaux, etc.) où sont mobilisées non seulement les images publiées, mais également celles qui n'ont pas été choisies par les producteurs médiatiques. En reprenant la périodisation de Manfred Sapper qui correspond aux propres observations de l'auteur, M. Mirschel délimite quatre phases du conflit qui s'expriment par autant de modèles visuels au sein de la presse soviétique. La première, «le chemin vers l'intervention», s'étend de la Révolution d'Avril en 1978 qui voit l'arrivée des communistes au pouvoir au mois de décembre 1979. L'Afghanistan apparaît dans le monde visuel soviétique dans l'optique de soutenir la «révolution prolétarienne afghane», en particulier au moment du premier anniversaire de cette dernière. La deuxième phase, celle du «développement visuel», court de 1980 à 1983. Durant ces années est montrée une guerre sans violence où sont représentés tant l'aide «fraternelle internationaliste» – les fameuses

images des soldats plantant des arbres – d'où les ennemis sont absents, que l'aide à la formation offerte par les Soviétiques en mettant en scène un peuple afghan apprenant, ou encore le quotidien local, sans oublier la mise en image de la narration du héros militaire. La troisième phase, de 1984 à 1985, est marquée par une absence de stratégie visuelle. En 1984, le conflit afghan est peu présent dans les colonnes des deux quotidiens, si ce n'est pour représenter des sujets militaires, le travail médical des Soviétiques ou encore l'émancipation des femmes afghanes. Mais en 1985 commence à se développer le thème de l'«école afghane» pour les jeunes Soviétiques, discours à deux facettes qui permet d'une part d'exprimer de manière plus marquée les difficultés de la guerre – avec même la publication de photographies de cadavres – et d'autre part de mettre en scène la promotion sociale des jeunes soldats qui profitent de leur expérience afghane pour notamment accéder à des postes de travail inaccessibles pour eux sans cela. La quatrième et dernière phase qui s'étend de 1986 à 1989, période de mise en place des réformes gorbatchéviennes, est marquée par un ajustement visuel. Alors que les politiques soviétiques s'engagent dans les négociations de retrait des troupes, la Guerre d'Afghanistan prend une place plus large dans les médias, surtout dans le quotidien militaire – tandis que la *Pravda* se consacre principalement à mettre en avant les réformes de la Perestroïka et les politiques de glasnost'. En 1986, de nombreux thèmes sont mis en scène dans les médias : aides médicales, héros de la guerre, retrait des troupes, lieux de mémoire qui apparaissent déjà bien avant la fin du conflit, mais aussi exotisme, notamment par l'image de la femme afghane, présentée comme incarnation de la modernité. 1987 montre une rupture dans les représentations visuelles médiatiques, en particulier dans le journal *Krasnaja Zvezda*, où les photographies font le pont entre un «ici» et un «là-bas», en montrant enfin le travail des médecins militaires et la réhabilitation des soldats blessés, tout en mettant l'accent sur le rôle du sport dans les relations soviéto-afghanes ou encore la représentation des femmes afghanes comme «madones». Durant ces années, les médias présentent des hommages à la soldatesque, notamment en 1988. Cette année-là, la question de la perte d'intégrité physique des soldats blessés et le long chemin de leur réhabilitation fait l'objet de reportages, discours devenant une arme médiatique pour les militaires afin de se positionner en victimes de ce conflit. C'est également l'année où est mis sur le devant de la scène médiatique le général Boris Gromov, dernier commandant de la 40^e Armée et dernier à passer le pont de l'Amitié Afghanistan-Ouzbékistan vers Termez, lui qui est construit comme le grand héros de cette guerre. La représentation du conflit en Afghanistan ne se termine pas le 15 février 1989 avec le départ des troupes, les médias continuent de communiquer sur l'après-retrait, en représentant les dirigeants afghans qui auraient la main sur la situation, mais aussi, en URSS, le travail de réhabilitation des soldats. Pour toute la décennie se laissent saisir, entre autres, une évolution de l'image du soldat, de «frère» volontaire pour accomplir son devoir internationaliste, dans une guerre qui cache son nom, à victime d'un conflit qui l'a laissé blessé voire brisé mais qui trouve les ressources pour s'en sortir. Dont mises à jour également les représentations des femmes qui restent conservatrices, malgré un vernis de discours émancipateur. Se dessine alors une «archéologie du regard» sur le conflit qui s'inscrit au sein d'une société soviétique qui se délite.

La lectrice francophone peut émettre certaines critiques, plutôt formelles, qui n'enlèvent en rien la grande qualité de cette recherche originale. Tout d'abord, on peut regretter une mise en bouche un peu longue, même si elle met à jour une grande érudition et peut souvent éveiller de l'intérêt. Par exemple, il n'aurait sans doute pas été nécessaire de

s'attarder si longuement sur la réflexion théorique, pour intéressante qu'elle soit. De même, refaire toute l'histoire de la photographie en Russie puis en Union soviétique n'apporte pas forcément un surplus de compréhension pour l'analyse des images, un simple topo sur l'utilisation des images dans la presse soviétique de la période aurait été largement suffisant. Ensuite, il aurait été agréable pour faciliter la lecture d'avoir directement sous la main, en annexe par exemple, différents tableaux synoptiques et autres significations des abréviations utilisées dans l'analyse, mais cela n'est qu'une question de forme. De même, un paragraphe de synthèse à la fin de chaque partie et une conclusion qui aurait repris les éléments importants auraient permis de se sentir un peu moins perdu dans la masse des nombreuses analyses ponctuelles très bien mises en œuvre. Si l'approche peut sembler au tout premier abord manquer un peu d'originalité historiographique, il faut noter que le champ de recherche est tout à fait lacunaire et que M. Mirschel a ici très bien mis en œuvre son approche visuelle qui nécessite une certaine assurance, les résultats ne pouvant pas être confrontés à d'autres recherches – ce que la quasi-absence de références de la partie empirique exprime à merveille. C'est ainsi que cet ouvrage peut devenir une nouvelle référence dans la compréhension de la Guerre d'Afghanistan du point de vue soviétique.

Magali Delaloye, Bâle



**KLIO Buchhandlung und Antiquariat
von der Crone, Heiniger Linow & Co.**

Wissenschaftliche Buchhandlung mit
umfangreichem Sortiment und
fachspezifischen Dienstleistungen

Buchhändlerisch und wissenschaftlich
ausgebildetes Personal

Eigene Neuheitenkataloge

An- und Verkauf antiquarischer Bücher

KLIO Buchhandlung
Zähringerstrasse 45
CH-8001 Zürich
Tel. 044 251 42 12

KLIO Antiquariat
Zähringerstrasse 41
CH-8001 Zürich
Tel. 044 251 86 10

www.klio-buch.ch



Geschichte

Philosophie

Germanistik

Alte Sprachen

Soziologie

Politologie

Ethnologie

Theologie

Kommunikation

Belletristik

Herausgegeben von / édité par
Monika Dommann | Sibylle Marti**Kriegsmaterial im Kalten Krieg**
Rüstungsgüter in der Schweiz
zwischen Militär, Industrie, Politik
und Öffentlichkeit**Le matériel de guerre pendant
la guerre froide**
L'armement en Suisse – entre
l'armée, l'industrie, la politique
et le public**ITINERA 47**Herausgegeben von der Schweizerischen
Gesellschaft für Geschichte
*Monika Dommann und Sibylle Marti (Hg.)***Kriegsmaterial im Kalten Krieg**
Rüstungsgüter in der Schweiz
zwischen Militär, Industrie, Politik
und Öffentlichkeit**Le matériel de guerre pendant la
guerre froide**
L'armement en Suisse – entre
l'armée, l'industrie, la politique et
le public2020. 180 Seiten. Broschiert.
sFr. 48.– / € (D) 48.–
ISBN 978-3-7965-4104-9
ISSN 2624-5566
Bereits erschienen

Fünf Fallstudien untersuchen die Schweizer Rüstungsgüter in der Zeit des Kalten Krieges in ihren vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen Militär, Industrie, Politik und Öffentlichkeit. Die Kriegsmaterialpolitik der «neutralen» Schweiz wurde wesentlich vom internationalen Kalten Krieg bestimmt, war aber auch durch innenpolitische Faktoren beeinflusst. Vorstellungen von schweizerischer Autarkie und Unabhängigkeit trafen auf die konstitutive Abhängigkeit von westlichen Technologietransfers und ökonomischen Verflechtungen. Wie das Heft zeigt, waren Rüstungskontrolle und Kriegsmaterialexporte gesellschaftlich umkämpfte Themen, die von Auseinandersetzungen und Skandalen begleitet wurden.

Dans ce cahier, cinq études de cas sur l'armement suisse pendant la guerre froide retracent les multiples interactions entre l'armée, l'industrie, la politique et le grand public. En ce qui concerne sa politique sur le matériel de guerre, la Suisse, tout en se réclamant de la «neutralité», était essentiellement déterminée par la guerre froide internationale. L'idée d'autosuffisance et d'indépendance de la Suisse était en contradiction avec sa dépendance des transferts de technologie occidentaux et des interactions économiques transnationales. Le cahier montre que le contrôle de l'armement et les exportations de matériel de guerre ont donné lieu à divers antagonismes et scandales.

SCHWABE VERLAG

www.schwabe.ch